This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Horst Wolfram Geißler

Der letzte Biedermeier

Von Horſt Wolfram Geißler
erſchien im gleichen Verlage:

Das Lied vom Wind

Ein Roman aus dem deutſchen Rokoko

339 Seiten. 5. Auflage.

„Wie kein zweiter verſteht es H. W. Geißler, die ſchönheitverklärte Wehmut ſterbender Kulturen zu ſchildern. Er iſt ein Dichter von Gottes Gnaden."

Karl Bienenſtein i. Deutſchnat. Jahrbuch.

Der ewige Hochzeiter

Ein Münchner Spitzwegroman

352 Seiten. 11. Auflage.

„Geſundeſte deutſche Kunſt wie die Spitzwegs, beſchaulich, verſonnen, beſinnlich, herzensinnig und köſtlich-heiter." R. Dohſe i. d. Schön. Literatur.

Neu! Himmelſtoß Neu!

Eine ungewöhnliche Alltagsgeſchichte

Ein Buch von ſo echtem und feinem Humor, wie man ihn in der heutigen Literatur anderweit vergebens ſuchen wird.

Der letzte Biedermeier

Ein Frankfurter Roman aus dem Vormärz

von

Horſt Wolfram Geißler

Sechſtes Tauſend

Alexander Duncker Verlag, Weimar 1919

Z XI

Von Horſt Wolfram Geißler
erſchien im gleichen Verlage:

Das Lied vom Wind
Ein Roman aus dem deutſchen Rokoko
339 Seiten. 5. Auflage.

„Wie kein zweiter verſteht es H. W. Geißler, die ſchönheitverklärte Wehmut ſterbender Kulturen zu ſchildern. Er iſt ein Dichter von Gottes Gnaden."
Karl Bienenſtein i. Deutſchnat. Jahrbuch.

Der ewige Hochzeiter
Ein Münchner Spitzwegroman
352 Seiten. 11. Auflage.

„Geſundeſte deutſche Kunſt wie die Spitzwegs, beſchaulich, verſonnen, beſinnlich, herzensinnig und köſtlicheiter." R. Dohſe i. d. Schön. Literatur.

Neu! Himmelſtoß Neu!
Eine ungewöhnliche Alltagsgeſchichte

Ein Buch von ſo echtem und feinem Humor, wie man ihn in der heutigen Literatur anderweit vergebens ſuchen wird.

Der letzte Biedermeier

Ein Frankfurter Roman aus dem Vormärz

von

Horst Wolfram Geißler

Sechstes Tausend

Alexander Duncker Verlag, Weimar 1919

Z XI

876
G313
le

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1919 by A. Duncker, Weimar

Den Umschlag zeichnete
Frau Felice Oesclabissac, München

Ohlenrothsche Buchdruckerei
Georg Richters
Erfurt

UNIV. OF CALIFORNIA

Es war einmal ein Frankfurt, das ſich in heiterer Fröhlichkeit an den ſanftgebogenen Main hinſchmiegte; der war von ſeiner langen Reiſe müde geworden, noch weiter ſein krauſes Band um die deutſchen Wälder und Berge zu winden, und glitt nun in ruhiger Fülle durch das wieſige Land, trug träumend breite Kähne mit ſich und floß behäbig durch den Sonnenſchein. Wieſen, Wieſen, Wieſen! Auch wohl einmal ein Saum von Erlen, die ſich im Waſſer ſpiegelten; und ein freundlich rotes Dach hinter blühenden Apfelbäumen. Aber dann traten wieder die weiten grünen Flächen an das Ufer heran. Und über all der wohligen, ſummenden Weideſtille flimmerte ein goldblauer Himmel.

Zuweilen erinnerte ſich der alte Main einmal an die Sprünge ſeiner Jugend und ſchlug einen neckiſchen Haken, damit die Flößer, die auf ihren Stämmen dem Rhein entgegenſchwammen, nicht

427223

gar so faul und behaglich sich dehnen konnten. Da wandte sich der Strom gegen Mittag, weil ihm einfiel, daß er noch an dem lieben Offenbach vorbei müsse, das in den letzten Jahren so fleißig und groß geworden war. Aber bei dem Städtlein besann er sich doch wieder und bog in seine gewohnte Bahn zurück, die ihn nach Westen führte. Denn jetzt kam bald der feierliche Augenblick, in dem er die hessische Grenze überschritt und auf das Gebiet der hochachtbaren freien Stadt Frankfurt übertrat. Damit war für den lustigen Gesellen die Tändelei mit den Wiesenufern vorbei; kurz vor der Grenze rückte er sich geschwind noch ein wenig zusammen und hielt seine Kräfte in gedrängtem Bette beieinander.

Aber dann rollte er ehrwürdig, breit und behäbig an den rotweißen Grenzpfählen der ehrwürdigen, breiten und behäbigen Stadt Frankfurt vorüber, geraden Sinnes und ohne Hinterhältigkeiten, wie es sich für einen biederen Republikaner gehört, und bekam ein stolzes und selbstbewußtes Aussehen; denn jetzt floß er durch das schönste, lustigste und merkwürdigste der sämtlichen sechsunddreißig deutschen Vaterländer, die es damals gab.

Heute zumal war die Stadt mit ihrem blühen-

den Kranz von Anlagen luſtſam anzuſchauen: es war der herrlichſte Maitag, den Gott ſeit langem hatte werden laſſen.

Und zwar war es der achtzehnte Mai des Jahres Eintauſendachthundertſechsunddreißig.

Mit vergnügten blanken Augen ſahen die altersgrauen Häuſer der freien Stadt zu dem jenſeitigen Ufer hinüber, wo ſich von Sachſenhauſen nach Oberrad hin eine breite Kette von frühlingsfriſchen Gärten am Fluſſe hinzog. Auf dem Fußpfade, der am Ufer entlang lief, wandelten geruhſamen Schrittes ehrbare Frankfurter Bürger mit ihren Ehehälften, als fröhliche bunte Flecke in dem ſatten Grün. Selbſtbewußt ſchauten ſie nach den Türmen ihrer Stadt, fühlten ſich wieder einmal erhoben über ihr freies Vaterland — und waren heimlich doch ein bißchen froh, daß ſie für diesmal den engen Straßen entronnen waren und in der lenzſeligen Natur ſpazieren durften.

Es war kurz nach Mittag, und die bunte Reihe von luſtwandelnden Menſchen, die ſich einige Stunden ſpäter von der Mainbrücke bis zur Gerbermühle ziehen würde, war noch häufig unterbrochen; denn mancher Bürger ließ ſich auch durch den gleißendſten Sonnenſchein nicht

um das angestammte Recht auf einen Mittagsschlaf betrügen.

An der Spitze dieser Reihe, und am weitesten stromaufwärts, ging ein besonders angesehenes Grüpplein. Den Vortrab hatten die Kinder: Wilhelm König und die kleine Babette van Hees; die beiden waren anfangs sittsam nebeneinandergelaufen und hielten sich an den Händen gefaßt — daran war Wilhelm schuld; denn sein Herr Vater hatte ihm eine eindringliche Rede gehalten, daß er heute nun schon dreizehn Jahre alt würde und bald ein Mann sei: deshalb müsse er ein ernsthaft neu Leben beginnen. Da hatte der braunlockige Wilhelm ihn mit seinen großen blauen Augen nachdenklich angesehen und es war ihm beigefallen, daß es doch eine große Bürde sei, wenn einer ein Mann ist. Auf größeres Verständnis traf die Mahnung der Mutter, daß er seine neuen gelben Hosen fein in Acht nehmen müsse, und wenn in einem sumpfigen Weiher die Frösche ihr Konzert anhöben, so solle er sie in Gottes Namen singen lassen und nicht wieder, wie neulich, mitten unter sie hineinplumpsen. So hatte er denn die kleine Babette bei der Hand gefaßt und sich bisweilen umgeschaut, ob der Vater mit ihm zufrieden sei.

Aber die zwölfjährige Babette fand das Erwachsensein bald langweilig. „Willst Du nun immer so schrecklich hölzern sein?“ fragte sie. Er nickte. „Freilich! Denn jetzt bin ich groß. Und außerdem hab' ich die neuen Hosen an, und die blaue Jacke ist auch neu, und dann hat mir die Mutter heute zum ersten Mal eine Schraube gebrannt; die muß bleiben!“ Er stand still und beugte sich zu dem Mädchen herunter, damit sie über seiner Stirn die kunstvolle Haarlocke besser bewundern könnte, die sich mit kühnem Schwung in die Luft drehte.

Babette besah das Kunstwerk mit ihren schwarzen Augen. „Das ist nun wohl das Zeichen, daß Du ein Mann bist?“

„Ja.“

„So!“ sagte sie. Und fuhr mit ihrer kleinen schnellen Hand jäh in die Lockenpracht, daß das ganze mühsame Gebäude zusammensank. „So!“ sagte Babettlein wieder und stand vor dem sprachlosen Wilhelm, „jetzt ist's aus — hihi! Nun bist Du kein Mann mehr, und wir wollen Nachlauf spielen.“

Der Junge wußte nicht recht, ob er weinen solle. Er warf einen Blick nach dem Vater zurück; der ging in eifrigem Gespräch mit Herrn van Hees

und ahnte nichts von Babettens Schändlichkeit. Da sah Wilhelm, daß er sich selber helfen müsse, und wandte sich mit schwarzen Rachegedanken wieder zu dem Mädchen. Aber die kleine Hexe lief ein Stücklein vor ihm und lachte ihn aus: „fang mich doch!“ Und ohne an die gelben Hosen zu denken, rannte er hinter ihr in das weiche Gras.

Herr van Hees lächelte ein wenig, als er die Kinder fortspringen sah; aber er schwieg und hörte wieder auf die Rede, die ihm der Senator König hielt, und die nun schon eine halbe Stunde dauerte. Der Senator König war einer der angesehensten Männer der Republik und sein Einfluß war schon oft in der auswärtigen Politik der Stadt zu spüren gewesen. Bei seinen dreiundfünfzig Jahren hatte ihn die Spannkraft der Jugend noch nicht verlassen, aber der Zank der Parteien hatte herbe, strenge Falten in sein scharfes Gesicht gegraben und sein Haar gebleicht. Gerade die letzte Zeit war voll schwerer Verantwortung für ihn gewesen und sein ernstes Gemüt war fast verbittert worden; denn man hatte ihm allgemach das Heft aus den Händen gewunden, und die Liberalen waren an das Ruder des Staatsschiffleins gekommen — die Liberalen und die Kleindeutschen, denen er feind war. Die Klippe, an der seine

Politik ſcheiterte, war die Zollvereinsfrage. In der hatten die Kleindeutſchen geſiegt, und der Senator König ſah die Anſichten, auf denen er ſein Leben aufgebaut, beiſeite geſchoben. Deshalb lief ihm eine grämliche Falte um den Mund, und wenn er ſprach, geſchah es nur, um mit ſeinen politiſchen Feinden abzurechnen — zu denen auch Herr van Hees gehörte, der Freund des Hauſes König von Jugend auf.

Auch an dieſem Nachmittage donnerte der Senator wider den böſen Feind, der aus den deutſchen Ländern ein Deutſchland machen wollte, das unter Preußens Führung das alte Öſterreich abſchüttelte und ſich ſelbſt überließ. Vor vier Jahren hatte König auf dem Gipfel ſeiner Macht geſtanden. Damals war Preußen an die Frankfurter Regierung mit der Aufforderung herangetreten, ſich dem Zollverein anzuſchließen. Der Senator aber ſah darin den erſten Schritt zur Trennung von Öſterreich, zur Herrſchaft Preußens über die kleineren deutſchen Länder — und er ſah darin eine Gefahr für die Freiheit Frankfurts. Deshalb ſperrte er ſich mit ſeinem ganzen Anhange gegen den Beitritt zum Zollverein. Und damals erlangte ſeine Meinung das Übergewicht: Frankfurt lehnte den Vorſchlag ab. Ja noch mehr:

im Sommer des Jahres 1832 hatte der Frankfurter Bevollmächtigte Harnier mit den englischen Staatsmännern Viscount Palmerston und Lord Auckland den großen Handels- und Schiffahrtstraktat abgeschlossen, in dem sich die beiden hohen kontrahierenden Mächte Frankfurt am Main und Großbritannien alle Rechte und Vergünstigungen zusicherten, die gemeinhin ein ehrlicher Vertrag mit sich bringt.

Aber diese Weltpolitik der Stadt sollte bald ein klägliches Ende nehmen. Alle Staaten rings um das Frankfurter Gebiet traten dem Zollverein bei — und Frankfurt war isoliert. Überall fielen die Zollschranken — nur an Frankfurts Grenzen standen sie noch und forderten veraltete Mauth. Da ließen die fremden Handelsherren ihre Waren in das hessische Offenbach schaffen und richteten dort die Messe ein. Und zur Herbstzeit lag der Frankfurter Meßplatz verödet, während der Schall der Musik und des lauten Drängens der Menge von Offenbach her durch die stille Herbstluft lief und in den Herzen der aufrechten Republikaner wehmütige Gedanken weckte. Vier Jahre lang schwieg man. Aber dann wurden der unzufriedenen Stimmen zu viele. Der Senat mußte nachgeben: die Stadt löste ihren Vertrag

mit England, und am 2. Januar 1836 trat ſie dem deutſchen Zollvereine bei. Nun herrſchte Friede im Lande, und der Handel begann wieder aufzublühen.

„Sehen Sie,“ ſagte Herr van Hees zu dem Senator, als ſie über den Wieſenweg dahinſchritten, „jetzt kommen wir an die heſſiſche Grenze. Heute können wir unſeren Gang ohne Paß und Zollreviſion weitertun — vor einem Jahre war es anders. Aber Gott ſei Dank — das iſt nun alles vorüber. Wiſſen Sie noch, wie wir vorigen Herbſt zur Hauſener Kirchweih fahren wollten und die beiden Flaſchen Rüdesheimer an der Schranke beſchlagnahmt wurden? O du liebes Deutſchland!“

Der Senator runzelte die Stirn. „Laſſen Sie Deutſchland in Ruhe; es hat genug mit ſich ſelber zu tun. Ein böſer neuer Geiſt rüttelt an den Säulen des alten Gebäudes.“

„Ja!“ ſagte van Hees nachdenklich, „meinetwegen kann er alle ſechsunddreißig Säulen, auf denen das morſche Dach ruht, zuſammenrütteln. Dann wollen wir ein neues, beſſeres Haus bauen für unſere Kinder.“

König lächelte trübe. „Sie tun es nicht. Ich auch nicht. Es ſind ſchlimme Zeiten gekommen

ſeit dem erſten Napoleon.“ Er nahm den großen Filzzylinder vom Kopfe und griff nach dem Tüchlein in der Taſche ſeines grünen Fracks. Van Hees wollte die Unterbrechung benützen und das Geſpräch ſacht auf andere Bahnen lenken. Dabei beabſichtigte er, diplomatiſch mit dem Wetter zu beginnen. Aber er ſtockte. Denn da vorn erhob ſich auf der Wieſe am Fluß ein mörderliches Geſchrei — das offenbar von dem ſchwarzen Babettlein ausging. Van Hees beſchleunigte ſeinen Schritt, und der Senator folgte ihm. Sie fanden die Kinder in einem Graben. Wilhelm hielt ſich ſein Schnupftuch unter die Naſe und war ein wenig blaß; aber das Mädchen lehnte ſich an ihn und heulte erbärmlich. So ſtanden ſie in tragiſcher Poſe.

„Was haſt Du denn?“ fragte der Senator ſeinen Sprößling.

„Ich bin auf die Naſe gefallen!“ ſagte der ängſtlich.

Da richtete ſich Babette auf: nein, Wilhelm ſei nicht gefallen, ſondern ſie habe ihm ein Holz an die Naſe geworfen, und nun ſei er entzweigegangen. Die Alten ſahen ſich an. Aber da ſchrie das Mädchen ſchon wieder auf. „O Wilhelm! Die neuen Hoſen!“ Er ſchaute an ſich

herunter: ein paar dicke rote Flecke hatten ſich da breit gemacht. Nun kam auch ihn das Weinen an; denn es war ein großer Schmerz. Van Hees ſtrich ihm über das Haar. „Das iſt das Blut der Edlen!“ ſagte er tröſtend und blickte zu dem Senator hinüber, der Babette zu beruhigen ſuchte.

Da kamen mit wippenden Krinolinen und flatternden Hutbändern die Frauen über den raſigen Pfad gelaufen. Sie waren weit zurückgeblieben über ihren wichtigen Geſprächen — Frauen haben immer Wichtiges zu reden. Aber nun ſie das erhebliche Gebrüll vernommen hatten, ſegelten ſie herbei wie zwei Schwäne, denen ein arger Junge ins Neſt griff, aufgeregt und mit ſchlagenden Flügeln.

„Babette!“ zeterte die große üppige Frau van Hees.

„Wilhelm!“ jammerte die zierliche Königin. Und nun waren ſie da, riſſen ihre Küken aus den Armen der verſtändnisloſen Väter und nahmen ſie unter ihre ſchützenden Fittiche, zupften und ſtreichelten in erregter Sorgfalt an ihnen herum. Als aber die Senatorin die wehleidigen Flecken auf der Hoſe ſah, zog ſich auch bei ihr an dem Himmel der mütterlichen Liebe ein bedrohliches Gewitter zuſammen. Da ſie nun hörte, was ge-

ſchehen ſei, drückte ſie ihren Wilhelm feſt an ſich und warf der Frau Baſe einen ſehr langen und ſehr zweifelhaften Blick zu — und die andere konnte zu ihrem Leidweſen nichts auf dieſe deutliche Kritik an ihrer Babette erwidern. Es war eine gefährliche Situation.

Vater König ſprach das rettende Wort. Er ſah, daß Wilhelms Naſe nicht mehr blutete und ſagte gemeſſen: „Seraphine — nach dieſem Zwiſchenfall wollen wir weitergehen!“ Und das taten ſie auch. Voran ſchritten jetzt die beiden Väter, der eine im grünen, der andere im ſchwarzen Frack. Dann kamen die Kinder, ſtill und geduckt; denn Babetten war der große Schreck in die Glieder gefahren, und Wilhelm dachte daran, daß er nun vor der Frau Tante in Offenbach mit einer fleckigen Hoſe erſcheinen müſſe. Den Schluß machten die Frauen, die gleich wandelnden Glocken hinter den Kindern herſchritten.

Jetzt waren ſie bei der freundlichen Gerbermühle. Im Ufergarten ſtanden luſtig bunt gedeckte Tiſche unter den hohen Kaſtanienbäumen; das war ſo lockend, daß die voranſchreitenden Väter einträchtig den Seitenpfad nach dem Garten einſchlugen. Wilhelm ſah das mit heimlicher Befriedigung; denn er wußte nun, daß ſie

heute nimmer nach Offenbach kommen würden: Herr van Hees zeigte eine erstaunliche Ausdauer, wenn er einmal irgendwo festsaß. Also gingen sie zu einem der vordersten Tische; von da aus sah man unter den Bäumen durch auf den Main, der ruhig an seinen grünen Ufern vorüberglitt, und hinüber auf die Frankfurter Seite, wo sich in frühlingsfroher Heiterkeit die großen Gärtnereien dehnten, zwischen Wiesen, auf denen die blühenden Obstbäume in rosaduftigen Schleiern standen. Hinter der schmalen Ebene aber stieg die langgestreckte Höhe des Röderberges auf, lag wohlig in der Nachmittagssonne und hielt ihre Weingärten den segnenden Strahlen entgegen.

„Ein schönes Land!“ sagte van Hees und nippte mit bedächtig gespitzten Lippen an seinem Glase. „Ein glückliches Land! Wie das blüht und flimmert — ein Paradiesgärtlein! Und Sie Glückskind dürfen das nun alle Tage sehen.“ Er dachte daran, daß der Senator oben auf dem Rücken des Röderberges ein niedliches, hellblau getünchtes Sommerhaus besaß, inmitten eines schönen, sonnenstillen Gartens. König schwieg; er lächelte ein wenig — halb wie ein Mann, der sich seines unneideten Besitzes freut, und halb ironisch.

Aber van Hees redete weiter und sah sinnend hinüber zu den fernen Sonnenhängen. „Wenn ich so wäre, wie Sie, mit Ihren behäbigen und ruhevollen Ansichten, denen die Hast kommender Zeiten fremd ist — so wahr mir Gott helfe: ich ließe andere sich mit dem Seidenhandel herumärgern und bliebe fein draußen vor dem Tore, in meinem hellen Häuslein, wandelte vergnügt durch den Garten, hörte die Vögel pfeifen und bände hier und da eine junge Rosenranke in die Höhe. Ja, das wäre mein Tagewerk. Und abends läs' ich im Journal, wie sich da unten in der Welt die Leute die Köpfe heiß reden, lachte ein bißchen darüber und wünschte mir eine geruhsame Nacht. Und wissen Sie, wie ich mein Haus nennen würde? Das Königreich. Denn es wohnt doch ein König darin."

Der Senator schüttelte den grauen Kopf. „Das wär' ihnen freilich genehm, den Herren Neuzeitlichen im Rat, wenn so ein alter störrischer Gaul wie ich seines Weges ginge. Aber den Gefallen tu ich ihnen nicht — oho, nein! Ich will auch mein Teil dazu beitragen, daß uns das Haus nicht über dem Kopfe zusammenbricht."

Van Hees lachte. „Sie sehen Gespenster! Wissen Sie, was das bedeutet, wenn es in dem

alten Bau ächzt und kniſtert? Nicht: daß nun das Ende herankommt. Sondern: daß ein Wunder geſchehen will; die alten Balken dehnen ſich heraus aus dem Moderdunkel an das freie Licht der Sonne. Der deutſche Frühling iſt noch nicht gekommen — aber da drinnen in dem alten Holze, das ſie mit Gewalt zerſchneiden und zerſtücken wollten, regt es ſich heimlich: Säfte, Säfte, Herr Bruder! Es treibt und will ſproſſen! Vielleicht erleben wir's noch, vielleicht auch nicht. Aber es iſt ſchon das große Märzraunen im Weltwalde. Die anderen Bäume ſtrecken übermütige Knoſpen heraus: wie war's vor ſechs Jahren in Paris? Und gleich darauf in Polen? Damals fing's auch bei uns an zu kniſtern — aber es war noch zu früh; denken Sie an den Herzog von Braunſchweig, der ſein Land hat laſſen müſſen ... faſt wäre ſchon damals der Frühling zu uns gekommen. Aber es weht noch ein gar kalter Wind, gelt? Von Wien her, Herr Bruder! Der Kuckuck, der in Hambach ein luſtiges Rufen anhub, iſt jäh verſtummt. Aber es kommt, es kommt. Warum ſollen die Maulwürfe immer an Salatſtauden nagen? Sie können auch einmal unter Thronen wühlen."

Der Senator nickte und ſah beſinnlich in ſein

Glas. „Ja, ja! Da draußen will ein toller Sturm anheben. Es ist schlimm. Schlimmer als bei uns — Gott sei dank: Frankfurt ist eine freie Stadt und ist ein Staat für sich; und der Rat wird sich zu helfen wissen. Was geht's uns an, wenn draußen in den deutschen Ländern ein paar Querköpfe das Volk verwirren? Da schreien sie nach der Republik — oh, ich weiß wohl: auch bei uns gibt es derlei Narren, die sich durch schwarz-rot-goldene Pfeifentroddeln als Bürger des Staates der Zukunft ausweisen. Ich frage Sie: was geht das uns an? Wir haben ja die Republik! Wozu das Geschrei?" Er sah den Nachbar mit zornigen Augen an, als ob der daran schuld sei. Van Hees aber legte ihm über den Tisch die Hand auf den Arm und sagte beruhigend: „Sie werden's nicht ändern. Ich auch nicht. Aber wollen wir den gottschönen Tag durch leidiges Disputieren verlästern? Wir wollen uns erinnern, daß wir Brüder vom Lamm sind." Damit hatte er ein gutes Wort gesprochen. Das Lamm — das war eine fröhliche Vereinigung von Männern, die einmal im Monat zusammenkamen, um bei einer Flasche goldklaren Rheinweins die Grauheit des Alltags zu vergessen. Man hätte ihre Namen an den Fingern herzählen

können, ſo wenige waren es. Aber jeder von ihnen war ein Kopf. Und weil ſie heiter und vergnügt ſein wollten, ſo hatten ſie in ihren Geſetzen nur einen Paragraphen. Der bürgte dafür, daß kein Mißton in der Runde aufklang und lautete: Von Politik und Geſchäften wird nicht geredet. So war es auch möglich, daß Männer, die im Rat oder in Handelsſachen einander feind waren, an dieſem einen Tag im Monat einträchtig zuſammenſaßen, mild und friedlich: daher auch der hochachtbare Kreis ſich die Brüderſchaft vom Lamm nannte.

Herr van Hees alſo erinnerte den Senator zur guten Stunde an ſeine zeitweilige Lammsnatur; das hatte zur Folge, daß König mit Behagen noch eine Bouteille von dem Roten beſtellte und ſich in die Bank zurücklehnte. Wilhelm ſah das mit abermals großer Befriedigung, und die Frauen holten aus ihren Beuteln das Strickzeug vor; ſie kannten ihre Eheherren.

Van Hees hatte recht, wenn er den Senator um sein Haus am Röderberg ein wenig beneidete. Das lag am oberen Rande des Hanges, mitten in einem großen Garten. Hinter dem Hause wurde dieser Garten zur Wiese; aber vorn war er sorgfältig gepflegt, und über den weißen Kieswegen bauten vergitterte Eisenbögen ein luftiges Gewölbe, von dem die roten Kletterrosen herunterhingen. Hunderte von Stöcken hatte der Senator gekauft, als er damals das Haus baute, und nun rankten sich überall die Rosen: am Zaun, über den Wegen, an den Wänden des Hauses — überall. Am schönsten umwuchert aber war der Balkon über der Türe, das „Belvedere". Rosen am Geländer, Rosen an den Seiten, Rosen als Decke — Rosen, Rosen, Rosen. Und gelbe Zitronenfalter schwammen in dem Dufte, gaukelten berauscht von Licht und lachender Schönheit

über die Blüten, schwebten durch die offenen Fenster in die Stuben — und auch dort standen strahlende Rosen in Schalen. Da war ein Eckzimmer mit grüngetünchten Wänden, das an zwei Seiten Fenster hatte und in das der Duft von zwei Seiten fließen konnte. Der Senator hatte es als Wohnstube eingerichtet.

In der Mitte stand ein großer runder Tisch auf vier Beinen; über seiner Fläche lag eine Decke aus schwer gelber chinesischer Seide. Tagsüber trug er eine mattblaue Schale mit Rosen, aber wenn es dunkel wurde, huschte die Magd Mina herein und brachte die Lampe, die dann einen milden Dämmerkreis auf die Seide zeichnete.

Dieser Tisch war ein Heiligtum, das zur Essenszeit eine andächtige Gemeinde versammelte, und Wilhelm hatte schon als kleines Kind einen ehrfürchtigen und geheimnisvollen Schauder empfunden, wenn er unter dem Tisch auf der weißgescheuerten Diele saß und sich einbildete: das sei nun sein Haus. Er blickte dann zwischen den Fransen der Decke durch und sah seine Mutter am Fenster sitzen, auf ihrem zierlichen Lehnstuhl aus Kirschholz, wie sie in dem ebenso zierlichen Nähtisch kramte und dann und wann einen Faden um den Zeigefinger wickelte und abriß, oder wie

sie die Nadel gegen das Licht hielt und einfädelte. Sie hatte ein feines, stilles Gesicht; vor jedem Ohr hing eine große, gedrehte blonde Locke und zitterte jedesmal ein wenig, wenn sie den Kopf bewegte. Aber das Schönste an der Mutter schien Wilhelm immer der Rock zu sein; er war sehr weit und bauschig und hatte innen einen Reifen, so daß es überaus pompös anzusehen war, wenn sie sich setzte — denn das war gar nicht so leicht. Der Senator bestand darauf, daß für diesen Rock stets das kostbarste Stück geblümter heller Seide ausgesucht wurde, das in dem Lager der Firma König zu finden war; das machte einen guten Eindruck, und in seinen lustigen Stunden nannte er seine Frau sein Aushängeschild. Wirklich drehte sich auf der Straße auch jeder nach der feinen Frau um, denn ein seidener Rock war etwas Unerhörtes. Wilhelm konnte stundenlang mit gekreuzten Beinen wie ein Türke unter dem Tische sitzen und seine Mutter betrachten; er wartete still, bis sie ihr Nähzeug aus der Hand legte, und hustete dann ein bißchen. Da schaute sie halb erstaunt hin und fragte: „Bist Du auch noch da, Wilhelm?“ Worauf er regelmäßig antwortete: „Ich warte, bis die Frau Mutter Musik macht.“ Darauf lachte sie und setzte sich an das hellbraune

kleine Spinett. „Das mit Elisen!“ sagte Wilhelm dann bittend. Sie nickte, griff ein paar Akkorde auf dem schüchternen Instrument und begann das Lied mit ihrer sanften Stimme:

Noch einmal, Robert, eh wir scheiden,
Komm an Elisens klopfend Herz!
Süß fühlt' es einst der Liebe Freuden
Und jetzt so bitter ihren Schmerz.
Schon hat die Glocke dumpf geschlagen,
Schon mahnt Dich grausam Deine Pflicht
Und gönnt mir kaum, Dir noch zu sagen:
„Du Einziger, vergiß mein nicht!“

Die letzte Zeile mußte wiederholt werden, und gerade diese Wiederholung machte den Trennungsschmerz für Wilhelm so deutlich, daß er meist jämmerlich zu schluchzen anfing und bei der zweiten Strophe gewiß vor Herzeleid gestorben wäre, wenn die Mutter sie gesungen hätte. Einmal war die Tante aus Offenbach dabeigewesen und hatte die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. „Seraphine!“ sagte sie zu der Senatorin, „das nimmt kein gutes Ende. Du wirst an mich denken. Wie kann ein kleines Kind schon so verständig sein? Oh Seraphine — er wird sicher einmal ein Dichter, oder noch etwas Schlimmeres. Sing ihm das Lied um Jesu Willen nicht

mehr vor. Wie kannſt Du ihn ſo verderben?“ Die Königin hatte dazu gelächelt.

Aber eines Tages war dem Jungen das Lied verleidet worden. Daran war Babette van Hees ſchuld. Die hatte ihn beſucht, und ſie ſaßen zuſammen unter dem Tiſch und ſpielten Mann und Frau. Da begann die Mutter nach ihrer Gewohnheit zu ſingen, und Wilhelm, auch nach ſeiner Gewohnheit, fing an zu weinen. Worauf das ſchwarze Babettlein ein ſilbernes Lachen anſchlug: wie er darüber ſo traurig ſein könne? Das ſei doch nur ein Lied, und Lieder ſeien immer gelogen. Da ſah Wilhelm das Mädchen mit tränenvollen Augen an und begann von neuem zu weinen — aber nun darüber, daß ſie ſo herzlos reden konnte. Es war ein großes Leid für ihn.

Das war nun freilich ſchon lange her, und der Junge war gewachſen und hockte nicht mehr zuſammengerollt wie ein kleiner Bär unter dem Tiſche. Die Mutter hatte ihm beigebracht, daß ein rechter Mann nicht weinen dürfe, und er ſchluckte tapfer ſeine Tränen hinunter, wenn es einmal über ihn kam. Deshalb war er auch ſo heldenhaft, als ihm die ſchlimme Babette das Holz an die Naſe warf. „Es iſt mir lieb, wenn die Babette zu uns herauskommt,“ hatte der Senator zu

Herrn van Hees geſagt, als ſie ſich an jenem Abend vor der Gerbermühle trennten, „denn ſie iſt eine Ergänzung für ihn. Was ihm an Lebhaftigkeit fehlt, das hat ſie zuviel.“ Van Hees nickte dieſem weiſen pädagogiſchen Grundſatze Beifall und verſprach, das Mädchen ſo oft als möglich auf den Röderberg zu ſchicken. Auch die Mütter waren damit einverſtanden; ſie hatten ihre eigenen, weit ausſchauenden Gedanken. Mütter ſehen ſtets erſtaunlich weit.

So kam es, daß Babette ein ſtändiger Gaſt in dem hellblauen Roſenhauſe wurde und oft von morgens bis abends auf dem Röderberge blieb. Mittags bei Tiſch ſaß ſie dann neben Wilhelm und ließ ihre ſchwarzen Augen luſtig von einem zum anderen gehen. Sie waren meiſt zu fünft, denn Wilhelms Lehrer wohnte im Hauſe König.

Als nämlich die Frage auftauchte, ob Wilhelm zur Schule ſolle, kam bei dem Senator wieder einmal der alte Patrizier zum Vorſchein. Er meinte, das Zuſammenſitzen in einer großen Klaſſe verwiſche die Standesunterſchiede im Bewußtſein der Jungen. Er ſprach von Goethe. Und nahm einen Hauslehrer, weil er nicht ſo viel freie Zeit hatte wie der weiland kaiſerliche Rat Johann Caſpar Goethe, um ſeinen Sohn ſelbſt

zu unterrichten. So kam der Magiſter Jean Feldbecher in das Haus des Senators.

Und der war ein merkwürdiges Männlein; klein, dürr, auf der ſcharfen Naſe eine gewaltige Brille, hinter der vergnügte Augen zwinkerten. Er trug ſtets einen ſorgfältig gebürſteten ſchwarzen Frack und ſpießte mit den Ecken ſeines Vatermörders gefährlich in der Welt herum. Klug war noch niemand aus ihm geworden, aber das wußten ſie alle: er tat keinem etwas zu Leide.

Dieſes Magiſterlein hauſte oben unterm Dach. Der Senator hatte ihm zwar ein nettes Zimmer zu ebener Erde angeboten, aber er lehnte es ab: er ſei gewohnt, auf den Höhen der Menſchheit zu wandeln. Da ließen ſie den ſchnurrigen Kauz oben ſitzen. Manchmal, wenn der Senator von der Lammgemeinde zurückkehrte, weinfroh und lebensmutig, ſah er zur ſpäten Stunde das Lichtlein hinter Feldbechers Fenſter brennen. Einmal ſtieg er hinauf und trat mit erheblichem Gepolter in die Kammer.

Er fand den kleinen Mann auf einem Holzſchemel, wie er eifrig in einem Buche las, und pflanzte ſich vor ihn hin. Der Magiſter ſprang auf. „Was treibt Er da?“ fragte König gravitätiſch.

„Philoſophie, zu dienen, Herr Senator!“ ſagte Feldbecher und machte eine Verbeugung.

„So, ſo — alſo — Phil — Philo — hm ...“ es ſchien ihm ratſamer, den Kampf mit dieſem ſchwierigen Wort aufzugeben; er winkte gnädig und ſtieg die Treppe hinunter. Der Magiſter ſtand als ein freundlich lächelnder Kobold oben an der Tür und leuchtete hinter ihm her. Dann vergrub er ſich wieder in ſein Buch. König ging kopfſchüttelnd zu Bett. Aber ſchließlich konnte ihm das gleichgültig ſein — wenn der Feldbecher nur ſein Amt als Lehrer Wilhelms treulich verwaltete. Und das tat er. Die Vormittage waren zum Unterricht beſtimmt. Da ſaßen ſie bei dem ſchönen Sommerwetter auf dem roſenumſponnenen Belvedere, und der Magiſter malte in entzückender Schnörkelſchrift einen Satz in das Heft des Jungen, oben auf die erſte Zeile. Dann bekam Wilhelm die große Gänſefeder in die Hand und mußte das Vorbild abmalen; er tat das mit großem Vergnügen, und Meiſter Feldbecher freute ſich lobend über ſeine Fortſchritte.

Nachmittags aber wurde geſpielt, und der Mann, der ſich nächtelang mit den ſchwierigſten Problemen des Denkens herumbiß, wurde über dieſen Spielen zum fröhlichen Kinde. Einmal

hatte er Wilhelm die Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand erzählt — und seitdem trat Wilhelm an diesen Nachmittagen stets als Ritter auf; damit die Sache echt aussah, zog er über seine Rechte einen alten Handschuh. Nun tobten sie auf der Obstwiese hinter dem Hause herum, und es geschahen die abenteuerlichsten Dinge. Um den Garten lief ein alter niedriger Zaun, der ihn von dem Nachbargrunde trennte. Dort stand ein verlassenes Häuslein inmitten wildwuchernden Efeus: das war Wilhelms Raubschloß, von dem aus er mit gefährlichem Schlachtgeheul in den väterlichen Garten einbrach, um mit dem kleinen Magister schwere Turniere zu bestehen. Hatte er den Feind dann endlich in die Flucht geschlagen, so zog er sich befriedigt in seine sacht verfallende Burg zurück.

Aber in diesem Sommer verlor Wilhelm sein angestammtes Schloß. Und das kam so: als sie eines Morgens auf dem Belvedere saßen, rumpelte ein schwerer Wagen den holprigen Weg heran und hielt vor dem verwilderten Grundstücke des Nachbars. Zwei Männer luden allerhand verdächtiges Gerät ab und trugen es zu dem Häuslein: Kalk-

tonnen, Schaufeln, Maurerkellen. Am anderen Tage kam Einer und begann drüben grauſam zu wirtſchaften; aller Efeu wurde von den Wänden geriſſen, die Löcher wurden ausgebeſſert, die Mauern mit hellem Mörtel beworfen; dann kam Einer, der das Dach ausbeſſerte, und Einer, der Glas in die Fenſter zog. Wilhelm ſah das mit großen Augen: nun ſank all ſeine Räuberherrlichkeit dahin, und aus dem verfallenen Schloſſe wurde ein freundlich weißes Haus mit rotem Dach und blanken Fenſtern.

Und wieder nach ein paar Tagen rollte ein Wäglein heran, auf dem ein ſpärliches Wohngerät aufgeſtapelt war. Das wurde in das Haus geſchafft.

Nun hatten ſie eine Nachbarin bekommen, eine ſehr ſtille und blaſſe Frau mit eingefallenen Wangen und müden Augen. Es war eine Näherin. Sie hieß Adolfine Kraft und hatte einen Sohn Peter — woher, konnte man nicht ſo ohne weiteres ergründen. Natürlich tat ſie niemandem etwas Böſes, aber dennoch hegte Wilhelm einen bitteren Groll gegen die Frau; denn ſie hatte ihn aus ſeinem Schloſſe vertrieben. Deshalb ſchmiedete er heimliche Pläne, wie er die neue Nachbarin wieder vertreiben könne. Aber er fand nicht das

Richtige, und als die Senatorin hinter ſeine ſchwarzen Gedanken kam, verwies ſie ihm ernſtlich ſeine Kinderei; denn vor ein paar Tagen war Frau Kraft herübergekommen, hatte ſich vorgeſtellt und ſich für gelegentliche Arbeit empfohlen. Die Senatorin aber war innegeworden, daß es eine gute und brave Perſon ſei.

Da geſchah es um die Mitte des Sommers, daß Babette, die mit Wilhelm hinter dem Hauſe ſpielte, ein paar braune Augen durch den nachbarlichen Zaun lugen ſah. Die gehörten Peter Kraft.

„Was guckſt Du denn ſo?“ fragte ſie und trat näher.

Er ſchwieg.

„Du möchteſt wohl mittun?“

„Ja.“

„Dann ſteige doch über den Zaun!“

„Ich erlaube es gern!“ ſetzte Wilhelm mit Würde hinzu.

Alſo kletterte Peter herüber und beſah ſchüchtern die Hütte, die die Kinder aus Zweigen gebaut hatten. „Iſt ſie nicht großartig?“ fragte Babette ſtolz.

„Die fällt ja um, wenn ein Wind kommt!“ ſagte er und ſtieß ein wenig an das Gebäude;

das wackelte gefährlich. „Nichts genaues! Da muß ein feſter Unterbau hinein.“ Und er begann, mit einem Steine die Zweige in die Erde zu klopfen. Wilhelm ſah verwundert zu. Der andere konnte nicht älter ſein als er, aber er war größer und kräftiger.

„Du!“ ſagte Babette, „Du gefällſt mir. Du biſt ſtark.“ Worauf Peter ihr unter der Arbeit zunickte und Wilhelm einen roten Kopf bekam — er wußte nicht deutlich, warum.

Aber er merkte bald, daß Peter ein guter Kamerad ſei. So ſchloſſen ſie Freundſchaft und waren nun zu dritt. Babettlein ſpürte, daß ſie nun Zwei gegen ſich hatte, wenn ſie ungeberdig war; da wandte ſie das alte Mittel an: ſie teilte und herrſchte. Wilhelm wollte ſanft angefaßt ſein — ſie tat es; Peter Kraft machte ſeinem Namen Ehre — ſie balgte ſich mit ihm herum. Der Magiſter Jean Feldbecher betrachtete das fixe kleine Gewächs mit philoſophiſchen Augen und hing eigenen Gedanken nach. Schließlich verdichteten ſich ſeine Überlegungen zu der inhaltſchweren Frage: wozu raten die Denker und Poeten an der Seele des Weibes herum? Die Männer vergeſſen ihre guten Lehren im geeigneten Augenblicke doch; und die Frauen tragen ſie im Blute von kleinauf — wie

zum Exempel diese klein- schwarze Hexe. Also wozu? Er rätselte lange daran herum, aber es fiel ihm keine gescheite Antwort ein. Beinahe hätte ihm das den Glauben an die große Nützlichkeit der Wissenschaft erschüttert.

So spielten die Kinder einen Tag um den anderen, und Peter war nun fest in den Bund aufgenommen worden. Wenn es regnete, saß er mit Wilhelm in der Stube, oder sie krochen auf dem Oberboden herum und fanden in den staubigen Ecken geheimnisvolle Dinge, die sie ans Licht schleppten und dann liegen ließen, bis die Magd Mina scheltend die Leiter emporstieg und wieder Ordnung schaffte.

Der Sommer verging.

Es kamen leuchtende Tage. Der Himmel wölbte blauen Samt über den Röderberg; unten in der Ebene verblühten die Blumen auf den Beeten der Gärtnereien. Und auf dem Hügel wurden die Blätter gelb. Jetzt standen nur noch mattgelbe Rosen des Herbstes um das Haus des Senators; an den Ranken der Laubengänge und an den hellblauen Mauern hingen hunderttausend Hagebutten und wärmten sich in der freundlichen Sonne. Nun war die fröhliche Zeit der Obsternte. Große Körbe voll prachtvoller Äpfel

wurden in die Kelterei geschickt und bald kamen die ersten Zuber mit Most heraus.

Da feierten sie ein wehmütiges Abschiedsfest von all der klingenden Sommerherrlichkeit. Der Senator gab sich einen Nachmittag frei und lud seine Freunde ein: die Schwester aus Offenbach, und van Hees, und den Ingenieur Ulrich, und den naturseligen Gärtner Schmidt von der Bornheimer Heide. Sie kamen alle in Festtagskleidern, denn sie wußten: es war die letzte Ehrung für den Sommer. Herbstlich bunt sah die Runde aus; der Senator trug einen grünen Frack, der Gärtner einen braunen, Feldbecher war schwarz wie immer. Dazu die Frauen in blumigen hellen Kleidern, mit zärtlichen Locken und Sammetbändern um den Hals.

Nun saßen sie um den Tisch. „Kling, klang, gloria!" sagte der Gärtner, als sie die Mostbecher aneinanderstießen, „es lebe der freie Frankfurter Herbst; halloh! am Rheine trinken sie nun bald einen anderen Tropfen. Aber wir — wir sind bürgerlich. Wer sagt etwas gegen den Frankfurter Apfelbaum? Mög' es uns gedeihen!"

So saßen sie geruhsam und heiter im Lichte der sinkenden Sonne, bis sich im Norden um die Taunusberge ein feiner blauer Schleier legte. Da

rückte Frau Seraphine fröstelnd zusammen, und der Senator schenkte das letzte Glas aus dem Kruge. Er hob seinen Becher gegen den glühenden Ball am Horizont. „Wir gehen. Und du gehst. Aber wir kommen beide wieder. Prosit!“ Das war eine von den ebenso kurzen als deutungsvollen Reden, die König zu halten pflegte.

Van Hees aber, der so viel Most und Sonnenuntergang nicht leicht vertrug, ohne gefühlvoll zu werden, langte die Gitarre von der Stuhllehne und begann ein wehmütiges Lied:

Wenn die Schwalben heimwärtsziehn
Und die Rosen nicht mehr blühn ...

Sie sangen alle mit. Der Magister Jean Feldbecher mußte seine Brille abnehmen und sie putzen. Er hatte garzulang in den brennenden Westhimmel geschaut.

Dann gingen sie mit weichen, herbstlichen Seelen auseinander.

Am nächsten Tage schlossen sich die Läden des Rosenhauses: die Sommerfreude war verklungen. Die Magd Mina hub noch schnell ein großes Reinemachen an, und dann wanderten sie nach der Stadt: die Senatorin, Wilhelm und Feldbecher.

Peter begleitete sie bis zum Allerheiligentor.

„Jetzt werde ich ganz allein sein," sagte er, „und werde jeden Morgen durch den Schnee in die Schule stapfen müssen. Es wird eine langweilige Zeit."

Wilhelm seufzte und dachte, daß er sehr gerne mit Peter tauschen würde. Er stellte es sich großartig vor, so als Schneekönig über den ganzen Röderberg zu herrschen und auf die glitzernde Mainebene hinunterschauen zu können. „Du kommst recht oft zu uns herein!" Der andere nickte und wandte sich zum Heimweg.

Sie ſchlugen einen Haken um das Judenviertel, gingen die Lange Straße hinunter und kamen an den Main; da bog der Weg nach rechts um, lief am Ufer entlang und hieß jetzt Die ſchöne Ausſicht. Es ſtanden vornehme, hochgiebligе Häuſer an dieſer Straße und blickten über den Main hinüber auf die Sachſenhäuſer Bleichwieſen und auf das Städtlein ſelbſt. Eine Strecke weiter ſpannte ſich die Brücke über den Fluß. An der vorbei ging es ſacht bergab — und dann ſtanden ſie vor dem großen Erbhauſe der Familie König. Das war ſo ernſt und ehrſam anzuſchauen, daß ſelbſt eine ſo geſetzte Natur wie der Senator es nicht das ganze Jahr über darin aushalten mochte: deshalb hatte er das Roſenhaus gebaut. Man ſtieg die ausgetretenen Steinſtufen zur Eingangspforte hinauf und trat in einen langen, engen Korridor; rechts führte eine Tür mit blanker

Messingklinke in das Kontor der Seidenhandlung J. C. Königs Erben, aber links wand sich die steile Holztreppe nach den Wohnräumen in die Höhe. Dort hatte sich durch Menschenalter das Besitztum der Familie angesammelt. An den Wänden im Arbeitszimmer des Senators hingen sie alle, die Könige, mit den strengen Augen, von schulmeisterlich getreuer Hand gemalt. Der älteste trug noch die Allongeperücke. Es war immer der gleiche Gegensatz: die hölzernen ernsten Männer hatten stets schöne, zierliche Frauen geheiratet und ihr Leben lang darauf geachtet, daß sie auch schön und zierlich blieben. Und dennoch waren die Kinder aus diesen Ehen immer nach dem Vater geraten — bis auf Wilhelm, den Jüngsten; der war ein feiner, träumerischer, weicher Junge und war ganz aus der Art geschlagen. Der Senator betrachtete oft die Reihe der Ahnen mit nachdenklichen Augen ... und fürchtete, daß nun ein Ende kommen werde. Manchmal pflag er mit dem Bilde seines Vaters, den noch der gewissenhafte Seekatz gemalt hatte, heimliche Zwiesprach über das künftige Geschick der Königs. Dann legte sich ihm eine sorgenvolle Falte quer über die Stirn: er wußte, daß er der Letzte seiner Art sei. So hielt er es für seine Pflicht, das Hausgut sorgsam zu

wahren und zu mehren. Seine Vorfahren waren nie aus Deutschland herausgekommen und hatten nichts gekannt als ihren Seidenhandel; sie waren stets reich gewesen und waren stolz darauf, mit der Mode der Zeit gehen zu können. So hatte jede Generation das Haus neu ausgestattet mit kostbaren Möbeln — aber sie taten es nur aus Standesbewußtsein und das Gefühl für Einheit fehlte ihnen. Deshalb überkam der Senator das Besitztum seiner Väter in weiblichem Durcheinander: von Louis quatorze bis zum späten Stile des Kaiserreiches war alles in den Zimmern vereinigt. Anfangs achtete er nicht darauf; aber als er damals aus Italien zurückkehrte, sah er alles mit anderen Augen an. Und er schied die Zeitalter, so daß jedes Zimmer seinen eigenen Stil bekam. Die Wohnstube aber richtete er in der feinen, hellen, behaglichen Art der neuesten Mode ein, die spätere Geschlechter das Biedermeier genannt haben.

Am Tage nach dem Einzug flossen die Nebel den Main herunter, wie Gespensterschiffe mit wallenden Segeln. So ging das nun wochenlang. Wilhelm saß auf dem tiefen Fensterbrett und sah mit großen Augen, wie der weiße Schleier sich um Sachsenhausen legte; die Mainbrücke schien in eine webende

Unendlichkeit hinauszufließen, man sah nicht mehr, wo sie aufhörte. Das Pflaster des Mainkais wurde naß von dem Sprühen der ersten Novembertage, und die Schiffer auf den steinbeladenen Lastkähnen standen verdrießlich in dem nassen Wetter. Vom Fenster aus konnte Wilhelm gerade noch den Kran sehen, der die Sandsteine aus den Schiffen hob und sich knarrend drehte. Es war ein trübseliger und häßlicher Anblick.

Wilhelm wandte sich in das Zimmer. In dem Dämmerlichte warf die Glut des weißen Kachelofens absonderliche Flackereien auf die Dielen. Er setzte sich vor den Ofen und sah dem Spiele zu. Und versank bei der behaglichen Wärme in Träume von Sommersonne und Rosenranken. Je länger er in die tanzenden Flammen starrte, desto größer wurde sein Heimweh nach dem hellblauen Häuslein am Röderberg; er sah den Garten, und sah die lustige, blühende Ebene ... bis er es gar nimmer vor Sehnsucht aushalten konnte und sein Märchenbuch holte, das ihm die Mutter geschenkt. Er wußte: darin waren prachtvolle Kupferstiche und eine geschickte Hand hatte sie mit Wasserfarben illuminiert. Unter den Bildern war auch eines, das einen ähnlichen Rosengarten zeigte; ein Zwerg stand mitten in dem Garten; er war so häßlich,

daß Wilhelm die Geſchichte nie geleſen hatte, denn er wollte mit dem Gnom nichts zu tun haben. Aber das übrige Bild war herrlich; ſo deckte er die Hand über das kleine Ungeheuer und betrachtete nur den Garten. Es wäre eine Luſt, darin herumzulaufen, dachte er. Aber man müßte ihn größer machen. Etwa, wenn man vier große, große Bogen Papier nähme, und an jede Stubenwand einen klebte, und dann die Bäume und Hecken draufmalte ...

Er geriet darüber in großartige Pläne. Schließlich wußt' er ſich vor lauter Einfällen nicht mehr zu helfen und huſchte die Treppe hinauf, zu Feldbecher, der natürlich auch hier unter dem Dache wohnte.

„Wir wollen einen Röderberg machen — ja?"

Der Magiſter lächelte erſtaunt und ließ ſein Buch ſinken. „Wie denn?"

Da rückte Wilhelm mit ſeinen Ideen heraus. Jean Feldbecher neigte den Kopf zur Seite und zog die Schultern hoch; er ſah aus wie ein aufmerkſamer Rabe. „Hm, hm!" ſagte er und überlegte. Er ſchaute unbehaglich auf ſeine Bücher und dachte: oh Du trockenes Holz — Du willſt ein Menſchlein erziehen und wunderſt Dich, daß er im Winter nach Roſen ruft? Oh Du trockenes Holz!

Er ſchämte ſich ein wenig in ſeiner pädagogiſchen Seele und machte ſeine Sünde wieder gut, indem er mit freundlicher Bereitwilligkeit auf Wilhelms Pläne einging.

„Es gibt noch etwas viel ſchöneres! Wie heißt unſer erſter lateiniſcher Satz von heute? Nun? Theatrum ..."

„Theatrum Graecorum magnum erat et rotundum — das Theater der Griechen war groß und rund."

„Theater!!" ſagte Feldbecher und hob bedeutſam den Finger. Da ging dem Jungen ein gewaltiges Licht auf und warf einen freundlichen Schein in ſein ſonnenſehnendes Herz. „Wir ſpielen Theater!" ſagte er in feierlichem Glück.

„Natürlich!" antwortete Feldbecher.

„Ho! Wir ſpielen Götz von Berlichingen. Es wird furchtbar ſchön." Er ergriff kampfbegierig ein großes Lineal.

Nun war es an dem kleinen Magiſter, ein bedenkliches Geſicht zu machen. „Aber es ſollte doch ein Roſengarten ſein?"

Wilhelm ſchwieg. Das war richtig!

Da ſchnurrte jemand die Treppe herauf: Babette van Hees. „Eulen!" ſagte ſie, „warum hockt Ihr hier oben unterm Dache? He?"

„Sei still!“ Wilhelm legte verweisend den Finger auf die Lippen. „Es ist eine große Sache. Wir wollen Theater spielen.“

Das war eines der wenigen Male in ihrem Leben, daß Babette aus der Fassung kam. „Oh!“ sagte sie mit großen Augen und blickte von einem zum anderen: ob das auch Ernst sei mit dem Theaterspielen. Aber der Magister nickte wichtig, und sie mußte es glauben.

„Was wollt Ihr denn spielen?“

„Das wissen wir noch nicht. Es muß ein Rosengarten sein.“

„Meinetwegen. Aber ich bin die Prinzessin.“

„Vortrefflich!“ sagte Feldbecher und rieb sich vergnügt die Hände. In seiner Seele regte sich etwas wie längstverstaubte Schmetterlingsflügel. „Also eine Prinzessin haben wir. Und Wilhelm ist natürlich der Prinz.“

„Natürlich!“ rief Babettlein, „er ist wohl Prinz. Denn sein Vater heißt doch König. Also ist er der Prinz. Und Du mußt nun gleich das Stück dichten, Magister — gelt?“ Das feldbecherische Gewissen überhörte in seinem Eifer diese respektlose Duzbrüderschaft.

„Ja!“ sagte Wilhelm, „also ein Prinz und eine Prinzessin. Aber es muß ganz schrecklich traurig

ſein, damit man ordentlich weinen kann. Sonſt macht es keinen Spaß.“ Feldbecher verſprach auch das. Aber Babette zog unwillig das Näschen in die Höhe: „Nein! In einem richtigen Theaterſtücke kriegen ſie ſich am Ende. Ich weiß das ganz genau. Alſo dichte es ſo.“

Da fällte der kleine Magiſter ein ſalomoniſches Urteil und ſprach: „Alſo machen wir den Anfang traurig und das Ende luſtig.“ Damit waren die Kinder zufrieden und wollten hinuntergehen. In der Tür aber kehrte Wilhelm noch einmal um und flüſterte Feldbecher ins Ohr: „Dichten Sie auch das Lied von Eliſen hinein, ja?“

Dann hockte der kleine Lehrer wieder einſam auf ſeinem Schemel, gerade in der Mitte des Zimmers. Und überlegte.

Zum Abendbrot ſtieg er nur mit einem Seufzer hinunter. Es iſt eine gefährliche Sache um das Dichten.

In dieſer Nacht — und in der folgenden — blieben ſeine Bücher unberührt. Er hatte ſeine liebe Not; denn ſeit der letzten amoureuſen Affäre hatte er nicht mehr gedichtet — und das war nun ſchon zwanzig Jahre her. Er kramte in alten Papieren. Blätterte hilfeſuchend in den Klaſſikern. Las ein Schäferſpiel des jungen Goethe. Und

endete ſchließlich bei Schillers „Reſignation“: auch ich war in Arkadien geboren ...

„Halt!“ ſagte der Magiſter Jean Feldbecher hier; klappte das Buch zu und begann auf- und abzugehen. Denn jetzt war ſein Plan fertig. Daß das Stück zu Weihnachten geſpielt werden müſſe, verſtand ſich von ſelbſt, es war eine feine Gelegenheit, zu zeigen, wie Wilhelm unter der weiſen Leitung ſeines Lehrers gebildet worden ſei. Alſo war es eine ernſt zu nehmende Sache.

„Traurig — gutes Ende — Eliſe ...“ murmelte Feldbecher.

Dann nahm er einen Bogen Papier und ſchrieb in prachtvoll verzierter Schnörkelſchrift:

Perſonen.

Robert, Prinz von Arkadien
Herr W. König

Eliſe, Prinzeſſin von
Paphlagonien..... Mlle. Babette van Hees

Amadis, ein tapferer
Ritter ..... Herr Peter Kraft

Merlin, ein alter
Zauberer ..... Herr J. Feldbecher.

Die Arbeit fing an. Es waren wohlgemeſſene Alexandriner, die dem Magiſter zuerſt keine ge-

ringe Schwierigkeit machten. Zunächſt kam ein Monolog des Prinzen von Arkadien, in dem er den Bäumen ſeine Liebe zu Eliſen geſtand, und der alſo anhub:

O ſchöner Roſenhain, von Phöbus ſanft
beſtrahlet
Mit lauter Sonnenlicht, das goldne Flecken
malet...

Schließlich erſchien Eliſe, und das Paar wollte gerade ein zierliches Schäferſtündchen beginnen, als der böſe Merlin kam und den Prinzen aufforderte, in die Welt hinauszuziehen und Abenteuer zu beſtehen, worauf dieſer ſelbſtverſtändlich mit der größten Begeiſterung einging; es gab eine rührende Abſchiedsſzene, und der Prinz wollte eben auf und davon, als Merlin, wie Zauberer es zu tun pflegen, ihn zu Stein verwandelte! Eliſe war natürlich untröſtlich — aber da kam der tapfere Amadis und renkte die verzweifelte Geſchichte mit einigen unerhörten Heldentaten wieder ein, damit der Prinz am Schluſſe ſeine Prinzeſſin heiraten konnte. Merkwürdigerweiſe ſchloß das Ganze mit einem Lobe der lateiniſchen Grammatik.

Nach einer Woche emſiger Nachtarbeit war das Kunſtwerk fertig, und der Magiſter ſetzte hoch-

befriedigt einen fabelhaften Schnörkel unter das Wort Finis. Dann las er es den Kindern vor und fand eitel Entzücken bei ihnen. Sie waren tief gerührt von dem traurigen Abschied Elisens, und Babette, die einst so schlimm über das Lied gespottet hatte, war vollkommen damit einverstanden, daß sie ein paar Lautenakkorde lernen sollte.

Nun aber kam das Allerwichtigste: der Rosenhain mußte gemalt werden! Sie standen ratlos vor dieser Aufgabe, und selbst der Universalkünstler Feldbecher mußte gestehen, daß hier seine Kraft zu Ende sei. Da trat der tapfere Ritter Peter mannhaft in die Schranken und erklärte: er werde das Werk vollbringen, wenn man ihm nur alles Nötige herbeischaffen wolle. Der Magister sah den Jungen mit zweifelnden Augen; aber er beschloß, eine Probe zu machen.

Jetzt kletterte Peter an jedem freien Nachmittag die steile Stiege hinan und vollführte ein gewaltiges Wirtschaften mit Farbtöpfen und Pinseln. Und siehe da: es gelang. Staunend stand Feldbecher vor dem fertigen Werke; die schönste Arkadische Schäferlandschaft hatte der Junge auf die Leinwand gemalt — er wunderte sich fast selber.

Jean Feldbecher aber legte ihm die schmale Hand auf die Schulter und sagte: „Peter — Du

wirſt ein Maler! Und wenn ich es aus meiner eigenen Taſche bezahlen ſollte.“ Da kam in die Augen des Jungen ein frohes Leuchten und er kramte aus ſeiner Schultaſche allerhand Zeichnungen. Der Magiſter kam an dieſem Nachmittage nicht aus dem Staunen heraus, und als Peter ſich endlich verabſchiedete, machte er ihm eigenhändig die Tür auf. Denn Jean Feldbecher hatte Reſpekt vor dem Genie. Die halbe Nacht ſaß er kopfſchüttelnd über den Zeichnungen.

Da ſtand der Weihnachtstag ſchon vor dem Hauſe. Die Kinder hatten ihre Rollen gelernt, die erſten Proben waren überſtanden. Die Senatorin räumte der Truppe ein entferntes Zimmer ein, deſſen großer Erker nach dem Hofe ſchaute: das war die Bühne. Peter baute ſeine farbige Herrlichkeit auf, und nun kam die letzte Probe zwiſchen den Kuliſſen. Der Magiſter ſtrahlte vor Vergnügen, und zum Schluſſe kam ihm eine unerhört kühne Idee: die Prinzeſſin ſollte dem Geliebten zur äußeren Bekräftigung ihres Bundes einen Kuß geben! Wilhelm wurde rot, Babette lachte hell auf. Nein — ſie würde ihm keinen Kuß geben. Feldbecher ſchüttelte bedenklich den Kopf und redete ihr ins Gewiſſen; ſehr lange. Schließlich war ſie damit einverſtanden.

Dann kam der bedeutende Abend. Im Hause roch es nach Geheimnissen; die Senatorin hielt eine Tür verschlossen: dahinter putzte sie den Christbaum. Feldbecher mit den Kindern ließ niemanden in den Theaterraum. Gleich an die Komödie sollte sich die Bescherung anschließen.

Als die Lichter angezündet waren, versammelten sie sich alle vor dem blauen Vorhang: die Eltern König, van Hees mit seiner Frau, die Offenbacher Tante, und Peters Mutter, die von der Senatorin eingeladen worden war und schüchtern in einer Ecke saß.

Das Tuch glitt in die Höhe. Wilhelm begann seinen Monolog und brachte ihn zu allgemeiner Befriedigung zu Ende. Dann rauschte die allerschönste Prinzessin herein, mit schwarzen Ringellocken und in einem prachtvollen seidenen Reifrock; während der umständlichen Liebeserklärung des Prinzen kokettierte sie dermaßen mit dem Publikum, daß Vater van Hees in ein ahnungsvolles Staunen über die kleine Kanaille geriet. Aber als der Abschied kam, nahm sich Babette zusammen, mit dem richtigen Gefühle, daß das eine wirkungsmächtige Situation sei. Sie griff nach der Laute, die auf einer Bank lag — in Arkadien liegen bekanntlich auf allen Bänken Lauten, weil es dort

ſo viele Liebespaare gibt — und ſang das Lied von dem blauen Blümelein ſo herzbrechend traurig, daß ſich eine gerührte Stille auf die Zuhörer ſenkte. Der Prinz lag wie eine geknickte Roſe zu ihren Füßen und hatte ſeine wehmütigen Augen. Herr van Hees aber geriet wiederum in ahnungsvolles Staunen. Der Magiſter ſtand derweilen, angetan mit einem bedrohlich ſchwarzen Talar und einer ſpitzen, hohen Papiermütze, in den Kuliſſen und machte verzweifelte Anſtrengungen, den Prinzen durch ſtumme Winke zur Wirklichkeit zurückzubringen. Das gelang ihm auch noch zur rechten Zeit und das Spiel konnte weiter gehen. Wilhelm wurde verzaubert, der mutige Peter erlöſte ihn, Merlin erhielt ſeine verdiente Strafe, und die Prinzeſſin erſchien wieder auf der Bildfläche. Der tapfere Amadis führte Eliſen ihrem Robert zu — und jetzt kam für den Magiſter in den Kuliſſen die letzte Aufregung: der Kuß.

Vorſchriftsmäßig beugte Wilhelm ſein Knie und bat. Die Prinzeſſin hatte nun zu ſagen:

Gewiß, mein edler Prinz, o reicht mir Eure Rechte!
So ſiegt die Tugend ſtets, es unterliegt das Schlechte.

Aber die paphlagonische Prinzessin schwieg einen Augenblick und sprach dann die denkwürdigen Worte: „Der Amadis gefällt mir viel besser. Den will ich heiraten!“ Und versetzte dem verblüfften Peter einen Kuß, daß es knallte.

Der weise Merlin hatte gerade noch die Kraft, den Vorhang fallen zu lassen. Entsetzlich!

Draußen klatschten die Zuschauer ahnungslos Beifall! Der Prinz von Arkadien saß fassungslos auf der Bank.

Babette aber, diese freche Person, trat vor den Vorhang und knixte dankend ...

Der Einzige, den das sonderbare Versmaß des Schlußalexandriners stutzig machte, war van Hees. Und der geriet darüber zum dritten Male an diesem Abend in ahnungsvolles Staunen.

Nach ein paar Stunden, als die Kinder zu Bett gegangen waren, rückte der Magister mit der Wahrheit heraus. Vater König nahm die Tonpfeife mit der bunten Federpose aus dem Munde und nickte van Hees bedeutungsvoll zu. Das sollte heißen: Du, Deine Tochter ...!!

Die Frauen aber waren ob dieser Ungeheuerlichkeit sprachlos und erholten sich erst wieder, als die große Schale mit Punsch auf den Tisch gesetzt wurde; da lernten sie wieder lachen. Wilhelm

behielt seit diesem Weihnachtstage den Namen, den er in diesem Stücke getragen hatte: er blieb der Prinz von Arkadien.

Und das paßte auch für ihn.

Er lag, während die Alten noch über die entsetzliche Babette redeten, in seinem Himmelbett und dachte an die Urheberin der ganzen aufregenden Geschichte. Es war alles so schnell gekommen, und Feldbecher hatte ihm gleich ins Ohr geflüstert: er solle sich nichts merken lassen, denn die Großen wüßten nichts von der Gewalttat. So hatte er Babetten nicht einmal zur Rede stellen können; und dann war gleich die Bescherung gewesen, bei der er über der weihnachtlichen Freude seinen Kummer fast vergessen hatte. Aber jetzt lag er still im Bett und wurde in seinem Zorne nicht gestört. Sie wollte ihn nicht haben — ob das nun wohl so war, weil er in dem Stück so weinerlich gewesen, oder ob sie ihn wirklich nicht leiden mochte? Aber warum kam sie dann immer und spielte mit ihm? Und ob sie den Peter wirklich lieber hatte? Diese Frage quälte den unglücklichen Prinzen sehr; er glaubte, zornig auf Peter zu sein — und wußte noch nicht, daß es nur eine ganz gewöhnliche Eifersucht war, die schließlich in dem Wunsche gipfelte: den tapferen Amadis so recht von Herzenslust verprügeln zu dürfen.

Dieſer Amadis lag unterweilen ebenfalls in ſeinem Bett, das freilich keinen blauſeidenen Himmel über ſich hatte, und auch nicht in einem geheizten Zimmer, ſondern in einem winterkalten Stübchen ſtand. Aber das fühlte er nicht; denn in ſeinem jungen Herzen läutete ein wunderſeliges Weihnachtsglück — nicht darüber, daß die ſchwarze Babette ihm einen Kuß gegeben hatte und triumphierend mit ihm davongezogen war; das alles hatte er ſchon vergeſſen, denn im Grunde war ihm das Komödienſpielen recht gleichgültig geweſen, nachdem ſein Hauptwerk, der Roſengarten, fertig war. Sondern er hatte aus dem reichen Hauſe des Senators eine ſelige Zuverſicht mitgenommen: daß man ihn mit ſeiner Malerei nicht vergeſſen wolle. Auch für ihn war unter dem großen Lichterbaume ein Tiſchlein gedeckt geweſen, und der Senator hatte ihm ein ſchönes Buch geſchenkt mit lauter Kupfern nach berühmten Bildern; die ſolle er fleißig betrachten und nachzeichnen, ſagte der vornehme Herr, und ſolle ihm dann die Zeichnungen bringen. Der zapplige kleine Magiſter Jean Feldbecher ſchenkte ihm ein poliertes Käſtlein mit Waſſerfarben — darüber geriet der Peter in lauten Jubel und beſah es klopfenden Herzens; denn jetzt hatte er, was ihm immer gefehlt: die

Farbe zu seinen Stiftzeichnungen. Nun schlummerte er lächelnd in ein Traumland herrlicher Zukunft hinüber und fühlte in schlaftrunkener Zärtlichkeit noch einmal nach dem Kästchen, das unter seinem Kopfkissen lag.

Wilhelm ging am nächsten Tage mit seinem kleinen Schlitten hinaus auf den Röderberg, teils um eine furchtbare Abrechnung zu halten, teils um mit Peter den Schneehang hinunterzusausen nach der Mainebene; denn er gedachte sich nach der Auseinandersetzung mit dem Entführer wieder zu vertragen. Aber als er in die kleine Wohnstube trat und seinen Widersacher hinter dem weißgescheuerten Tische sitzen fand, ein feines buntes Bildlein vor sich, da schmolz vor Bewunderung sein ganzer schmerzlicher Groll und er faßte den Entschluß, den ersten Teil seines Vorhabens mit Babetten selbst auszumachen. Aber auch aus dem Schlittenfahren wurde nichts; denn Peter erklärte, daß alle Schneehänge des gesamten Frankfurter Vaterlandes ihn nicht von seiner Malerei weglocken könnten. Das respektierte der Prinz nach einigem Hin- und Herreden und trat allein wieder hinaus in die glitzernde Winterwelt, trabte der Stadt zu und begab sich nach der Wohnung der Sünderin: an der Zeil neben der Konstablerwache.

Er trat ein und machte sein finsterstes Gesicht.

Babettlein tanzte ihm entgegen. „Du kommst wohl wegen gestern abend?“

„Ja.“

„Bin ich nicht schön gewesen?“

„Hm.“

Sie trat heran und kriegte ihn bei den Ohren zu fassen. „Du! Wenn Du denkst, daß Du mich schelten darfst, dann irrst Du Dich. Weißt Du das? Oder glaubst Du, ich hätte Dir wehtun wollen?“

Da standen ihm schon wieder die Augen voll Tränen; auf Zärtlichkeit war er nicht vorbereitet. „Ach Babett ...“

„Was denn?“

„Es war schlecht von Dir.“

„Ich hab' es doch nur getan, weil ich mich so darauf gefreut hatte: was Ihr wohl für Gesichter machen würdet. Du großer Dummkopf!“ Sie legte ihm den Arm um den Hals, und er ließ sie hilflos gewähren. „Nun wollen wir wieder gut sein — gelt? Komm!“ Und sie gab ihm einen Kuß. Er war besiegt. Nach zwei Minuten spielten sie wieder miteinander und alles war vergessen. —

„Ja, ja ...“ seufzte der Magister Jean Feldbecher, als ihm Wilhelm am Abend diese Geschichte erzählte; „ja, ja!“ Er fuhr sich mit der Hand über

das faltige Geſicht, um ein wehmütiges Lächeln alter Erinnerungen wegzuwiſchen. Dieſe Babette! Er ſah eine merkwürdige Zukunft voraus. Aber davon konnte er Wilhelm nichts ſagen. Und außerdem: der Prinz würde es ja ſelber ſehen ...

Nach den Feiertagen fiel eine große Lernwut über Wilhelm. Peters unverdroſſener Fleiß wirkte anſteckend; zunächſt probierte es der arkadiſche Prinz auch mit dem Malen. Aber es wurden greuliche Krähenfüße, und Feldbecher ſah, daß hier alle Mühe ſeines Zöglings verloren ſei. So leitete er ihn ſacht auf die geruhſamen Pfade der Schulweisheit zurück und erreichte auch, daß Wilhelm erſtaunliche Fortſchritte machte. Nur mit dem Rechnen wollte und wollte es nicht gehen. Der Magiſter glaubte mit praktiſchen Beiſpielen weiterzukommen, weihte den Jünger in die Geheimniſſe des kaufmänniſchen Rechnens ein und gedachte ihn ſo dem Seidenhandel nahezubringen. Aber das Talent fehlte und ließ ſich durch guten Willen nicht erſetzen. Der Senator ſah es und machte ein ſorgenvolles Geſicht. Wieder pflag er mit dem ernſten Bilde ſeines Vaters Zwieſprach: jetzt wußte er, daß die Tage der Firma J. C. König gezählt ſeien; und er ging mit einer heimlichen Laſt durch das weite Haus, als letzter einer

Er trat ein und machte sein finsterstes Gesicht.

Babettlein tanzte ihm entgegen. „Du kommst wohl wegen gestern abend?“

„Ja.“

„Bin ich nicht schön gewesen?“

„Hm.“

Sie trat heran und kriegte ihn bei den Ohren zu fassen. „Du! Wenn Du denkst, daß Du mich schelten darfst, dann irrst Du Dich. Weißt Du das? Oder glaubst Du, ich hätte Dir wehtun wollen?“

Da standen ihm schon wieder die Augen voll Tränen; auf Zärtlichkeit war er nicht vorbereitet. „Ach Babett ...“

„Was denn?“

„Es war schlecht von Dir.“

„Ich hab' es doch nur getan, weil ich mich so darauf gefreut hatte: was Ihr wohl für Gesichter machen würdet. Du großer Dummkopf!“ Sie legte ihm den Arm um den Hals, und er ließ sie hilflos gewähren. „Nun wollen wir wieder gut sein — gelt? Komm!“ Und sie gab ihm einen Kuß. Er war besiegt. Nach zwei Minuten spielten sie wieder miteinander und alles war vergessen. —

„Ja, ja ...“ seufzte der Magister Jean Feldbecher, als ihm Wilhelm am Abend diese Geschichte erzählte; „ja, ja!“ Er fuhr sich mit der Hand über

das faltige Geſicht, um ein wehmütiges Lächeln alter Erinnerungen wegzuwiſchen. Dieſe Babette! Er ſah eine merkwürdige Zukunft voraus. Aber davon konnte er Wilhelm nichts ſagen. Und außerdem: der Prinz würde es ja ſelber ſehen ...

Nach den Feiertagen fiel eine große Lernwut über Wilhelm. Peters unverdroſſener Fleiß wirkte anſteckend; zunächſt probierte es der arkadiſche Prinz auch mit dem Malen. Aber es wurden greuliche Krähenfüße, und Feldbecher ſah, daß hier alle Mühe ſeines Zöglings verloren ſei. So leitete er ihn ſacht auf die geruhſamen Pfade der Schulweisheit zurück und erreichte auch, daß Wilhelm erſtaunliche Fortſchritte machte. Nur mit dem Rechnen wollte und wollte es nicht gehen. Der Magiſter glaubte mit praktiſchen Beiſpielen weiterzukommen, weihte den Jünger in die Geheimniſſe des kaufmänniſchen Rechnens ein und gedachte ihn ſo dem Seidenhandel nahezubringen. Aber das Talent fehlte und ließ ſich durch guten Willen nicht erſetzen. Der Senator ſah es und machte ein ſorgenvolles Geſicht. Wieder pflag er mit dem ernſten Bilde ſeines Vaters Zwieſprach: jetzt wußte er, daß die Tage der Firma J. C. König gezählt ſeien; und er ging mit einer heimlichen Laſt durch das weite Haus, als letzter einer

mächtigen Kaufmannsdynastie. Die neue Zeit klopfte auch hier an das Tor und raunte von Wandlungen. Gedankenvoll schaute der Senator auf die Bilder der Vorfahren. Ernste Männer, knorriges Eichenholz. Und schöne Frauen, heiter und sanft, wie der Ton einer Hirtenflöte. Er nickte: nun kam das Blut all der Weichen, Stillen zum Vorschein, die scheinbar so spurlos zwei Jahrhunderte hindurch die Mütter der Könige gewesen waren.

Warum mußte das gerade jetzt kommen? Jetzt, da die Welt steifnackige Männer brauchte wie nie zuvor? Und der einzige Sproß des Hauses König war weich und sehnsüchtig nach stillen, schönen Gärten: ein Prinz von Arkadien.

So glitt unter Arbeit, Sorge und Lernen der Winter vorbei. Eines Tages stieg eine schwer graue Wetterwand aus dem Rheintal herüber; ein warmer Hauch lief auf nassen Sohlen vor ihr her; wo er hintrat, wurde der Schnee dunkel. Da wußte Wilhelm: jetzt kommt der Frühling, und er jauchzte der nahen Zeit entgegen, da sie wieder hinausziehen würden auf den hellen Röderberg. Nach ein paar Stunden schon schlugen die schweren Tropfen ans Fenster; der Tauwind brachte den warmen Regen. Es kamen graue,

tropfnaſſe Tage. Um den Pfarrturm hingen die Nebel als feuchte Fahnen, und auf dem Fluſſe trieben wieder die Geiſterſchiffe vorbei. Es war kein ſtrenger Winter geweſen, und der Main trug nur wenige Eisſchollen zu Tal; aber eine gewaltige Schneelaſt lagerte noch auf der keimenden Erde und ſchmolz langſam, langſam. Der Fluß ſtieg und leckte faſt auf den Kai herauf. Aber endlich brach die Sonne durch den dumpfen Schleier, zog die grämliche, ſchmutzigweiße Winterdecke vollends weg und trocknete die ſchwarze Erde. Eine laue Märzluft lag über den Gärten und Wieſen und ſpann um die Türme der Stadt ein zitterndes Netz der Frühlingserwartung.

Um dieſe Zeit kam Peter in das vornehme Haus am Mainkai. Er war lange nicht mehr dageweſen, und auch Wilhelm hatte den Weg nach dem Röderberge geſcheut. Jetzt brachte der Junge in ſeiner Mappe einen anſehnlichen Stoß von Zeichnungen mit und breitete ſie vor dem Senator aus. Auch Feldbecher war dabei.

Es wurde wieder ein großer Tag für Peter. Die Männer nahmen Blatt um Blatt in die Hand, ſahen ſich bedeutungsvoll an. Peter hatte mit eiſernem Fleiß jeden Stich des Werkes ko-

piert, das der Senator ihm zu Weihnachten geschenkt hatte. Manche Bilder waren ausgetuscht; auch ein Frühwerk von Raffael war darunter, und er, der nie einen Raffael gesehen, hatte aus dem sicheren Gefühle des Malers heraus die Farben so zart und weich aufgetragen, wie es der sonderbar unwesenhaften Art des Originales vollkommen entsprach. Der Senator kannte das Bild aus Venedig. Und der gehärtete Mann war so bewegt über die göttlich ahnende Gabe des Jungen, daß er ihm die Hand bot und mit feierlicher Stimme sprach: „Wir bleiben beisammen, mein Kind! Talent und Fleiß machen das Genie. Du hast beides. Da, schlag' ein — Du wirst ein Maler; und das alte Frankfurt soll wieder einmal stolz sein auf einen seiner Söhne."

Da küßte ihm der Vierzehnjährige in überströmendem Danke die Hand und weinte eine heiße Träne des Glückes.

König ließ Frau Kraft zu sich bescheiden und sprach mit ihr. Nun fiel auch in ihr dämmerndes Arbeitsdasein ein seliger Strahl.

„Wer ist der Vater?" fragte der Senator.

Sie schwieg, und ein leises Rot flog ihr über die Stirn. „Ich spreche nicht gern davon."

„Lebt er noch?"

„Ich habe nichts mehr mit ihm zu ſchaffen.“

„Dann reden wir nicht weiter. Es bleibt dabei, nach Oſtern übernehme ich die Sorge für das Kind.“

Die Mutter ging mit glänzenden Augen heim. In den Wieſen und Feldern quoll das neue Leben zur Sonne empor, raunend und mit urewiger Kraft. Zur Sonne empor! Sie träumte ſich einen lieben, ſtillen Winkel ihres Alters, unter dem Strahlenglanze ihres großen Sohnes.

Peter aber wartete mit zitternder Ungeduld auf den Tag, da er aus der Schule entlaſſen werden ſollte. Ein vorwärtsdrängendes Ungeſtüm war in ihm. Aber er biß die Zähne zuſammen und arbeitete ſich mit ernſter Beharrlichkeit durch dieſe letzte Strecke des Weges, der ihn aus dem Lande ſeiner Kindheit führen ſollte zu fernen blauen Höhen. Der Frühling ſtand vor der Tür, der Frühling.

In dem großen Haus am Mainkai wurde es lebendig, als die Sachſenhäuſer Bleichwieſen ſich mit lachendem Grün ſchmückten und in den Anlagen, die ſich als luſtige Kette um die Stadt ſpannten, die Amſeln aufwachten. Der Magiſter begann ein emſiges Räumen und Packen: er legte ſorgfältig ſeine Bücherſchätze in die große Kiſte

Volk hatte Tisch und Stühle auf den güngoldenen Rasen gesetzt und erwuchs. Einer gab das gute Beispiel: Peter Kraft. Der war zu Ostern aus der Schule gekommen und hatte sich noch am selben Tage bei dem Senator gemeldet, mit guten Zeugnissen und erwartungsvoll. König tat sich um nach einer Lehrstelle. Er war einsichtig genug, um zu erkennen, daß es dem Jungen nur an der Kenntnis der Handgriffe fehle; denn das Zeug zum Künstler hatte er mit auf die Welt gebracht. So gab er ihn zu einem alten halbwelschen Zeichenlehrer, einem putzigen, sorgsamen Männlein, dem zum Malen nur eines mangelte: das Genie. Er war von der Mutterseite verwandt mit dem Franzosen Chevalier, der sich Gavarni nannte und von dessen entzückenden Lithographien Europa sprach. Der alte Moretti war die Akkuratesse selber und hatte darin einige Ähnlichkeit mit Feldbecher. Er unterwies Peter in der Anatomie des menschlichen Körpers und lehrte ihn sehen; alle Kniffe der Technik standen ihm zu Gebote, aber selber etwas Großes damit schaffen — das konnte er nicht. „Die Welschen sind die Gescheiteren, wir sind die Begabteren," sagte Feldbecher einmal, als Peter verwundert von dem Mißverhältnis zwischen Morettis Kennen und Können sprach.

Also saßen sie an den Sommertagen im Garten, Wilhelm über seinen Büchern, Babette über ihrer Handarbeit. Es blieb ihr nichts anderes übrig; denn seit der Prinz ins Studieren geraten, war mit ihm nichts mehr anzufangen; der Magister aber war selig und ahnte eine zukünftige Leuchte der teutschen Gelehrsamkeit.

Und Peter saß mit seinem Zeichengerät daneben. Es wühlte ein großes Werden in ihm. Der alte Lehrer schlug bisweilen die Hände über dem Kopfe zusammen vor Bewunderung und Entsetzen; denn sein Schüler war ein unruhiger Geist, schier revolutionär. Kaum hatte er die ersten Bilder im Atelier fertiggebracht, so wollte er sich in die strahlhelle Natur stellen und unbekümmert drauflospinseln. „Dio!" rief Moretti aufgeregt, „welche Idee, mein Sohn! Hat man je so etwas gehört? Im Freien malt man nicht. Denn da kommt das Licht von allen Seiten! Was ist das wieder für ein wilder Einfall?" Aber Peter, der sich sonst willig der großen Erfahrung des Lehrers unterwarf, hatte diesmal seinen Kopf für sich; er wollte durchaus in die Natur. Der Alte drohte, sich bei dem Senator über diese Unbotmäßigkeit zu beklagen. Da duckte sich der Junge und sprach nicht mehr davon. Aber in

freien Stunden trug er seine kleine Staffelei in den Garten und begann ein Bild von Wilhelm und Babetten, wie sie unter den Bäumen saßen und arbeiteten.

Fast hätt' er das Vorhaben aufgegeben, so schwer schien es ihm bald. Aber er legte seine Ungeduld in stählerne Ketten und malte getreulich Halm an Halm, Licht um Licht. Es kam ein sonderbares Flimmern in das Bild; er trat einen Schritt zurück und nickte: das hatte er gewollt. Er wußte: wenn Moretti davon erfuhr, gab es ein Unglück; so versteckte er die Leinwand und beschwor die beiden Anderen, niemandem etwas zu sagen. Sie versprachen es ihm, aber Babette rümpfte das Näschen, als sie das Bild sah. „Klexe! Klexe!" sagte sie. Da blitzte Peter sie dermaßen aus seinen braunen Augen an, daß die Kecke eingeschüchtert schwieg. Sie ärgerte sich, denn sie merkte, daß Peter ihr davonlief; früher hatte sie ihn kommandiert — jetzt mußte sie sich ducken. Er wuchs und wuchs. Der Magister wurde immer stiller und andächtiger vor seinen Bildern und Zeichnungen. Herrgott, dieser Bengel! Da setzte er sich hin und langte mit unbekümmerter Hand nach den Sternen, gerade als ob sie eigens für ihn hingesteckt seien; und ahnte nicht, daß

Millionen sich in stöhnender Sehnsucht nach ihnen dehnten und sie doch nie fassen konnten. Der alte Jean Feldbecher fühlte sich immer winziger neben dem jungen Kraft, und in der letzten Zeit hatte sich sogar bisweilen ein unbemerktes „Sie" in seine Anrede eingeschlichen. Das sprach Bände.

Aber auch Wilhelm entwuchs sacht den Jahren der sorglosen Spiele. Er war stets ein ernsthaftes Kind gewesen — jetzt wurde er ernst. Der Senator sah das mit heimlicher Hoffnung; vielleicht brach doch noch das Erbe der Väter und Vorväter bei dem Jungen durch. Wieder führte der Magister ihn durch die Seidenlager, durch das Kontor, durch die Ziffernkolonnen der Bücher; er ließ ihn die Verschiedenheit der Gespinnste befühlen, sprach von Einfuhr und Ausfuhr und vom Zoll. „Zoll?" fragte Wilhelm. König erklärte es ihm. Er machte große Augen: — wenn nun die Länder einander versprächen, keinen Zoll zu nehmen, dann wäre das doch wohl viel einfacher?

Der Senator runzelte die Stirn. Was war das?

Er schritt an diesem Abend lange in seinem Zimmer auf und ab. Die neue Zeit! Die neue Zeit! Nun pochte sie doch mit unbarmherzigem Finger an sein Haus. Die große Brüderschaft der Länder — das hatte Wilhelm von niemandem

sie es am schönsten einrichten könne, daß die weinfrohen Männer zufrieden wären.

Im Juli lud der Senator die Gemeinde ordnungsgemäß in das Rosenhaus ein, und Frau Seraphine hatte ihren aufgeregten Tag wegen der Vorbereitungen. Auf das Belvedere wurde ein gewaltiger runder Tisch gestellt mit sieben Stühlen darum; denn es waren gerade noch sieben Lämmer, seitdem im vorigen Jahr der alte geistliche Herr Renner gestorben war — gerade so viel, als es Kardinaltugenden gibt.

Und gegen Sonnenuntergang kamen sie alle den Röderberg heraufgewandelt, pünktlich und voll wichtigen Ernstes, in hellen Beinkleidern und lustigen bunten Fräcken. Herr van Hees mit dem Gärtner Schmidt von der Bornheimer Heide, der Baumeister Ulrich und der Rentner Ludwig, der Bäckermeister Duller und der Senator Harnier — Alte und Jüngere, Ernste und Brauseköpfe. Aber das ging heute keinen etwas an, denn auch die Aufgeregtesten hatten ihr Tigerfell abgestreift und gingen als Lämmer durch die rosenüberwölbte Gartentüre.

Dann setzten sie sich mit gemütvoller und bedeutender Feierlichkeit um den Tisch auf dem Bel-

vedere, ſtopften ſich die Pfeifen und paffften ſich eine Weile ſchweigſam in die Situation hinein. Darauf reckte der rundliche Schmidt den Kopf aus dem Vatermörder, blickte auf dem Tiſch herum und fragte im ſchönſten Deutſch der freien Stadt Frankfurt:

„Hawwe mer aach nix vergeſſe?“

Das war das Zeichen dafür, daß die Magd Mina eine beträchtlich gebauchte Pfirſichbowle herausbringen durfte, welche noch vor dem Abendeſſen ausgetrunken werden mußte — ſo hielten ſie es ſeit langen Jahren.

Der Senator ſchenkte die Gläſer voll; ſie ſtanden auf und ſtießen miteinander an: die Sitzung war eröffnet. Nun ſchwand die feierliche Zugeknöpftheit von den ehrbaren Geſichtern. Sie tranken einander zu und ſteckten ſich rote Roſen in den Frack, „gottlos und dionyſiſch wie die alten Heiden,“ ſagte der Architekt Ulrich, der ein großer Kenner der Antike war und ſich den geheimnisreichen Gott Dionyſos ſehr realiſtiſch vorſtellte, etwa als vergnügten Satyr, wie ſie Rubens gemalt hatte. Deshalb vertauſchte er auch in vorgerückter Stunde das Proſit mit dem hymniſchen Evoë und fühlte ſich dann ſo heidengöttiſch, daß er ſtets mit einem anſehnlichen Räuſchlein heimkam.

Zumal das Haus auf dem Röderberg versetzte ihn in eine besonders anakreontische Stimmung. Da stand der mächtige Rundtisch mit Rosen überstreut im Purpurlichte des scheidenden Tages, und rund um ihn saß die erlauchte Versammlung des Frankfurter Olymps — und trank, hielt die funkelnden Gläser gegen die Sonne, und trank wieder, zog, schlürfte, nippte und floß in selige Versunkenheit. Selbst die im gewöhnlichen Leben sehr irdische Hebe Mina war von einem himmlischen Glorienschein umstrahlt, wenn sie den Braten heraustrug in den Rat der Götter. Da begann ein urgewaltiges Essen, das mehr an die Titanen erinnerte denn an ihre olympischen Widersacher. Aber als der Abendstern sein herrliches Leuchten begann, war auch das beendet, und sie hingen bunte Papierlaternen in die leise sinkende Sommernacht, die sacht schaukelten, wenn ein schwirrender Nachtfalter aus dem dunklen Blau hervorschoß und gegen den Zitterschein stieß.

„Mir ist, als tränk' ich mit jedem Glase fünf Jahre weg von meinem grauen Kopf!" sagte der Gärtner Schmidt glückselig lächelnd. „Jung werden wir wieder, jung! Und das alte Blut läuft schneller und heißer. Komm her, Bruderherz — es lebe die Jugend!"

„Ja, ja!“ nickte Ludwig gedankenvoll, „die Jugend ... weißt Du noch die Sommernächte von damals? Unten an der Gerbermühle — die prachtvolle Willemer, die dann so berühmt wurde! „West, mit deinen feuchten Schwingen“, — das soll sie gemacht haben, und der Alte hat's in sein Buch genommen. Und noch früher ... es lebe die Jugend!“ Er langte nach der Gitarre und griff einen Akkord. Da wurde es still in der Runde; denn er war bekannt wegen seiner weichen Mozartstimme.

Horch auf den Klang der Zither
Und öffne mir das Gitter ...

Sie sahen alle wehmütig vor sich hin. Träumten manchen verlorenen Traum aus ferner Zeit. Und schwiegen auch noch, als das Lied längst zu Ende war; seufzten auch ein wenig, und van Hees sprach:

„Nun rosten wir sacht und schlafen in einer vergessenen Ecke. Die Zügel der neuen Zeit liegen in anderen Händen; die sind kraftvoll und jung. Mög' es ihnen wohl bekommen! Wir haben unsere Schuldigkeit getan; das Neue kommt, und wir fahren zur Grube. Aber hoho! wir leben noch! Prosit!“

„Evoë!“ rief Ulrich und fiel ihm gleich darauf

gerührt um den Hals, teils aus Begeisterung, teils aus Bedürfnis nach einer Stütze.

„Hoho!“ echote auch der Bäckermeister Duller, „wir leben noch! Ja, das weiß der liebe Gott! Und wir lassen uns noch lange nicht an die Wand drücken, wir!!“

Der Senator schlug mit harter Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. „Recht haben Sie, Duller! Wir stehen fest!“

Es war ein besonderer Klang in seiner Stimme: sie wurden alle aufmerksam und schauten zu ihm hinüber. Eine steile Falte stand ihm zwischen den Brauen und über dem Gesicht lag ein zähes Rot. Sein Amtsbruder Harnier zupfte ihn besorgt am Ärmel, aber er achtete nicht darauf. „Wir stehen fest!“ schrie er noch einmal und hieb wieder mit der Faust auf den Tisch, „und sie sollen es sehen, die Herren Wühler und schwarz-rot-goldenen Troddelmänner!“

Das lustige Gesicht des Gärtners Schmidt wurde blaß. „Paragraph Eins: von Politik wird nicht geredet!“ sagte er scharf.

Van Hees lehnte sich zurück und ballte die Hand; auch ihm wollte der schwere Johannisberger zu Kopfe steigen. Aber er preßte die Lippen aufeinander und schwieg noch.

Der Senator sah sich im Kreise um. „Wißt Ihr es schon? Der Herzog von Braunschweig hat gestern das Staatsgrundgesetz für unverbindlich erklärt. Sie sollen sich ducken, die Großmäuler! Es lebe der Herzog von Braunschweig!“

Keiner tat ihm Bescheid. Ein böses Schweigen war über die Runde gekommen.

„Sie sollen es spüren, daß es noch eine Staatsgewalt gibt gegen ihre wüsten Umtriebe ...“

Van Hees stand auf. „Gute Nacht!“ sagte er; „es ist mir sehr leid.“

„Hier geblieben!“ schrie der Senator, „freilich — wenn es an ein Bekennen geht, gehört keiner dazu. Jämmerlinge!“

Nun stieg es auch in van Hees siedend auf. „Halten Sie den Mund! Sie beleidigen in mir die Partei ...“

„Eine schöne Partei!“ brüllte König, „ein Affenhaus ...“

Da griff der Andere nach einem leeren Glas und schmetterte es auf den Tisch, daß die Splitter spritzten. „So zerbrech' ich unsere Freundschaft und die Freundschaft unserer Häuser! Mit Henkersknechten hab' ich nichts gemein!“ Er ging. Die anderen folgten ihm in verlegenem Schweigen, auch Harnier und Duller.

Unten ſchritten ſie ſtumm durch den Garten und warfen die Tür hinter ſich ins Schloß. Sie hörten noch das harte Gelächter, das König ihnen nachwarf.

Der Senator ſtand an der Brüſtung und ſtarrte in das Dunkel. Dann wandte er ſich um. Verſchütteter Wein ſtand in Lachen auf dem Tiſche. Scherben. Aſche.

Ein Lampion nach dem anderen verloſch; die Lichtlein waren heruntergebrannt.

Es war ein häßlicher Anblick.

„So ſieht alſo der Anfang der neuen Zeit aus!“ ſagte König und lachte bitter. Er ging in das Haus.

Die anderen eilten durch die blaue Finſternis, eine Herde erſchreckter Vögel. Nur van Hees ſchnob ſeinen Zorn heraus. — „Was ſoll das werden?“ fragte Ulrich den Gärtner, als ſie ſich am Allerheiligentor trennten; ſein dionyſiſcher Schwung hatte ſich in einen trübſeligen Nebel verwandelt. „Es iſt ſchlimm; ſehr ſchlimm.“

Am anderen Morgen nahm ſich van Hees Babetten vor. „Du gehſt von heute ab nicht mehr auf den Röderberg; auch nicht in das Haus am Mainkai — verſtanden?“ Sie ſah den Vater mit erſtaunten Augen an. „Warum?“ „Wir ſind mit den Königs nicht mehr befreundet.“ Das Mädchen warf trotzig die Lippen auf. „Ich gehe doch hinaus.“ „Nein!“ ſagte van Hees mit einer nicht mißzuverſtehenden Bewegung. Da ſah Babette ein, daß ſie gehorchen müſſe und weinte ein bißchen um das verlorene Roſenparadies; van Hees ging ſtumm aus dem Zimmer. Es war ihm leid um die junge Freundſchaft. Babettlein aber ſah dem Vater nach und legte nachdenklich den Finger an die Naſe: es würde ſich ſchon ein Weg finden, der über das feindſelige Gitter hinüberführte.

Zu gleicher Stunde ſprach der Senator mit

Zumal das Haus auf dem Röderberg versetzte ihn in eine besonders anakreontische Stimmung. Da stand der mächtige Rundtisch mit Rosen überstreut im Purpurlichte des scheidenden Tages, und rund um ihn saß die erlauchte Versammlung des Frankfurter Olymps — und trank, hielt die funkelnden Gläser gegen die Sonne, und trank wieder, zog, schlürfte, nippte und floß in selige Versunkenheit. Selbst die im gewöhnlichen Leben sehr irdische Hebe Mina war von einem himmlischen Glorienschein umstrahlt, wenn sie den Braten heraustrug in den Rat der Götter. Da begann ein urgewaltiges Essen, das mehr an die Titanen erinnerte denn an ihre olympischen Widersacher. Aber als der Abendstern sein herrliches Leuchten begann, war auch das beendet, und sie hingen bunte Papierlaternen in die leise sinkende Sommernacht, die sacht schaukelten, wenn ein schwirrender Nachtfalter aus dem dunklen Blau hervorschoß und gegen den Zitterschein stieß.

„Mir ist, als tränk' ich mit jedem Glase fünf Jahre weg von meinem grauen Kopf!" sagte der Gärtner Schmidt glückselig lächelnd. „Jung werden wir wieder, jung! Und das alte Blut läuft schneller und heißer. Komm her, Bruderherz — es lebe die Jugend!"

„Ja, ja!“ nickte Ludwig gedankenvoll, „die Jugend ... weißt Du noch die Sommernächte von damals? Unten an der Gerbermühle — die prachtvolle Willemer, die dann so berühmt wurde! „West, mit deinen feuchten Schwingen“, — das soll sie gemacht haben, und der Alte hat's in sein Buch genommen. Und noch früher ... es lebe die Jugend!“ Er langte nach der Gitarre und griff einen Akkord. Da wurde es still in der Runde; denn er war bekannt wegen seiner weichen Mozartstimme.

Horch auf den Klang der Zither
Und öffne mir das Gitter ...

Sie sahen alle wehmütig vor sich hin. Träumten manchen verlorenen Traum aus ferner Zeit. Und schwiegen auch noch, als das Lied längst zu Ende war; seufzten auch ein wenig, und van Hees sprach:

„Nun rosten wir sacht und schlafen in einer vergessenen Ecke. Die Zügel der neuen Zeit liegen in anderen Händen; die sind kraftvoll und jung. Mög' es ihnen wohl bekommen! Wir haben unsere Schuldigkeit getan; das Neue kommt, und wir fahren zur Grube. Aber hoho! wir leben noch! Prosit!“

„Evoë!“ rief Ulrich und fiel ihm gleich darauf

gerührt um den Hals, teils aus Begeisterung, teils aus Bedürfnis nach einer Stütze.

„Hoho!“ echote auch der Bäckermeister Duller, „wir leben noch! Ja, das weiß der liebe Gott! Und wir lassen uns noch lange nicht an die Wand drücken, wir!!“

Der Senator schlug mit harter Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. „Recht haben Sie, Duller! Wir stehen fest!“

Es war ein besonderer Klang in seiner Stimme: sie wurden alle aufmerksam und schauten zu ihm hinüber. Eine steile Falte stand ihm zwischen den Brauen und über dem Gesicht lag ein jähes Rot. Sein Amtsbruder Harnier zupfte ihn besorgt am Ärmel, aber er achtete nicht darauf. „Wir stehen fest!“ schrie er noch einmal und hieb wieder mit der Faust auf den Tisch, „und sie sollen es sehen, die Herren Wühler und schwarz-rot-goldenen Troddelmänner!“

Das lustige Gesicht des Gärtners Schmidt wurde blaß. „Paragraph Eins: von Politik wird nicht geredet!“ sagte er scharf.

Van Hees lehnte sich zurück und ballte die Hand; auch ihm wollte der schwere Johannisberger zu Kopfe steigen. Aber er preßte die Lippen aufeinander und schwieg noch.

Der Senator sah sich im Kreise um. „Wißt Ihr es schon? Der Herzog von Braunschweig hat gestern das Staatsgrundgesetz für unverbindlich erklärt. Sie sollen sich ducken, die Großmäuler! Es lebe der Herzog von Braunschweig!“

Keiner tat ihm Bescheid. Ein böses Schweigen war über die Runde gekommen.

„Sie sollen es spüren, daß es noch eine Staatsgewalt gibt gegen ihre wüsten Umtriebe ...“

Van Hees stand auf. „Gute Nacht!“ sagte er; „es ist mir sehr leid.“

„Hier geblieben!“ schrie der Senator, „freilich — wenn es an ein Bekennen geht, gehört keiner dazu. Jämmerlinge!“

Nun stieg es auch in van Hees siedend auf. „Halten Sie den Mund! Sie beleidigen in mir die Partei ...“

„Eine schöne Partei!“ brüllte König, „ein Affenhaus ...“

Da griff der Andere nach einem leeren Glas und schmetterte es auf den Tisch, daß die Splitter spritzten. „So zerbrech' ich unsere Freundschaft und die Freundschaft unserer Häuser! Mit Henkersknechten hab' ich nichts gemein!“ Er ging. Die anderen folgten ihm in verlegenem Schweigen, auch Harnier und Duller.

Wilhelm und verbot ihm den Verkehr mit Babetten. Der Junge wagte keine Frage, denn der Vater hatte wieder einmal sein strenges Gesicht. Dann aber klagte Wilhelm dem Magister sein Leid, und Feldbecher erklärte ihm die Sache, soweit er das für gut hielt; denn er hatte aus seinem Dachfenster alles mit angehört und war dem Senator heimlich gram wegen seiner Schroffheit. Aber er konnte nichts ändern und hoffte in philosophischer Gelassenheit auf den wundheilenden Einfluß der Zeit.

Als Peter von der neuen Feindschaft erfuhr, zuckte er gleichgültig die Achseln: sein Bild von Wilhelm und Babetten war fertig — er brauchte das Mädchen nicht mehr. Von nun an saß er allein mit dem Freunde unter den Apfelbäumen. In den ersten Tagen stellte der Prinz aus lieber Gewohnheit und in heimlicher Hoffnung noch immer den dritten Stuhl an den Tisch im Garten; aber er blieb leer. So ließ er es und beschied sich. Er hatte nicht die Gabe, neue Freunde zu finden, und weil er nicht zur Schule ging, mangelte ihm auch die Gelegenheit. Nun war seine Einsamkeit noch größer geworden, und der Magister, der früher mit Stolz auf den Fleiß seines Schülers geblickt hatte, wurde jetzt schier bedenklich darüber,

daß Wilhelm den lieben langen Tag über den Büchern saß. Peter blickte dem Lernenden bisweilen über die Schulter; einmal erwischte er ein Geschichtsbuch und nahm es mit.

Als der Prinz wieder hinüberkam in sein früheres Raubschloß, sah er über dem Bette des Freundes eine Zeichnung hangen: ein jugendlicher Männerkopf, mit langen Locken und der großen Schirmmütze der Burschenschafter. Ein Kranz aus Eichenlaub umgab den Rahmen, und unter dem Porträt stand in Peters schwungreicher Handschrift: in tyrannos!

„Was ist das?“ fragte Wilhelm.

Peter nahm ihn geheimnisvoll auf die Seite. „Das ist einer der edelsten Deutschen unseres Jahrhunderts, verstehst Du?“

„Nein.“

„Er heißt Sand und ist vor vielen Jahren hingerichtet worden, weil er so einen Rückwärtser und Würgengel der Freiheit erdolcht hatte. Und der lateinische Spruch darunter heißt so viel als: nieder mit den Tyrannen! Das mußt Du doch wissen!“

Wilhelm nickte. „Woher hast Du ihn denn?“

Da sah sich Peter um, ob auch niemand zu-

schaue, und kramte aus seiner Schublade ein zerlesenes Buch hervor. „Da ist es!“ sagte er triumphierend und hielt es dem anderen hin; „ein großartiges Stück, weißt du. Es heißt Die Räuber, und Friedrich Schiller hat es gedichtet. Das war einer! Höre nur! ‚Die Gesetze haben noch keinen großen Mann hervorgebracht, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus!‘“ Und nun knallte der wilde Peter dem harmlosen Prinzen von Arkadien ein paar Dutzend Sätze aus dem sturmgärenden Werke um die Ohren, vom tintenklexenden Säkulum bis zu dem Manne, dem geholfen werden kann; damit hatte seine Hingerissenheit den Höhepunkt erreicht und er schwieg überwältigt.

Wilhelm war zuerst verblüfft von dem maßlos sprudelnden Quell überschäumender Kraft. Solche Worte hatte er noch nie gehört. Aber dann packte die Gewalt des Ausdruckes auch ihn und rüttelte ihn mächtig auf. Zum ersten Male kam ihm das Bewußtsein, daß Bücher nicht nur dazu da seien, damit man aus ihnen lerne. Hier sprang ihn aus den vergilbten Blättern das Leben an. Nicht, daß er bis dahin jeder Dichtung ferngestanden hätte: auf des Senators Wunsch mußte er Hallers Trauerode „Auf das Absterben seiner geliebten

Marianne" lernen; aber er hatte sich verzweifelt wenig dabei gedacht.

Nun prallte ihm das Räubergenie entgegen und brach als Werwolf in die friedlichsüßen Schäferwiesen seiner Seele. Es war ein ungeheures Erlebnis.

„Du!" sagte er mit glühenden Wangen zu dem jungen Maler, „das muß ich lesen! Aber mitnehmen kann ich es nicht, denn sie dürfen drüben nichts davon wissen. Wir wollen es hier zusammen lesen und Du mußt mir mehr solche Geschichten erzählen wie von dem dort oben mit den langen Locken und der sonderbaren Mütze. Denn weißt Du, ich kenne bloß das trojanische Pferd und solche Dinge."

„Ich weiß auch noch nicht viel mehr, als was ich Dir gesagt habe," sprach Peter kläglich, „aber wir wollen schon etwas finden. In der Fahrgasse wohnt ein Buchhändler — wenn Du Geld hast, will ich solche Bücher kaufen."

„Gut, zehn Kreuzer die Woche. Aber Du mußt mir schwören, daß niemand etwas erfährt." Das tat Peter, und sie gründeten gleich einen Bund zum Kampfe für die Freiheit. Peter schlug als Wahlspruch die Worte „in tyrannos" vor, und der Prinz von Arkadien erklärte sich begeistert

damit einverstanden, obgleich er eigentlich nicht recht wußte, was das war: ein Tyrann.

Am nächsten Tage begannen sie die Räuber zu lesen, und Wilhelm flammte vor Hingerissenheit. Peter brachte ein paar Zeichnungen zum Vorschein, glutvoll hingeworfen und unglaublich echt. Auf einer erdrosselte sich Franz Moor mit seiner Hutschnur — das Bild trug als Unterschrift den bedeutungsvollen Satz: Franz heißt die Canaille; auf einer anderen nahm Karl in edler Rührung Abschied von Amalia — darunter stand: will sich Hektor ewig von mir wenden?

Nach einer Woche waren sie am Ende; der edle Räuber hatte sich selbst den Gerichten überliefert. Wilhelm weinte einen kleinen See auf den Tisch. „Wir gehen in die böhmischen Wälder!" flüsterte Peter ihm ins Ohr. Aber der Prinz hatte die Tragik tiefer ergriffen. „Das ist alles nichts," sagte er, „das Erhabenste ist doch diese göttliche Verachtung der Welt, mit der Karl endet." Er stand auf und ging erhobenen Hauptes hinüber in seinen arkadischen Rosengarten; dort setzte er sich mit edler Haltung unter einen Apfelbaum und überließ sich seiner Aufgewühltheit.

Der Magister zappelte aus dem Hause. „Wo steckst Du? Was machst Du?"

Wilhelm ſah ihn hoheitsvoll an. „Ich ekle mich vor dieſem tintenklexenden Säkulum.“

Feldbecher ſtarrte ihn ſprachlos an. Das war ja eine ganz neue Beſchäftigung. „So, ſo!“ ſagte er endlich, „ſo, ſo — ſeit wann denn?“

Da merkte Wilhelm, daß er ſich verraten habe und fiel jäh aus ſeinen weltverachtenden Träumen; aber jetzt gab es keinen Ausweg mehr. „Feldbecher!“ Er fiel dem Magiſter um den Hals. „Feldbecher! Ich habe die Räuber geleſen! In tyrannos! Verwildere zum Tiger, lammherzige Sanftmut!“

Das feldbecheriſche Gewiſſen kam darob wieder einmal in beträchtliche Aufregung. Wenn das der Senator erfuhr! Gerade jetzt, in den Jahren, da der kleinſte Eindruck dauernde Spuren in die wachſende Seele prägen konnte — gerade jetzt mußte der Junge über die Räuber geraten. Es war ſchrecklich. Aber der Magiſter war über die junge Flamme, die ihm da plötzlich entgegenſprühte, ſonderbar bewegt. Er ſah daraus, daß ſeine Erziehung einen ausgemachten Mißerfolg erzielt hatte — und das Unerhörteſte war: er freute ſich darüber; denn er erkannte: der junge Baum wuchs trotz alledem und alledem gerade in die Höhe. Gott ſei Dank.

Er fuhr dem Prinzen sanft durch das Haar und sagte: „Das behalten wir aber ganz für uns, nicht wahr?“

„Natürlich!“ Wilhelm wollte dem guten alten Lehrer wieder um den Hals fallen; aber der wehrte ihm, weil er für die Spitzen seines sorglich gebügelten Vatermörders fürchtete.

In der Nacht wandelte der Magister Jean Feldbecher lange Stunden in seiner Stube auf und ab und suchte sich in die neue Lage hineinzufinden. Eines wußte er: es begann eine neue Zeit für Wilhelm. Und seit diesem Tage wurde der ängstliche Magister immer mehr in einen Rattenkönig von Sünden verwickelt. Wilhelm benützte die Tatsache, daß der Senator nichts von seinen antityrannischen Gedanken erfahren durfte, zu einer Reihe von Erpressungen. Er kletterte die Treppe zu Feldbechers Studierzimmer hinauf und durchstöberte oben die Büchersammlung; in der verborgensten Ecke fand er ein paar Flugschriften deutscher Freiheitsmänner und nahm sie mit. Aber sonst standen da nur dickleibige Bände, und wenn einer von ihnen je einen verheißungsvollen Titel trug, dann war der Inhalt so verlangweilt, daß es keine Lust war, darin zu lesen. Das kommt daher, erklärte Feldbecher, weil die Bundes-

regierung alle politiſchen Schriften, deren Umfang weniger beträgt als dreihundertundzwanzig Seiten, nur ſelten zuläßt; was größer iſt, das braucht der Zenſur nicht vorgelegt zu werden; denn man glaubt, daß dann die teuflichen Elixiere revolutionärer Gedanken genügend verwäſſert ſind und die Volksſeele nicht mehr vergiften können.

„So alſo wird den geduldigen Deutſchen die Zipfelmütze polizeilicher Gewalt über die Ohren gezogen!“ rief der Prinz und bewies damit, welche Fortſchritte er bereits in der freiheitlichen Ausdrucksweiſe gemacht hatte. Aber wenn er an dem runden Tiſch im Wohnzimmer ſaß, ſchwieg er klüglich und hatte ſeine alten ſchwermütigen Augen.

Als die Blätter zu fallen begannen, wurde es ſtill auf dem Röderberg. Im vorigen Jahre hatte eine fröhliche Geſellſchaft den Herbſt in das Roſenhaus hereingefeiert. Jetzt fehlte van Hees, und der Senator ging mit grämlichen Falten durch die Tage; er war einſam geworden ſeit jener böſen Nacht, in der ſein bitterer Groll gegen die neue Zeit durchbrach. Man verſuchte, die Gegner wieder zu verſöhnen, aber keiner von beiden wollte der erſte ſein, der die Hand ausſtreckte, denn jeder

„Was willſt Du denn? Freiheit? Wir leben doch in einer Republik. Glaubſt Du, daß es anderswo beſſer iſt? Unſinn!“ Wilhelm wurde ſehr nachdenklich, und der Magiſter ſah, daß er ſein Spiel gewann.

Jean Feldbecher war nach ſeiner natürlichen Anlage und nach ſeiner erworbenen Bildung ein Philoſoph; daher kam auch der ewig ſtille Spiegel ſeines heiteren Gemüts — wenn ihn nicht gerade etwas aufregte ... Er ſtand heimlich über der Welt. Aber er wußte auch, daß er auf dieſem ſchwer errungenen Standpunkte faſt allein war, denn es gibt wenig Philoſophen unter den Menſchen. Deshalb behielt er ſeine Meinung für ſich und war glücklich dabei. Er baute ſich einen Einſiedlerturm mitten in das brandende Meer des Lebens hinein und ſah mit ruhigen Augen das Kommen und Vergehen der hüpfenden Wellen — es blieb keine, keine. Und von ſeiner Höhe konnte er zurückſchauen auf die Geſchichte der Menſchheit und erkannte, daß es immer ſo geweſen ſei, immer ſo war und immer ſo bleiben würde: die Wogen ſtiegen empor und ſanken wieder zurück in den großen, ewigen Schoß des Nichts — und war ihre Spur nicht mehr. Eine glich der anderen auf ein Haar, wuchs, ziſchte,

ſtarb wie ſie. Darin erkannte er das einzige Geſetz der Ewigkeit, und das fand er von allen Großen beſtätigt, die je über die Welt gegrübelt hatten. Der Magiſter Jean Feldbecher ſprach mit niemandem darüber; denn er wußte, daß ſie alle Wellen waren. Einer lebte, der ihm gleichgeſinnt war und der ihn ſternweit überragte. Aber den kannte er nur aus ſeinen Büchern ...

Mit ruhigem Herzen ſah er deshalb auch die neue Freiheitstoſerei des Prinzen — eine Welle auf der Welle. Sie würde verſchwinden, ebenſo wie der Drang nach Amerika ſich mit wenigen Vernunftworten hatte beſchwören laſſen.

Feldbecher gab Wilhelm den Don Carlos in die Hand. Der Junge raſte begeiſtert durch die achttauſend Verſe, wieder und wieder; der Magiſter ſpürte mit Genugtuung, wie der Samen aufging. Das junge Feuer, das erſt über der ungebändigten Freiheit glühheiß emporgelodert war, wandelte ſich; Wilhelm erhob den überirdiſchen Edelmut des Marquis Poſa auf den Schild.

Und dann tat Feldbecher einen gewaltigen Schritt: er gab ihm den Taſſo. Wilhelm wurde ſtumm. Er fühlte ſich in dieſen Sphären fremd und ſtellte langſam, langſam ſein Denken auf den neuen, nur geahnten Grund. Feldbecher half nicht nach.

Darüber lief der Winter vorbei, und eines Tages sah Wilhelm fast erstaunt, wie der warme Wind das Eis auf dem Flusse löste. Die Monate waren ihm auf Möwenfittichen dahingepfeilt.

Nicht lange, und die ersten Anemonen öffneten ihre Augen der Sonne entgegen. Da zogen sie wieder hinaus auf den hellen Röderberg, nach Arkadien. Es war ein jubelndes Wiedersehen mit dem halb fremdgewordenen Peter. Aber Wilhelm verließ das kleine Haus des jungen Malers sehr schweigsam; er fühlte, daß er nicht mehr auf der gleichen Bahn war, auf der Peter den Himmel stürmen wollte. Peter kränzte noch immer das Märtyrerbild Sands mit Eichenlaub und donnerte wider die Tyrannen. Aber Wilhelm sah: er hatte sich darüber hinausgedacht.

Auch Peter bemerkte schließlich die Kluft, die

sich zwischen ihnen aufgetan hatte, und polterte sich in seiner ganzen Unbekümmertheit den Groll vom Herzen über den abtrünnigen Genossen. Wilhelm versuchte, ihn sacht auf seine Bahnen zu führen und redete von nachdenklichen Dingen, wie er es von Feldbecher gehört hatte. Aber Peter wollte nichts davon wissen; er, in dem sich der Schaffensdrang mit männlicher Gewalt regte, war schon zu fest und sperrte sich hartköpfig gegen jede vernünftige Auseinandersetzung. Deshalb ging Wilhelm seltener als ehedem zu dem kleinen Hause hinüber.

Dem Senator kam das nicht ungelegen. Langsam begann er, den Sohn in den Kreis der Geschäfte hineinzuziehen, und der Junge fügte sich williger, als er gedacht hatte: das Pflichtbewußtsein rührte sich. So ließ der Senator den künftigen Erben des Hauses König sich von der untersten Stufe heraufdienen; er mußte Briefe und Aufträge besorgen, lief ganze Nachmittage in der Stadt herum und tat, was seines Amtes war, gewissenhaft — und gleichgültig.

Einmal gegen die Mitte des Sommers traf er auf dem Heimwege Babetten, die er nun ein Jahr lang ängstlich gemieden hatte. Jetzt wagte er es, sie anzureden.

Darüber lief der Winter vorbei, und eines Tages sah Wilhelm fast erstaunt, wie der warme Wind das Eis auf dem Flusse löste. Die Monate waren ihm auf Möwenfittichen dahingepfeilt.

Nicht lange, und die ersten Anemonen öffneten ihre Augen der Sonne entgegen. Da zogen sie wieder hinaus auf den hellen Röderberg, nach Arkadien. Es war ein jubelndes Wiedersehen mit dem halb fremdgewordenen Peter. Aber Wilhelm verließ das kleine Haus des jungen Malers sehr schweigsam; er fühlte, daß er nicht mehr auf der gleichen Bahn war, auf der Peter den Himmel stürmen wollte. Peter kränzte noch immer das Märtyrerbild Sands mit Eichenlaub und donnerte wider die Tyrannen. Aber Wilhelm sah: er hatte sich darüber hinausgedacht.

Auch Peter bemerkte schließlich die Kluft, die

ſich zwiſchen ihnen aufgetan hatte, und polterte ſich in ſeiner ganzen Unbekümmertheit den Groll vom Herzen über den abtrünnigen Genoſſen. Wilhelm verſuchte, ihn ſacht auf ſeine Bahnen zu führen und redete von nachdenklichen Dingen, wie er es von Feldbecher gehört hatte. Aber Peter wollte nichts davon wiſſen; er, in dem ſich der Schaffensdrang mit männlicher Gewalt regte, war ſchon zu feſt und ſperrte ſich hartköpfig gegen jede vernünftige Auseinanderſetzung. Deshalb ging Wilhelm ſeltener als ehedem zu dem kleinen Hauſe hinüber.

Dem Senator kam das nicht ungelegen. Langſam begann er, den Sohn in den Kreis der Geſchäfte hineinzuziehen, und der Junge fügte ſich williger, als er gedacht hatte: das Pflichtbewußtſein rührte ſich. So ließ der Senator den künftigen Erben des Hauſes König ſich von der unterſten Stufe heraufdienen; er mußte Briefe und Aufträge beſorgen, lief ganze Nachmittage in der Stadt herum und tat, was ſeines Amtes war, gewiſſenhaft — und gleichgültig.

Einmal gegen die Mitte des Sommers traf er auf dem Heimwege Babetten, die er nun ein Jahr lang ängſtlich gemieden hatte. Jetzt wagte er es, ſie anzureden.

„Je — Wilhelm!“ sagte sie und war erstaunt. Sie gaben sich zögernd die Hand, merkten, daß sie einander fremd geworden waren und betrachteten einander mit forschenden Blicken.

„Wie Du groß geworden bist!“ sagte er endlich und sah auf ihr schönes Kleid und ihre neumodische Haartracht; sie war eine erwachsene Demoiselle geworden.

„Findest Du das?“ fragte sie mit erwartender Koketterie und zupfte an den spitzengewebten Handschuhen, die die schlanken Finger freiließen.

Sie hatte etwas in ihrem Wesen, das Wilhelm neu war und ihn schüchtern machte. Eigentlich hatte er sich dieses Wiedersehen anders gedacht; sie war so förmlich geworden. Er geriet in stumme Verlegenheit und fürchtete, daß sie innerlich über ihn lachte, ärgerte sich darüber und konnte sich doch nicht helfen.

Also reichte er ihr die Hand zum Abschied. „Geht es Dir gut?“

„Danke, mein Prinz!“ sagte sie spöttisch und wandte sich zum Gehen. Er wurde rot, rannte davon und schämte sich. „Du!“ rief sie ihm nach. Wilhelm drehte sich um. „Einen Gruß an Peter!“ Er nickte und hatte es furchtbar eilig.

Gab es überhaupt so etwas? Vor einem Jahre

noch ein kleines Mädchen, und jetzt — sie war eine Dame! Der Prinz war von diesem unerhörten Vorfall so aufgeregt, daß er spornstreichs auf den Röderberg lief und in Peters Zimmer stürmte. Der schaute erstaunt auf, als Wilhelm die Tür mit ungewohnter Heftigkeit hinter sich zuschlug.

„Einen schönen Gruß auch!"

„Von wem?"

„Von Babetten!"

„Ach so." Peter beugte sich gleichgültig wieder über seine Arbeit. Der Prinz setzte sich ihm gegenüber und sah ihn an. „Sie ist ganz anders geworden."

„Hm."

„Hast Du sie einmal gesehen?"

„Ja. Aber sie tut immer, als kennte sie mich nicht. Ich bin ihr wohl nicht vornehm genug."

„Jedenfalls!" sagte Wilhelm offenherzig, „denn sie hatte ein prachtvoll schönes Kleid an und sah aus wie eine Prinzessin."

„Das ist sie ja auch. Weißt Du noch, wie sie die Prinzessin von Paphlagonien spielte? Und Du warst damals der Prinz von Arkadien, oder wie es hieß. Da paßt Ihr ja zusammen. Außerdem wirst Du sie ja doch einmal heiraten."

Sohn vor und musterte ihn mit kritischen Blicken von oben bis unten. Sie hatte schon lange gefunden, daß der Jungenanzug mit dem offenen weichen Hemdkragen nicht mehr zu dem nachdenklichen Kopfe passen wollte, und seit Wilhelm nun Amt und Würden im Geschäft einnahm, ging das vollends nicht mehr. Also mußte er auch die äußeren Zeichen der neuerlangten Männlichkeit anlegen, und sie bestellte ihm einen dunkelblauen Gehrock aus feinem Tuche, der eine schlanke Taille hatte und sich dann zu einer modischen, faltenreichen Glocke erweiterte; ferner ein Paar schwarze Pantalons und eine hellblumige Seidenweste. Soweit ließ er sich alles gefallen. Als aber sein Hals bis unter die Ohren in einen steifen Kragen mit vatermörderischen Ecken eingezwängt werden sollte, flackerte der antityrannische Freiheitsdrang noch einmal mächtig auf, und der Prinz weigerte sich entschieden, ein derartiges Ungeheuer von Kragen anzulegen. Da gab die Mutter nach und bewilligte, weil es auch Mode war, ein prachtvolles weißseidenes Halstuch, das im Ausschnitt der Weste durch eine Busennadel zusammengehalten wurde. Frau Seraphine betrachtete ihren derart herausstaffierten Sprößling mit mütterlichem Wohlgefallen und fand ihn so vornehm, daß sie

bestimmte: die Magd Mina solle jetzt nicht mehr „Wilhelm“ sagen, sondern „junger Herr“ — welche Maßnahme beinahe zu einer Palastrevolution geführt hätte.

Der junge Herr schien sich aber auch selber sehr schön zu finden. Denn einmal sah die Senatorin durch den Türspalt, wie er vor dem Prachtstück des Hauses, einem großen Wandspiegel, stand und durch häufiges Zupfen und Glätten seinem äußeren Menschen jenen Glanz zu verleihen suchte, der für einen Prinzen unumgänglich notwendig erschien. Dann drehte er mit kunstfertigem Finger die Haarschraube über der Stirn in die Höhe und machte seinem Spiegelbild eine zierlich gemessene Verbeugung.

Frau Seraphine erblickte dies mit großer Genugtuung und zog daraus den nicht unrichtigen Schluß, daß Seine Hoheit allbereits in jenes Alter eingetreten sei, in welchem sich hergebrachter Weise der männliche Teil des Menschengeschlechts vom Raubritter zum Elegant hindurchzumausern pflegt. Infolge dieser Bemerkung wieder geriet die Königin in ein sehr heftiges Nachdenken, dessen Ergebnis sie ihrem Eheherrn mitteilte, als sie am Abend aufrecht in ihrem Bette saß und an den Bindebändern ihrer Nachthaube herumknüpfte;

klüglich wählte Frau Seraphine diese Situation stets, wenn sie etwas durchsetzen wollte, denn sie wußte, daß selbst Könige in dieser Stunde nachgiebig zu sein pflegen.

„Wilhelm sieht sehr hübsch aus in dem neuen Anzuge," begann sie diplomatisch und wandte sich freundlich nach der rechten Seite, wo der Senator gerade sanft entschlummern wollte. Er blinzelte zu seiner Gattin herüber und schwieg erwartungsvoll.

„Er wird in der Gesellschaft gewiß Succeß machen!"

„Hm!" Das klang nicht unfreundlich. Der Augenblick schien für eine Überrumpelung günstig.

„Vielleicht schicken wir ihn diesen Winter in die Tanzstunde?"

„Unsinn!" brummte der Senator.

Da zog sie die Schleife der Bänder mit einem energischen Ruck zu, legte sich auf die linke Seite und pustete das Licht aus.

Es war eine Weile still.

„Seraphine!" sagte König einlenkend.

Sie schwieg.

„Seraphine!"

„Bitte?" Das klang sehr zugespitzt.

„Du kannſt mir doch wohl wenigſtens gute Nacht wünſchen?“

„Rabenvater!“

„Na ja — —“ ſagte er ſeufzend, „meinetwegen ...“ —

Alſo konnte die Senatorin ihrem Sohne am nächſten Morgen, ehe er in das Kontor hinunterging, die wichtige Neuigkeit eröffnen, daß er ſich nach Weihnachten an dem Tanzunterricht im Caſino beteiligen dürfe; und ſie ſah mit Vergnügen, daß dieſe Nachricht kein unempfindliches Gemüt traf: Wilhelm hatte mit dem neuen Rock auch eine bemerkenswerte Weltlichkeit angezogen, und der Magiſter Jean Feldbecher erkannte mit prüfendem Erſtaunen dieſe Hinneigung ſeines Schülers zu irdiſchem Tand; eine genaue Nachprüfung ergab jedoch die längſt vergeſſene Tatſache: daß auch die feldbecheriſche Vergangenheit eine derartige Periode aufzuweiſen hatte, ja, es fanden ſich ſogar in einem hervorgeſuchten Kaſten einige verblichene Blumenſträußchen benebſt einer Locke, welche von einem höchſt verdächtigen blauen Band umwickelt war — über welchen Dingen der Magiſter vor dem Schlafengehen noch einige unerwartet erinnerungsreiche und wehmütige Stunden erlebte, ſo daß er geradezu unruhig ſchlief.

Am aufgeregtesten aber war der Prinz selber. Ein sicheres Gefühl sagte ihm, daß er im Casino auch Babetten treffen würde — das war eine Aussicht, bei der irgend etwas in ihm zu hüpfen begann. Das Casino war die Gesellschaft, der alle Bürger der oberen Klassen angehörten, und die vor einigen Jahren, getragen von freiheitlicher Bürgergesinnung, den bedeutungsvollen Entschluß gefaßt hatte: auch Israeliten als vollberechtigt aufzunehmen. Seitdem zählte sie die beiden Freiherrn von Rothschild zu ihren Mitgliedern.

Wilhelm war so erfüllt von der Zukunft, daß er an diesem Tage merkwürdig oft zu dem kleinen Federmesserchen greifen mußte, das auf seinem Pulte lag, um eine falsch hingesetzte Zahl wegzukratzen. Der Senator sah das kopfschüttelnd, aber selbst dieses Zeichen der Mißbilligung übte nicht die gewohnte Wirkung auf den Prinzen aus. Der legte beim Glockenschlage zwölf eilig den Gänsekiel hin und seufzte erleichtert. Die Nachmittage waren frei — so hatte es Feldbecher durchgesetzt. Also lief Wilhelm gleich nach dem Essen auf den Röderberg, um Peter die große Neuigkeit mitzuteilen. Es war ein trüber Dezembertag, und es sah aus, als wollte heute

der erste Schnee fallen. Auf der Höhe ging Wilhelm langsamer und atmete sich die herbe Winterluft in die Seele. Die Taunusberge waren schon beschneit. Unten lag die Mainebene, schwarz und winterbereit, und der Fluß glitt verschlafen dahin. Auf der Straße vor dem Rosenhause stand Peter. Er hatte eine Staffelei aufgestellt und sah hinunter in die Ebene. „Ein unheimliches Licht!“ sagte er zu dem Freunde, „ich denke, so wird es einmal sein, wenn die große Laterne droben ausgebrannt ist und die Welt erfrieren muß. So etwas soll man malen; aber die Hände erstarren einem.“

Wilhelm wollte fragen, warum Peter keinen Mantel hatte. Aber er sah noch rechtzeitig den armen Anzug, aus dem Peter oben und unten herausgewachsen war. Der fing den Blick auf und lächelte verlegen. „Wenn ich erst berühmt bin, kauf ich mir auch so einen Mantel, wie Du hast, mit sieben Kragen übereinander ...“ Wilhelm wurde rot und fühlte seine Wohlhabenheit beinahe als Schuld; er dachte an den neuen Rock und an die seidene Weste, mit der er dem jungen Maler eigentlich hatte imponieren wollen. Jetzt kam ihm der Gedanke, daß es am Ende doch besser sei, wenn er die deckende Hülle nicht ab-

legte. Peter konnte einen sehr traurigen Blick bekommen bei solchen Gelegenheiten.

Endlich rückte Wilhelm mit seiner Nachricht heraus und fand bei dem Freunde zu seinem Erstaunen durchaus nicht die kühle Nichtachtung, die er erwartet hatte. Im Gegenteil — Kraft machte große Augen und nickte entsagungsvoll. „Ja — Du bist ein Sonnenkind aus Arkadien. Du darfst hinein in die glänzenden Säle der Reichen; unsereiner kann nur träumen davon. Ihr seid die Könige, wir sind die Kärrner." Er warf den Stift in den Kasten und steckte die Hände in die Taschen. „Dein Vater ist ein vornehmer und guter Mann und ich danke ihm alles. Aber es gibt wenig Gerechte da unten in Sodom. Du — ich habe an den langen Winterabenden viel gelesen, weil ich nicht arbeiten konnte bei dem schlechten Lichte. Und die Gedanken, die mir früher undeutlich durch den Kopf gingen, sind klarer geworden. Wir stehen an der Wiege großer Ereignisse; jetzt liegt noch die Nacht über all dem Kommenden — aber es wird einmal ein Morgenrot leuchten, brandig und blutrot. Das ist die Revolution. Moretti schwärmt heimlich davon, und ich habe aus meinen Büchern erkannt, daß es so werden muß." Er packte Wilhelm bei den

Schultern. „Du ſollſt ſehen: ich habe recht! Es gibt geheime Bünde, die den großen Brand der Freiheit vorbereiten. Wie hieß es? In tyrannos!“

Wilhelm ſchwieg. Er wußte nichts zu ſagen, weil er fühlte, daß der andere ihm an Weltkenntnis und Erfahrung überlegen ſei. Aber Eines fiel ihm auf. „Warum klagſt du die Reichen an?“ ſagte er, „ich denke, wenn Du berühmt biſt, willſt Du Dir auch einen ſchönen Mantel kaufen? Biſt Du neidiſch?“

Peter ſah ihn groß an, und über ſeine leuchtbraunen Augen legte ſich ein Schleier. Er ließ den Kopf ſinken: „Es iſt ja ſo jämmerlich mit mir — — manchmal, wenn ich mich in unſerer kahlen Stube umſchaue, fang ich aus bloßer Mißgunſt mit den Reichen zu hadern an. Du Glücklicher! Nun wirſt Du in einem ſtrahlenden Saale mit ſchönen Mädchen tanzen und hörſt Seide kniſtern — und — —“ Da liefen ihm die bitteren Tränen über die Wangen.

Wilhelm ſtand dieſem Ausbruch hilflos gegenüber. Er verſtand recht wohl den Zwieſpalt in der Seele des jungen Malers, aber er wußte keinen Ausweg. Als er nachdenklich heimwärts trottete, kam ihm die ganze Sache eigentlich recht merkwürdig vor: er war doch hinausgegangen,

um seinen neuen Anzug zu zeigen und von den kommenden Freuden zu reden — und nun prophezeite ihm der andere ein rotes Stück Weltgeschichte.

Er sprach Feldbecher davon. Der neigte den Kopf auf die Schulter, wie eine aufmerksame Dohle. Es war ihm sehr recht, daß er wieder einmal etwas von Peter zu hören bekam, denn der hatte sich in den letzten Wochen immer seltener blicken lassen. Als der Senator die Sorge für den werdenden Künstler übernahm, hatte er bestimmt, daß Peter Kraft am ersten Tage jedes Monats im Kontor erscheinen und sich zehn Gulden holen solle; davon mußte er leben und Moretti bezahlen. Es war nicht viel, aber es reichte. König bemaß die Summe nicht aus Geiz so niedrig, sondern er sagte: ein fetter Gaul wird faul. Und das war richtig. — „Hm, hm!“ sprach der Magister Jean Feldbecher, als er nun von Peters heimlicher Prachtliebe hörte, „hab' ich es nicht immer gedacht — ein Renaissancemensch ... An dem werden wir noch manches erleben!“

Am nächsten Vormittage spazierte der Magister quer durch die Stadt nach dem Eschenheimer Tor und kletterte die drei Treppen zu Meister Morettis Künstlerheim empor. Er verließ das Haus mit

einem befriedigten Lächeln und hatte infolgedessen am Abend eine lange Unterredung mit dem Senator, in deren Verlauf er alle Schleusen seiner philosophisch geschulten Beredsamkeit aufzog und einen gewaltigen Vorrat an Zitaten und historischen Beispielen verbrauchte. Aber auch diese Unterredung endete schließlich mit Wohlgefallen.

Als Wilhelm wieder einmal fragte, was Feldbecher über Peter denke, zuckte der geheimnisvoll die Achseln und zog sich zurück hinter den ebenso neuen als weisen Spruch: Kommt Zeit, kommt Rat.

Während dessen rückte die Weihnacht heran, und Wilhelm vergaß fast über seinen Erwartungen und eigenen Sorgen den Freund auf dem Röderberg, zumal das Weihnachtsgeschäft doppelte Arbeit in das Kontor brachte und ihm keine Zeit ließ, zu den arkadischen Gefilden hinauszupilgern. Aber er ahnte wichtige Dinge, als am heiligen Abend kurz vor der Bescherung die Glocke durch den Hausflur klingelte und bald darauf Peter in die Stube trat; am vorigen Christfest hatte er gefehlt.

Und wirklich geschah an diesem Abend Unerhörtes. Noch unter dem Lichterbaum winkte der Senator seinen Schützling heran; die anderen

fielen in ein gespanntes Schweigen, nur Feldbecher hatte sein wohlwollendes Koboldlächeln aufgesetzt.

„Wir haben uns bei Moretti nach Deinen Fortschritten erkundigt," sagte König zu Peter, „und ich habe zu meiner großen Freude erfahren, daß Du in diesen zwei Jahren alles gelernt hast, was er Dich lehren konnte. Er hat mir weiter gesagt, daß Dein Fleiß und Dein Talent dermaßen sind, daß Du von jetzt an keinen Führer mehr brauchst. Du wirst also in diesen Tagen einen Besuch bei dem alten Herrn machen und Dich von ihm verabschieden: Du stehst jetzt auf eigenen Füßen. Ich verspreche Dir aber meine Unterstützung noch solange, bis Du einmal in einem Jahre zweihundert Gulden verdient hast. — Und nun sieh Dich um: hier hängen die Bilder aller Königs und ihrer Frauen, seit zweihundert Jahren und mehr. Meines fehlt noch, und auch das von Frau Seraphinen. Willst Du diese beiden Bilder malen? Für jedes sollst Du fünfzig Gulden bekommen. Das ist viel Geld — aber ich weiß, wem ich es bezahle ..."

„Ja!" sagte Peter strahlend und küßte dem Senator die Hand.

„Ich will Dir noch etwas sagen. Es gibt viele

Leute in unſerer Stadt, die ſich malen laſſen würden; aber es ſind nur wenige Maler, und iſt kein guter unter ihnen. Du könnteſt manchen ſchönen Auftrag bekommen, wenn Du in den Häuſern der Bürger ein- und ausgingeſt. Deshalb ſollſt Du dieſen Winter mit Wilhelm ins Caſino gehen und Bekanntſchaften machen, wenn Du willſt. Biſt Du klug, ſo kannſt Du Dir daraus ein Glück zurechtzimmern."

Da fiel Peter dem Prinzen ſchluchzend um den Hals. Das war der zweite Weihnachtstag, der als leuchtender Markſtein in ſeinem Leben ſtand. Die heilige Freude der Guten ſchritt mit leiſen Schuhen durch die Stube.

Dann gingen ſie zu Tiſch, und Peter ſaß den Abend über ſtummſelig neben Wilhelm und ſuchte ſein Glück zu faſſen.

Beim Abſchied drückte ihm Frau Seraphine ein Papier in die Hand. „Es ſind fünf Zehnguldenſcheine darin," ſagte ſie leiſe, „als Vorſchuß auf unſere Bilder, und Du ſollſt Dir einen ſchönen neuen Anzug machen laſſen für das Caſino." Da konnte ſich Peter nicht mehr halten und gab der Senatorin einen gänzlich reſpektloſen Kuß auf den Mund. Die ſchob ihn eilig zur Tür hinaus und wurde rot. König ſah es. „Ehebruch!" ſagte

er zwinkernd, „das wird nicht der letzte Kuß sein, den das junge Genie austeilt ...“

„Und bekommt!“ antwortete die feine Frau nachdenklich.

Peter aber rannte in glühender Freude durch die Schneenacht heim. Die Mutter saß noch bei der Lampe und nähte.

„Aufgehört!“ rief er übermütig. „Morgen kauf' ich Dir ein Schloß! Ich bin ein großer Herr, und hier sind fünfzig Gulden. Juhu!!“ Dann fielen sie sich in die Arme und träumten sich geradeswegs in das Schloß hinein, bis um Mitternacht die Glocken der fernen Türme den Feiertag heraufriefen.

Denn siehe, ich verkündige Euch große Freude!

Der Januaranfang brachte den bedeutungsvollen Abend, an dem Peter kam, um Wilhelm zur ersten Tanzstunde abzuholen. Er hatte sich einen feinen schwarzen Frack machen lassen und sah darin noch schlanker und kecker aus als sonst. Frau Seraphine merkte nicht ohne Eifersucht, daß ihr Sohn neben dem jungen Kraft einigermaßen verschwand; er war einen halben Kopf kleiner und hatte nicht den Siegerblick des anderen, sondern sah noch immer nachdenklich fragend in die Welt, wie einer, der wartet, daß alles an ihn herankommen solle. Aber die Senatorin freute sich trotzdem über die beiden hübschen Jungen, die einträchtig und erwartungsvoll durch den Schnee davonstapften.

Im Casino hatte sich bereits eine ansehnliche Gesellschaft jungen Volkes versammelt. Es waren nur Herren — denn die Schäflein wurden nach

als gehört' ich dazu — verstehen Sie?" Der zweite Buchhalter kam heran. „Ja, ja, die Traktaten auf Mailand ..." sagte Herr Ludwig Bruch gedankenvoll zu Wilhelm, als hätte er niemals an etwas anderes gedacht.

So kam es, daß am Abend des siebenten März ein schlanker junger Mann durch den Ballsaal säuselte, der direkt aus einem Gavarnischen Modejournal herausgeschlüpft zu sein schien. Herr Bruch war ganz in Schwarz, nur seine seidene Weste glänzte in blendendem Weiß. „Eigentlich sieht er gar nicht aus, als ob er in der Judengasse auf die Welt gekommen sei!" dachte Wilhelm voll Anerkennung, „eher könnte man ihn für einen Südländer halten." Als das Fest begann, mußte der Prinz über seinen gänzlich verwandelten Buchhalter immer von neuem staunen. Der konversierte mit solcher Gewandtheit und wußte sein Lorgnon so zierlich zu handhaben, daß er geradezu eine Atmosphäre weltstädtischer Eleganz um sich breitete; und nach zwei Stunden schien es, als ob er bereits mehrere entflammte Herzen auf der Habetseite buchen könne. Am angedonnertsten aber war der Prinz, als er bei Tische Herrn Ludwig Bruch neben einer Dame sitzen sah, die ein entzückendes weißes Kleid an hatte und über

der ſprühenden Unterhaltung aus dem Kichern nicht herauskam — und in der Wilhelm Babette van Hees erkannte. Infolge dieſer Feſtſtellung geriet er in ein derartig tiefes Nachdenken, daß er die Dame an ſeiner Seite völlig vergaß. Das war freilich etwas für die ſchwarze Babette! Ob ſie den wohl auch mit ſeiner Schweigſamkeit verſpottete? Es ſtieg etwas wie Eiferſucht in ihm auf — eigentlich war es nur gekränkte Eitelkeit; er beſchloß, ſich etwas mehr um das Mädchen zu kümmern und dachte während des Eſſens eifrig an einer witzigen Unterhaltung herum, mit der er ihr zeigen wollte, daß man durchaus nicht Bruch heißen müſſe, um Herzen zu brechen.

Aber als er dann mit Babetten tanzte, war ihre erſte Frage: ob er den Herrn kenne, mit dem ſie am Tiſche geſeſſen habe. Da fühlte ſich der Prinz bemüßigt, ein geringſchätziges Geſicht zu machen, und ſagte ſehr von oben herab: „Das iſt unſer Buchhalter.“

„Na!“ erwiderte ſie, „vielleicht bringſt Du es auch einmal ſo weit!“ und erinnerte ihn damit zu ſeinem großen Ärger an die wenig imponierende Tatſache, daß er noch immer nur Lehrling ſei.

Gegen Mitternacht winkte Frau van Hees ihrer Tochter zum Aufbruch. Der Buchhalter bemühte

auf den rosenfarbenen Reifrock zu. Aber beinahe hätte er seine Haltung verloren. Denn Babette sagte sehr vernehmlich: „Nun, mein Prinz, hat es der Herr Vater erlaubt?"

„Babette!" sagte Frau van Hees scharf.

Die lächelte boshaft und folgte dem Prinzen zum Kontre.

Die ganze schändliche Babette von früher hatte sich in dieser niederträchtigen Frage zu erkennen gegeben; es war genau wie damals, als sie ihm das Holz an die Nase warf — trotz den neuen Hosen, und als sie ihm in das Haar fuhr — trotz der kunstvollen Schraube. Wilhelm erinnerte sich an ein Dutzend solcher Schlechtigkeiten. Aber damals hatte sie es in kindlichem Übermute getan; jetzt war noch ein anderes hinzugekommen: der Spott. Der Prinz fühlte sich ganz klein neben ihr und wußte nicht, wie er sich ihrer erwehren sollte.

Er sah sie heimlich an, während die Paare sich ordneten. Sie war gewachsen und jetzt wenigstens ebenso groß wie er. Er hatte ein Jahr mehr als sie, und doch war sie die Reifere. Wenn er den Arm um ihre Taille legte, fühlte er, daß ihr Körper fester sei und nicht mehr kindlich. Das machte ihn noch unsicherer, und das Gefühl der

männlichen Überlegenheit, das er früher gehabt hatte, ging ihm verloren. Dazu blitzte sie ihn aus den großen schwarzen Augen so gefährlich an, daß er vollends eingeschüchtert wurde und sie immer und immer wieder betrachten und sich über sie wundern mußte. Er merkte, wie die Herren auf sie blickten, auch die älteren — und denen warf sie besonders kokette Blicke zu. Da war der Tanz zu Ende ...

„Du bist sehr unterhaltsam gewesen, mein Prinz!" sagte Babette, als er sie an ihren Platz zurückführte.

Er bekam einen roten Kopf: kaum ein Wort hatte er gesprochen.

Der März kam, und mit ihm das Ende der Tanzfröhlichkeit. Ein letzter großer Ball, an dem alle Mitglieder und Freunde der Casinogesellschaft teilnehmen würden, sollte den würdigen Abschluß bilden.

Ein paar Tage vor dem Feste stand Wilhelm pflichtgetreu vor seinem Pult und knirschte mit dem Gänsekiel über das Papier der Geschäftsbücher. Da zupfte ihn einer am Ärmel: der Buchhalter Ludwig Bruch.

als gehört' ich dazu — verſtehen Sie?" Der zweite Buchhalter kam heran. „Ja, ja, die Trattен auf Mailand..." ſagte Herr Ludwig Bruch gedankenvoll zu Wilhelm, als hätte er niemals an etwas anderes gedacht.

So kam es, daß am Abend des ſiebenten März ein ſchlanker junger Mann durch den Ballſaal ſäuſelte, der direkt aus einem Gavarniſchen Modejournal herausgeſchlüpft zu ſein ſchien. Herr Bruch war ganz in Schwarz, nur ſeine ſeidene Weſte glänzte in blendendem Weiß. „Eigentlich ſieht er gar nicht aus, als ob er in der Judengaſſe auf die Welt gekommen ſei!" dachte Wilhelm voll Anerkennung, „eher könnte man ihn für einen Südländer halten." Als das Feſt begann, mußte der Prinz über ſeinen gänzlich verwandelten Buchhalter immer von neuem ſtaunen. Der konverſierte mit ſolcher Gewandtheit und wußte ſein Lorgnon ſo zierlich zu handhaben, daß er geradezu eine Atmoſphäre weltſtädtiſcher Eleganz um ſich breitete; und nach zwei Stunden ſchien es, als ob er bereits mehrere entflammte Herzen auf der Habetſeite buchen könne. Am angedonnertſten aber war der Prinz, als er bei Tiſche Herrn Ludwig Bruch neben einer Dame ſitzen ſah, die ein entzückendes weißes Kleid an hatte und über

der sprühenden Unterhaltung aus dem Kichern nicht herauskam — und in der Wilhelm Babette van Hees erkannte. Infolge dieser Feststellung geriet er in ein derartig tiefes Nachdenken, daß er die Dame an seiner Seite völlig vergaß. Das war freilich etwas für die schwarze Babette! Ob sie den wohl auch mit seiner Schweigsamkeit verspottete? Es stieg etwas wie Eifersucht in ihm auf — eigentlich war es nur gekränkte Eitelkeit; er beschloß, sich etwas mehr um das Mädchen zu kümmern und dachte während des Essens eifrig an einer witzigen Unterhaltung herum, mit der er ihr zeigen wollte, daß man durchaus nicht Bruch heißen müsse, um Herzen zu brechen.

Aber als er dann mit Babetten tanzte, war ihre erste Frage: ob er den Herrn kenne, mit dem sie am Tische gesessen habe. Da fühlte sich der Prinz bemüßigt, ein geringschätziges Gesicht zu machen, und sagte sehr von oben herab: „Das ist unser Buchhalter."

„Na!" erwiderte sie, „vielleicht bringst Du es auch einmal so weit!" und erinnerte ihn damit zu seinem großen Ärger an die wenig imponierende Tatsache, daß er noch immer nur Lehrling sei.

Gegen Mitternacht winkte Frau van Hees ihrer Tochter zum Aufbruch. Der Buchhalter bemühte

ſich in zuvorkommendem Eifer um die Damen, aber ſein Anerbieten, ſie heimzugeleiten wurde von der Mutter abgelehnt. Dann gingen die beiden. Bruch lehnte ſich an eine Säule und ſchaute mit gleichgültiger und vornehmer Miene auf die bunte Menge des tanzenden Volkes. Für ihn war dieſes Feſt zu Ende; aber er blieb noch, um die Wirkung ſeiner Eleganz zu vertiefen... Endlich kam der Prinz und wollte heimgehen. Der Buchhalter war ſehr einverſtanden damit.

„Ein göttliches Mädchen!“ liſpelte er, als ſie über die nachtverlaſſene Zeil ſchritten, „göttlich!“

„Hm!“ Wilhelm war recht einſilbig. Eigentlich glaubte er, ein größeres Anrecht auf Babetten zu haben.

„Wiſſen Sie, daß ich die Mamſell van Hees ſchon lange kenne?“ fragte er.

„Ich glaube mich zu erinnern,“ ſagte der andere vorſichtig, „es war wohl eine Kinderfreundſchaft?“

„Ja, das war es!“ Wilhelm betonte das „war“ ſehr bedeutungsvoll und zweideutig. Bruch hätte daraus eigentlich das prinzliche Mißfallen erkennen müſſen, aber er tat nicht dergleichen, ſondern ſchwärmte weiter.

„Haben Sie je eine ſo ſchöne Jungfer ge-

ſehen? Dieſer Wuchs, und dieſe Augen, und dieſe Locken!“ Dann folgte ein tiefempfundener Erguß der blaugeblümten Buchhalterſeele, die alle Sterne vom Himmel langte, um ſie der Dame zu Füßen zu legen.

Wilhelm wurde ſtutzig darüber. „Seit wann kennen Sie denn Babetten?“ fragte er gerades heraus. Bruch ſchnappte zuſammen. „Jeſus! ſchon zwei Uhr!“ ſagte er eilig, „ein Glück, daß wir daheim ſind.“ Er blieb vor ſeiner Haustür ſtehen. Sie trennten ſich. Der Prinz ging allein den Mainkai entlang. Es war ihm zumute, als würde die nächſte Zeit aufregende Dinge bringen.

Während Babette ruhig ſchlief und mit einem zufriedenen Lächeln von den Erfolgen des Abends träumte, ſaß Herr Ludwig Bruch frierend in ſeiner Kammer und hatte ſeine Eleganz allbereits an den Nagel gehängt. Er war — ſozuſagen — im Nachthemd und wollte ſich eigentlich ins Bett legen, aber noch bevor er dieſes vernünftige Vorhaben ausführen konnte, verfiel er in ein abgrundtiefes Nachdenken. Er war gewohnt, den Gewinn ſolcher Abende mit Zins und Zinseszins auszurechnen und ſich dann an dem Reſultate zu erfreuen, das ihm regelmäßig eine weitere Feſtigung und Erhöhung ſeiner geſellſchaftlichen Stel-

Lied zu pfeifen. Er hatte sich in der letzten Zeit in einen rechtschaffenen Ärger über den Buchhalter hineingewühlt. Jean Feldbecher aber zog die Brauen hoch: hier begab sich etwas.

Die sanfte Stille des Rosenhauses spann Wilhelm leise wieder in den alten Traumschleier. Im Winter war ihm so viel Neues begegnet, daß er oft ein anderer schien als früher. Aber jetzt, da der bunte Harlekinsmantel zerrissen war, den der Winter um sein klapperndes Gebein gehüllt hatte, fand sich der Prinz wieder zu der Echtheit des Rosengartens zurück. Wenn er mittags aus der Stadt kam, setzte er sich auf das Belvedere, las oder schaute mit heiteren Sinnen auf die lichte Blumenebene des Flusses hinunter. So kam er wieder zu sich selber und stand nicht mehr glättend und zupfend vor dem Spiegelglas; denn die Natur sah nicht auf kunstvolle Falten.

Und jetzt begann er auch die Geschichte des Herrn Ludwig Bruch und Babettens mit geruhigen Augen zu betrachten und ärgerte sich nicht länger in knabenhafter Eitelkeit. Vielleicht war Babette in diesem Winter seinem jungen Herzen gleichgültig geworden; er merkte, wie sie die Angel auswarf, und das verstimmte ihn.

Peter gab ihm darin recht; denn er hatte sein

gut Teil Erfahrung vor dem Prinzen voraus und war gewohnt, alles mit den scharfblickenden Augen des Malers zu betrachten; so sah er Licht und Schatten, ohne Haß und ohne Liebe. Zudem waren die Leute geneigt, über seiner Kunst seine Jugend zu vergessen und sprachen mit ihm wie mit ihresgleichen. So hörte er vieles; denn der Senator hatte richtig gerechnet: das Casino verschaffte ihm mancherlei Bekannte — und Aufträge. „Sie tuscheln schon über die kleine Hexe!" sagte er eines Tages zu Wilhelm, „ich hör's von allen Seiten. Das Mädel wird berühmt."

„Ich tät' dafür danken!" antwortete der Prinz in sittlicher Entrüstung. „Was ist es denn?"

„Was wird es sein. Die Gimpel fliegen ihr auf die Leimruten, und sie macht sich ein Vergnügen daraus, ihnen die Hälse umzudrehen. Gar nicht übel! Bloß: was sagen die Alten dazu? Der junge Menzer soll neulich ein gefühlvolles Lied zur Gitarre gesungen haben, gerade unter ihrem Fenster. Dann hat er noch einen Auftritt gehabt mit den Kerlen aus der Konstablerwache —"

„Unerhört!" Aber eigentlich imponierte es ihm doch — so mitten auf der Zeil ein Ständchen. Hihi! Er würde das Herrn Bruch erzählen...

Er tat es gleich am nächsten Morgen. Bruch

Lied zu pfeifen. Er hatte ſich in der letzten Zeit in einen rechtſchaffenen Ärger über den Buchhalter hineingewühlt. Jean Feldbecher aber zog die Brauen hoch: hier begab ſich etwas.

Die ſanfte Stille des Roſenhauſes ſpann Wilhelm leiſe wieder in den alten Traumſchleier. Im Winter war ihm ſo viel Neues begegnet, daß er oft ein anderer ſchien als früher. Aber jetzt, da der bunte Harlekinsmantel zerriſſen war, den der Winter um ſein klapperndes Gebein gehüllt hatte, fand ſich der Prinz wieder zu der Echtheit des Roſengartens zurück. Wenn er mittags aus der Stadt kam, ſetzte er ſich auf das Belvedere, las oder ſchaute mit heiteren Sinnen auf die lichte Blumenebene des Fluſſes hinunter. So kam er wieder zu ſich ſelber und ſtand nicht mehr glättend und zupfend vor dem Spiegelglas; denn die Natur ſah nicht auf kunſtvolle Falten.

Und jetzt begann er auch die Geſchichte des Herrn Ludwig Bruch und Babettens mit geruhigen Augen zu betrachten und ärgerte ſich nicht länger in knabenhafter Eitelkeit. Vielleicht war Babette in dieſem Winter ſeinem jungen Herzen gleichgültig geworden; er merkte, wie ſie die Angel auswarf, und das verſtimmte ihn.

Peter gab ihm darin recht; denn er hatte ſein

gut Teil Erfahrung vor dem Prinzen voraus und war gewohnt, alles mit den scharfblickenden Augen des Malers zu betrachten; so sah er Licht und Schatten, ohne Haß und ohne Liebe. Zudem waren die Leute geneigt, über seiner Kunst seine Jugend zu vergessen und sprachen mit ihm wie mit ihresgleichen. So hörte er vieles; denn der Senator hatte richtig gerechnet: das Casino verschaffte ihm mancherlei Bekannte — und Aufträge. „Sie tuscheln schon über die kleine Hexe!“ sagte er eines Tages zu Wilhelm, „ich hör's von allen Seiten. Das Mädel wird berühmt.“

„Ich tät' dafür danken!“ antwortete der Prinz in sittlicher Entrüstung. „Was ist es denn?“

„Was wird es sein. Die Gimpel fliegen ihr auf die Leimruten, und sie macht sich ein Vergnügen daraus, ihnen die Hälse umzudrehen. Gar nicht übel! Bloß: was sagen die Alten dazu? Der junge Menzer soll neulich ein gefühlvolles Lied zur Gitarre gesungen haben, gerade unter ihrem Fenster. Dann hat er noch einen Auftritt gehabt mit den Kerlen aus der Konstablerwache —“

„Unerhört!“ Aber eigentlich imponierte es ihm doch — so mitten auf der Zeil ein Ständchen. Hihi! Er würde das Herrn Bruch erzählen ...

Er tat es gleich am nächsten Morgen. Bruch

sagte er gönnerhaft, „lieben Sie sie denn wirklich?“ Das klang, als wäre Babette seine eigene Tochter.

„Ach!“ seufzte Bruch und blickte elegisch über das Wasser, „Sie ahnen ja nicht, wie es mit mir steht. Liebe ist ja gar kein Wort dafür, weil man für so etwas überhaupt keinen Ausdruck hat. Flamme, Brand, Wahnsinn, Tobsucht... he? Kennen Sie mich? Nein. Kein Mensch kennt mich.“ Wilhelm wurde ernst; das hatte er nicht erwartet. In Bruchs Augen flackerte etwas, das ihn fast ängstlich machte.

„Ich muß Ihnen das erzählen; aber nicht hier — die Leute spitzen schon die Ohren. Ich sag' Ihnen: wir nehmen einen Kahn und lassen uns nach Schwanheim hinuntertreiben. Nachher fahren wir mit dem Postschiff wieder herauf. Auf dem Flusse wird uns niemand hören, höchstens die Wasserfräulein, aber die sind seit der schönen Melusine solche Sachen gewöhnt, haha!“ Er lachte seltsam und stand auf. Wilhelm folgte ihm.

Dann glitten sie mit den ruhigen Wellen flußabwärts zwischen märzvioletten Wäldern und grünenden Ufern, über denen der Frühling wob. Bruch begann.

„Wissen Sie, was das ist: Liebe? Lächerliche

Frage — woher sollen Sie mit Ihren sechzehn Jahren das wissen? — — Ich habe mich tapfer heraufgearbeitet, bin aus einem schmierigen Judenbengel ein angesehener Mann geworden, dem keiner seinen Handschlag weigert. Ich bin ein ehrlicher Mensch, ein anständiger Mensch. Und trotzdem: es klafft ein weltweiter Abgrund zwischen mir und den Bürgern. Zum Exempel: zwischen dem Senator König und dem Buchhalter Ludwig Bruch; nicht bloß, weil er der Herr ist und ich der Arbeiter bin. Sondern deshalb, weil der Senator König in seiner Stube ein Dutzend Bilder hängen hat von seinen Vorfahren, die auch alle Senatoren und vornehme Leute gewesen sind. Nun — wenn mich einer fragt: wer ist Dein Vater gewesen — was soll ich sagen? Soll ich sagen: er hat Chaim Baruch geheißen und hat Geschäfte gemacht? Weiß Gott, ich schäme mich seiner nicht, er war ein ehrlicher Mann. Aber er ist mein Unglück. Können Sie sich denken, was das heißt: von vorn anfangen? Nein — Sie stehen auf den Schultern von sieben Ahnen; Sie sind in die Welt gestellt worden, wie ein Bäumchen in den Wald; das ist auch gestützt und kann nicht stürzen. Früher hab' ich darüber gelacht und geglaubt, wenn einer einen gescheiten Kopf

hat, dann braucht er keinen Stammbaum. Aber jetzt? Wenn mich van Hees fragt: wo kommen Sie her? Babette! Das Hohe Lied ist nur ein Stammeln auf sie. Halten Sie mich für verrückt? Ein fünfzehnjähriges Mädchen!"

Er rückte näher an Wilhelm heran und hastete seine Rede weiter.

„Glauben Sie nicht, daß ich bloß rechnen kann. Ich lese Nächte lang. Börne, Heine, Tieck. Einen hat es gegeben, dem es geradeso ging wie mir. Er heißt Novalis — kennen Sie ihn?"

„Nein!" sagte Wilhelm erstaunt.

„Er hat sich auch in ein so junges Mädchen verliebt und ließ sich von ihr quälen und necken. Sie starb — da ist auch er weggewelkt, aufgelöst und in süßer Trauer. Ich lese in seinen Hymnen wie in der Bibel. Und wenn ich dann morgens aufwache, faß' ich mir an die Stirn: was ist aus mir geworden? Ich schwör' Ihnen: wenn ich Babetten nicht bekomme, ist es aus. Was wird, weiß ich nicht. Ich weiß nur: es ist das Ende."

Wilhelm saß mit starren Augen da. Was war das für eine unheimliche Glut? „Wollen Sie sie heiraten?" fragte er.

Bruch schlug ein grelles Lachen an. „Freilich will ich! Aber wie denken Sie sich das — he?"

Wilhelm ſchwieg eine Weile; dann ſprach er tröſtend: „Vielleicht geht es doch ... was ſagt ſie denn dazu?“

Der andere biß ſich auf die Lippe. „Glauben Sie, ich hätte mit ihr darüber geſprochen? Kein Wort! Seit dem Beſuche von damals habe ich ſie nur noch von ferne geſehen. Es geht doch nicht, daß ich ſie anſpreche; was würden die Baſen und Muhmen dazu ſagen, die in jedem Fenſter liegen und ihre langen Ohren bis in des Nachbarn Stube hängen? — — Ja — ich hab' mir gedacht: vielleicht könnte ich Babetten einmal ſehen, wenn Sie dabei ſind. Deshalb erzähle ich Ihnen ja das alles. Sie kennen ſie doch von Kindheit an; es denkt ſich keiner etwas dabei, wenn Sie einmal zuſammen ſpazieren gehen, ein wenig außerhalb der Stadt, etwa zum Affentor hinaus und an den Buchrainweiher. Es ſieht's auch niemand. Und ich komme dann von ungefähr dazu ...“

Wilhelm wurde verlegen; er dachte an das Verbot des Senators. Aber ſchließlich hatte der Vater auch nichts gegen das Zuſammentreffen im Caſino einzuwenden gehabt — und der Streit war ſchon lange her —

„Meinetwegen!“ ſagte er, „ich will's verſuchen.“

Da schien dem armen Bruch die Sonne noch einmal so schön. In stillem Einverständnis ließen sie von dem Gespräch ab und glitten weiter durch den Märznachmittag, bis hinunter nach Schwanheim. Dort gaben sie den Kahn ab und warteten nun auf das Postschiff, das von Mainz den Fluß heraufqualmte; es war ein absonderlicher Kasten mit einem himmellangen dünnen Blechschlot und gewaltigen Schaufelrädern, der sich mühsam heranprustete und eine dicke Rauchfahne durch den goldenen Nachmittag wehen ließ. Achtzehn Kreuzer kostete die Fahrt von Schwanheim nach Frankfurt — man durfte dafür aber auch eine geraume Zeit fahren und tat das mit großer Hingebung, denn dieser erste Raddampfer war, als Zeichen einer unerhörten Kultur, der Stolz der ganzen Mainschiffahrt, und man betrat ihn mit erhobenen Gefühlen.

Wilhelm stand am Geländer und schaute bewundernd auf die gischtsprühenden Räder. „Das ist nun bestimmt das Allerletzte, was der Menschengeist sich hat ausdenken können. Wer hätte vor fünfzig Jahren gedacht, daß einmal ein großes Schiff von selber den Main hinauffahren würde? Es ist unglaublich!“

Bruch nickte. „Das ist die Dampfmaschine —

das Wappen der neuen Zeit. Es wird noch einmal soweit kommen, daß kein Mensch und kein Tier mehr zu arbeiten braucht. Dann werden wir ins Museum gehen müssen, um zu sehen, wie ein Pferd ausschaut."

„Na!" sagte Wilhelm lächelnd.

„Was?" fragte der andere wieder, „die Ruderschiffe sterben aus, und im Herbst kommt die Reihe an die Postkutschen." Er wies hinüber nach dem Höchster Ufer, wo graue Dämme durch die Wiesen liefen. „In ein paar Wochen ist die Eisenbahn da drüben fertig — das Leben geht immer schneller. Früher lief man knappe zwei Stunden nach Höchst, jetzt wird man in zwanzig Minuten hinkommen können, für ein paar Kreuzer. Es ist eine Spekulation auf die Massen, und sehr gewagt; man sagt, daß das rasende Tempo die Nerven und die Lunge schädige. Was wäre das für ein Bankerott! Millionen haben die Bethmanns hineingesteckt — Millionen! Aber die neue Zeit kümmert sich nicht um die Kosten, sie rennt über alle Hindernisse weg. In Schlesien haben sie jetzt die neuen englischen Spinnmaschinen eingeführt, die an einem Tage soviel fertigbringen, wie zehn Weber in einer Woche. Deshalb hungern jetzt hunderte von Webern. Aber die

neue Zeit kümmert ſich nicht darum und raſt weiter. Bis eines Tages die Flamme hochlodert und der Maſchine eigener Keſſel platzt.«"

Der Prinz horchte auf. War das nicht dasſelbe, was Peter prophezeite — die auflodernde Flamme? Er ſtarrte nachdenklich in die ſinkende Sonne. Gerade in den Fluß tauchte ſie hinab und goß ein Meer leuchtenden Purpurs aus. Als ein rotgoldener Strom floß der Main dem Abendlicht entgegen, breit und in beruhigter Schönheit. Nur das Dampfſchiff ließ eine ſchwarze, aufgeregte Bahn hinter ſich: ſo grub die neue Zeit ihre düſtere Spur in den lichten Glanz der Welt.

Ein paar Nachmittage wandelte Wilhelm überlegend durch die arkadiſchen Roſenhaine und dachte nach, wie er Babetten zu einem Waldgange bereden könnte. Er hätte gern Peter Kraft um ſeinen Rat gebeten, denn er wußte, daß der Maler ſich aus eigener Erfahrung auf ſolche Dinge verſtand — aber er durfte niemandem etwas von ſeinem Vorhaben ſagen. So beſchloß er, ſich auf den Zufall zu verlaſſen.

Es liefen vier Wochen hin, ohne daß er Babetten ſah; denn er kam ſelten in die Stadt: ſein Weg führte vom Röderberg auf den Mainkai

und wieder zurück. Aber dann traf er das Mädchen doch einmal und redete mit ihr. Sie lachte. „Du gefällst mir, süßer Prinz! Seit wann bist Du so mutig? Aber meinetwegen.“

Er stürmte zu Bruch und verkündete ihm die große Neuigkeit. Der wollte ihm um den Hals fallen vor seligem Jubel.

Und eines Nachmittags ging Wilhelm wirklich mit der schönen Babette zum Sachsenhäuser Affentor hinaus.

„Du bist hübsch, Wilhelm!“ sagte Babette mit blitzenden Augen, „viel hübscher als im Winter. Die Rosenluft Arkadiens bekommt Dir gut.“ Er gefiel ihr sehr, und sie ließ alle ihre niedlichen Künste los. Aber sie mußte sich wundern, wie unempfindlich er blieb. Das reizte Babette van Hees, denn es war ihr etwas sehr Ungewohntes.

Bei der Sachsenhäuser Warte begegnete dem Paar ein feiner Mann. „Ei guten Tag, Bruch!“ rief Wilhelm ihm entgegen.

Nein — er hatte nichts dagegen, wenn Herr Bruch mitging.

Aber die schöne Babette zog die Brauen zusammen: der Buchhalter kam ihr ungelegen. Sie wollte Wilhelm noch heute zu ihren Füßen sehen. „Ich kenne den Herrn ja kaum!“ sagte sie kühl.

Bruch wurde blaß, erinnerte sie an den Ball im Winter. „Richtig ...“ sagte sie wieder, „Sie waren mir sehr angenehm — auf dem Ball!!“ Sie betonte das letzte Wort so unzweideutig, daß dem armen Bruch nichts weiter übrig blieb, als seines Weges weiter zu gehen. Wilhelm hatte klopfenden Herzens zugehört; es schnürte ihm die Brust zusammen.

Babette stand noch und sah dem Buchhalter nach. Gefangene Vögel interessierten sie nicht mehr.

„Pfui!“ sagte Wilhelm aus tiefster Seele.

„Warum?“

Er schwieg; sie zuckte die Achseln. Am liebsten hätte er sie stehen lassen und wäre Bruch nachgerannt; denn er wußte, wie es dem jetzt zumute war. Aber das ging nicht an; so begnügte er sich damit, ihr seine Verachtung durch beredte Einsilbigkeit deutlich zu machen. Sie schien nichts zu merken und plauderte lustig weiter.

An diesem Abend lag Babette van Hees in ihrem Bett und weinte heiße Tränen des Zornes, weil die Macht ihrer Augen versagt hatte — gerade bei dem, den sie am liebsten besiegt hätte.

Der Prinz erlebte einen traurigen Auftritt mit Bruch. Der Buchhalter war außer sich. Nach dem

ersten Sturme gab er alles verloren und weinte wie ein Kind. Wilhelm beschwor ihn, ruhig zu sein; er versprach ihm, abermals eine Gelegenheit zu verschaffen, damit er Babetten sprechen könne, und lief dem Mädchen nach, in ehrlicher Angst um Bruch. Er bat sie noch einmal, mit ihm spazieren zu gehen; sie sah ihn mit großen Augen an und willigte ein. Wieder eilte er zu Bruch und erzählte ihm davon. Aber der Buchhalter jauchzte nicht mehr auf. „Also noch ein Mal. Ich weiß: es wird das letzte sein. Ludwig Bruch hat kein Glück mit seinem armen Herzen."

Der Tag kam, und Wilhelm erzählte Babetten auf dem Wege durch die Stadt die ganze Geschichte. Sie bekam böse Augen. „Und heute?"

Wilhelm wurde rot; er sah: das Spiel war verloren. Aber er kämpfte tapfer weiter. „Tu es mir zuliebe, Babette! Ich hab' es ihm versprochen. Ich weiß, es war unrecht. Aber tu es mir zuliebe — wenn Du es ihm zuliebe nicht tun willst ..."

Sie lächelte unheilvoll. Also war sie nur eine Puppe gewesen? Die er einem anderen in die Hand geben wollte? Es loderte in ihr auf: was war das für ein Herrentum? „Gehen wir!"

ſagte ſie; Wilhelm dachte mit Bangen an den Augenblick, in dem ſie Bruch treffen würden.

Der kam — blaß und mit tiefliegenden Augen. Sie waren mitten im Wald, auf einem ſtillen Seitenweg, weitab von der Straße.

Babette trat ihm gegenüber. Eine Sekunde lang laſtete das Schweigen über ihnen. Dann ſagte ſie mit harter Stimme: „Wilhelm hat mir alles erzählt. Was ſoll das heißen?“

Bruch ſtarrte ſie an und ſchwieg.

Sie trat näher heran und zog Wilhelm an der Hand herbei: „Ich kann es nicht ändern, daß Sie mich lieben. Aber ich ſage Ihnen: ich liebe Sie nicht. Jetzt nicht und dann nicht, verſtehen Sie? Denn — — —“

Und Babette van Hees riß Wilhelm an ſich und küßte ihn. Ein roter Tropfen quoll aus ſeiner Lippe.

„Babette!“

Bruch krampfte die Hände zuſammen und taumelte. Wilhelm fing ihn in ſeinen Armen auf.

Das Mädchen ſah herüber, wandte ſich und ſchritt durch den Wald.

Der Herbſt kam in leuchtendem Kleid über die Berge geſchritten und brachte ein bedeutſames Feſt für die freie Stadt Frankfurt:

im September wurde die neue Eisenbahn nach Mainz eröffnet. Was Anspruch auf Rang erhob, hatte sich einen Platz in dem ersten Zuge gesichert, der vom Bahnhof vor dem Gallustor abgelassen wurde. Und alle rüsteten sich für diesen Augenblick als für ein großes Erlebnis. Babette ging durch die Friedbergergasse und wollte ein schwarzes Samtband kaufen; denn es fehlte noch an ihrem Anzuge, mit dem sie auf dem Eisenbahnhofe erscheinen wollte.

Als sie aus dem Laden trat, stand Ludwig Bruch vor ihr, schlank und vornehm, wie immer.

Sie nahm die weißen Rosen, die er ihr bot, und dankte ihm.

„Ich wünschte Ihnen Lebewohl zu sagen!“ Es war etwas in seiner Stimme, das sie wieder reizte: das Demütige. Babette bekam ihr höhnisches Gesicht.

„Das ist ein guter Gedanke!“ sagte sie.

Er wurde noch um einen Schatten bleicher. „Ich will verreisen.“

„Dazu bedienen Sie sich am besten der neuen Eisenbahn.“

Er ging.

Am nächsten Tage strömten die Scharen hinaus vor das Gallustor. Es war ein Sonntag, und

das Paket auf den Röderberg. Wilhelm trug es schweigend in sein Zimmer und legte es uneröffnet zu den übrigen Büchern. Niemand ahnte etwas davon, daß er die traurige Geschichte Ludwig Bruchs kannte, und deshalb fragte ihn auch keiner; er war froh darüber und blieb stumm. Nicht einmal der Magister merkte, wie sein Herz erschüttert war, denn er ging verschlossener umher als je.

Wilhelm sprach auch nicht mit der Einzigen, die um Ludwig Bruchs Ende wußte. Ein trauriger Abscheu vor Babetten war über ihn gekommen. Er verurteilte nicht, daß sie Bruch von sich gewiesen hatte, sondern wie sie es getan; und er ging ihr aus dem Wege — denn er hätte sie ins Gesicht geschlagen wegen ihrer Grausamkeit. — Die Tage nach dem Tode des Buchhalters waren schlimm gewesen für Babetten. Sie fürchtete, daß alles herauskommen würde; dann war der Skandal da. Aber die Wochen vergingen, und das Aufsehen ebbte zurück; die Leute sprachen schon wieder von anderen Dingen, und niemand dachte an sie; es war ja so natürlich, daß ein junges Mädchen ohnmächtig wird bei einem solchen Unglück. Sie atmete wieder auf und schalt sich töricht wegen ihrer Gewissensbisse. Was

konnte sie dafür, daß sich einer in sie verliebte?

„Der Schreck hat sie sehr angegriffen," erzählte Frau van Hees über den Kaffeetisch hinweg, „aber es gibt sich: sie lacht schon wieder lustig, wie sonst, Gott sei dank!"

So zog die Zeit einen Schleier des Schweigens und Vergessens über Ludwig Bruchs Grab. Jetzt atmete schon alles auf dem Röderberg wehmütiges herbstliches Scheiden, und vor dem großen Sterben in der Welt schrumpfte das eine arme Menschenschicksal zum winzigen Punkte zusammen. Da kam auch über Wilhelm die große Ruhe und er erkannte mit melancholischen Augen die ewige Vergänglichkeit.

Mit den Novembernebeln verwaiſte das Roſenhaus. Der Prinz ging mit Feldbecher durch den grämlichen Spätnachmittag nach der Stadt, der Grauheit und der Winterarbeit entgegen.

„Schade, ſchade ...“ ſagte der Magiſter nachdenklich, „wie war es doch früher ſo ſchön, als wir noch luſtig den Sommer hinausfeierten und vom Belvedere herunter der Klang der Gläſer durch den Garten flog. Die leidige Politik! Der Senator iſt mein Freund und Gönner, und iſt ein Ehrenmann. Aber trotzdem: er war ſchuld daran, er allein. Es iſt merkwürdig: wenn ſich im Käfig zwei wilde Tiger ankurren und der Wärter ſchiebt einen Stock zwiſchen ſie, dann werden die Tiere ruhig und halten den lumpigen Stecken für ein unbezwingbares Hindernis; darüber lachen die Menſchen — und ſind doch genau ſo

dumm. Zwei können die beſten Freunde ſein — da wirft einer die Politik zwiſchen ſie, und wenn ſie dann einander auf der Straße begegnen, ſchauen ſie beiſeite und kennen ſich nicht mehr. O Menſch! Wilhelm, wir wollen uns einen Kuppelpelz verdienen. Van Hees wird im Frühjahr in den Rat gewählt werden; deshalb wird er einen Beſuch auf dem Mainkai machen müſſen. Wir werden dafür ſorgen, daß der Senator um jene Stunde daheim iſt — wie? Denk' an die fröhliche Zeit, Wilhelm!"

Der Prinz wurde rot über dem Worte vom Kuppelpelz, aber das harmloſe Feldbecheriſche Gemüt ahnte nichts. Er dachte, daß er ſich nicht wohl gegen den Vorſchlag ſtemmen könne, ohne nach den Gründen gefragt zu werden; und gerade die wollte er für ſich behalten.

Alſo ſagte er: „Tun Sie es, aber allein. Ich mag mich nicht in die Sachen der Alten miſchen."

Feldbecher nickte; das war eine erfreuliche Aufgabe für ſein gutes Herz. Nun mußte er überlegen, wie er die Geſchichte wohl am klügſten einfädeln könne. Zuvor würde er die Geſinnung des Herrn van Hees auskundſchaften. Wenn der einer Verſöhnung geneigt war, ſo ſchien das Schlimmſte überwunden; denn der Senator bot

gern die Hand — soviel hatte Jean Feldbecher gemerkt.

Deshalb faßte der Magister einen ganz unerhörten Entschluß. Und weil er in seinem Plane nun doch den Prinzen brauchte, ging er sogleich daran, Wilhelm zurechtzukneten. „Jetzt kommt wieder die bunte Zeit der Casinovergnügen ..." sagte er vorsichtig. Der Prinz zog die Mundwinkel herunter und bedeutete ihm damit seine völlige Verachtung derartiger Weltlichkeiten; Ludwig Bruch stand noch immer als warnendes Beispiel. Zu anderen Zeiten wäre dem Magister eine solche philosophische Lebensanschauung sehr erfreulich gewesen — aber jetzt konnte er sie nicht brauchen. „Und die vielen schönen Mädchen!" fuhr er holdselig lächelnd fort und zwinkerte in weltmännischer Routine. Wilhelm blies verächtlich durch die Nase. Aber Jean Feldbecher war nicht der Mann, sich abschrecken zu lassen und nahm einen dritten Anlauf. „Und Babette!!"

Der Prinz wechselte die Farbe; was hieß das?

Aha! dachte der Magister und bohrte weiter. „Sie soll sehr schön geworden sein."

„Hm."

„Daran merk' ich erst, wie wenig ich unter die

Leute komme: ſeit zwei Jahren hab' ich ſie kaum geſehen."

„Hm."

„Man müßte eben einmal ins Caſino gehen zu einem Ball — da könnte man ſie betrachten ..." fuhr Feldbecher in liſtigem Selbſtgeſpräch fort. Da ſtemmte Wilhelm die Arme in die Seiten und begann ein homeriſch urgewaltiges Lachen, dergleichen der Magiſter noch nie von ihm gehört hatte; es dauerte eine ganze Weile, bis er wieder zu Atem kam. Dann aber rief er mit Tränen in den Augen: „Feldbecher — das machen wir! Wir gehen zuſammen zu Balle! Gleich das nächſte Mal!"

„Natürlich!" ſagte der kleine Magiſter und reckte ſich, „wir! Arm in Arm mit Dir — was? Man hat noch immer eine paſſable Figur. Eine ſchlanke Taille hat mir noch keiner beſtritten. Und was die jugendliche Lockenpracht anbetrifft —"

„So iſt davon nichts mehr zu ſehen."

„Allerdings!" ſagte Jean Feldbecher in wehmütiger Erkenntnis und fuhr ſich durch das ſpärliche Grauhaar. „Aber man iſt trotzdem noch wohlerhalten."

„Selbſtverſtändlich!" lobte der Prinz, „alſo: wir gehen zu Balle."

gern die Hand — soviel hatte Jean Feldbecher gemerkt.

Deshalb faßte der Magister einen ganz unerhörten Entschluß. Und weil er in seinem Plane nun doch den Prinzen brauchte, ging er sogleich daran, Wilhelm zurechtzukneten. „Jetzt kommt wieder die bunte Zeit der Casinovergnügen ..." sagte er vorsichtig. Der Prinz zog die Mundwinkel herunter und bedeutete ihm damit seine völlige Verachtung derartiger Weltlichkeiten; Ludwig Bruch stand noch immer als warnendes Beispiel. Zu anderen Zeiten wäre dem Magister eine solche philosophische Lebensanschauung sehr erfreulich gewesen — aber jetzt konnte er sie nicht brauchen. „Und die vielen schönen Mädchen!" fuhr er holdselig lächelnd fort und zwinkerte in weltmännischer Routine. Wilhelm blies verächtlich durch die Nase. Aber Jean Feldbecher war nicht der Mann, sich abschrecken zu lassen und nahm einen dritten Anlauf. „Und Babette!!"

Der Prinz wechselte die Farbe; was hieß das?

Aha! dachte der Magister und bohrte weiter. „Sie soll sehr schön geworden sein."

„Hm."

„Daran merk' ich erst, wie wenig ich unter die

Leute komme: ſeit zwei Jahren hab' ich ſie kaum geſehen."

„Hm."

„Man müßte eben einmal ins Caſino gehen zu einem Ball — da könnte man ſie betrachten ..." fuhr Feldbecher in liſtigem Selbſtgeſpräch fort. Da ſtemmte Wilhelm die Arme in die Seiten und begann ein homeriſch urgewaltiges Lachen, dergleichen der Magiſter noch nie von ihm gehört hatte; es dauerte eine ganze Weile, bis er wieder zu Atem kam. Dann aber rief er mit Tränen in den Augen: „Feldbecher — das machen wir! Wir gehen zuſammen zu Balle! Gleich das nächſte Mal!"

„Natürlich!" ſagte der kleine Magiſter und reckte ſich, „wir! Arm in Arm mit Dir — was? Man hat noch immer eine paſſable Figur. Eine ſchlanke Taille hat mir noch keiner beſtritten. Und was die jugendliche Lockenpracht anbetrifft —"

„So iſt davon nichts mehr zu ſehen."

„Allerdings!" ſagte Jean Feldbecher in wehmütiger Erkenntnis und fuhr ſich durch das ſpärliche Grauhaar. „Aber man iſt trotzdem noch wohlerhalten."

„Selbſtverſtändlich!" lobte der Prinz, „alſo: wir gehen zu Balle."

Der Magiſter war damit ſehr zufrieden. Bei dem großen Weihnachtsfeſt würde van Hees ſicher im Caſino ſein; ſchon ſeine Stellung als Ratskandidat erforderte das. So wartete Feldbecher ungeduldig den Weihnachtstag heran, und als es endlich ſoweit war, ſchwebte er am Arme Wilhelms ſylphidengleich über das glitſchige Pflaſter der Frankfurter Straßen dem Roßmarkte zu. Er glich der inkarnierten Vorſehung. „In ſpäteſtens einem Vierteljahr hab' ich ſie beieinander," ſprach er zu dem Prinzen und trat elegant und zierlich in den ſtrahlenden Saal, als habe er niemals in einem Dachſtübchen geſeſſen und über die Eitelkeit der Welt nachgedacht.

„Magiſter!" rief Babette und rannte auf ihn los. „Du lieber Magiſter! Ei Du goldiger Feldbecher — kommſt Du auch einmal auf die Erde nieder?"

„Wie das Chriſtkind!" ſagte er und fühlte ſich verblüffend witzig, „es geſchehen zu Weihnachten die unerhörteſten Dinge." Dabei neigte er nach ſeiner Gewohnheit den Kopf auf die rechte Schulter und blickte vergnüglich in das friſche Mädchengeſicht. Den Teufel auch — das Kind war ſchön geworden! Und vor allem: dieſe Augen! Dieſe Augen ...

Aber hoho! Jean Feldbecher war auch jung gewesen, und er stammte noch aus einer galanteren Zeit. So zog er mit gespitzten Fingern alle Jugenderinnerungen vor und ließ ein fabelhaftes Feuerwerk altväterischer Komplimente gegen das schöne Kind los. Babette lachte entzückt. „Du bist der allerbeste, und bist viel artiger als unsere Lümmel alle zusammen!“ Das war auf den steifen Wilhelm gemünzt; aber der hörte es nicht, denn er hatte den Magister schnöde seinem Schicksal überlassen, stand hinter einer Säule und gedachte sich boshaft über des Alten Hilflosigkeit zu freuen. Aber er wurde baß enttäuscht, denn Feldbecher schlängelte sich wie ein Aal durch alle Schwierigkeiten der großen Gesellschaft, bot der reizenden Babette galant den Arm und trat an den Tisch heran, an dem die Eltern van Hees saßen.

Van Hees stand in herzlicher Freude auf. „Salve!“ rief er fröhlich und bot dem Magister die Hand, „seien Sie uns herzlich willkommen!“ Und in lieber Selbstverständlichkeit rückten sie alle ein wenig zusammen, so daß Feldbecher sich zu ihnen setzen konnte; der nahm neben Babetten Platz und ließ vor lauter Galanterie und Eifer ihren Arm nicht aus. „Das ist mein schönstes Weihnachtsgeschenk: einen guten Menschen wiederzusehen,“

ſagte van Hees, „wir wollen es gebührend feiern. Fritz! Eine Bouteille Champagner!“ Feldbecher ſtrahlte: er kam, er ſah, er ſiegte. Er hatte gerade noch Zeit zu der Überlegung, daß damit für heute genug getan ſei. Denn nun ging ihm ſein gutes Herz auf und er verlor ſeine diplomatiſche Vernünftigkeit in bedenklichem Maße. „Das iſt ſeit drei Jahren der erſte Tag, an dem ich völlig glücklich bin,“ ſagte er zu van Hees. Der hob ihm ſein Glas entgegen, aber Jean Feldbecher rief ihm über den Tiſch zu „Gleich!“ — und ſtieß erſt mit Babetten an; denn Jean Feldbecher wußte, was ſich gehört.

Wilhelm hatte all das mit ſprachloſem Erſtaunen geſehen. Er ſtand verſteinert, als der Magiſter ſich ohne weiteres an die Tafel ſetzte, und fühlte ſich vom Schlagfluß bedroht, als er den Champagner erblickte. Nur ſo viel ging ihm auf: für dieſen Abend war ihm Feldbecher verloren. So ging er langſam in eine ferne Ecke, wo ein paar Bekannte zuſammen ſaßen und bei einer Flaſche Wein in der Frankfurter Skandalchronik blätterten. Da bekam er endlich die Gewißheit, daß ſich über Ludwig Bruchs Grabe die Raſendecke geſchoſſen hatte; den ſtörte niemand mehr in ſeiner Ruhe.

In dieſer Ecke ſaß der Prinz bis zum Schluſſe des Balles mit deutſcher Zähigkeit und goß kühlen Wein auf ſein durchrütteltes Gemüt. Schließlich hatte er ſich zu einer dermaßen olympiſchen Ruhe hinaufgetrunken, daß er ohne ſonderliche Erregung ſehen konnte, wie der Magiſter Jean Feldbecher mit der ſchönen Babette van Hees den Kontre tanzte. Und das wollte gewiß etwas heißen.

Aber als die Lichter eines nach dem anderen verloſchen, ging Wilhelm König mit gewichtigen Schritten auf den alten Freund zu und ſetzte die Füße breit auseinander wie ein Seemann im Sturm; denn der Eſtrich ſchien verteufelte Wellen bekommen zu haben.

„Wilhelm!“ ſagte der Magiſter ſelig, „Prachtmenſch! Herzensbruder! Komm her, ich muß Dir eine neue Bekanntſchaft aufhalſen!“ Er zog den Prinzen an den Tiſch; Wilhelm nahm eine würdevolle Haltung an und exekutierte noch eine leidliche Verbeugung; dann aber ſank er erleichtert auf einen Stuhl und nickte verſtändnisvoll zu allem, was er gefragt wurde.

Am nächſten Tage verlief das Mittagsmahl im Hauſe König recht ſchweigſam. Der Senator ſaß in ſeinem Lehnſtuhl und blinzelte

innerlich vergnügt zu Frau Seraphinen hinüber. Er hatte alles erfahren und war nicht eben böse darüber. Er durchschaute auch den herzensguten Magister und war einverstanden mit seinem Plane.

„Das ist nun schon das dritte Glas Wasser!“ sagte die Senatorin ernsthaft zu ihrem Sohne.

„Ja!“ sagte der langsam, „die Luft ist heute sehr trocken.“

„Gestern scheint sie desto feuchter gewesen zu sein,“ meinte König. Meteorologische Betrachtungen interessierten ihn ungemein.

Der Prinz blickte schwermütig auf und pochte mit dem Finger an seine Stirn. „Blech!“ sagte er bedeutungsvoll und sank wieder in Schweigen.

Auch Feldbecher ließ seine gewohnte magisterliche Haltung auffällig vermissen. Er rührte bereits seit drei Minuten verträumt in seiner Suppe.

„Haben Sie keinen Hunger?“ fragte Frau Seraphine teilnehmend.

„Nein.“

„Das tut mir leid. Sie scheinen sich etwas übernommen zu haben?“

„Es scheint mir beinahe auch so!“ sagte er seufzend und löffelte ergebungsvoll den Teller aus.

Nach dem Eſſen holte er Hut und Mantel, lief weg und rannte durch die verſchneiten Straßen, um ſein verlorenes philoſophiſches Gleichgewicht zu ſuchen. Aber lag es nun an ſeinem kurzen Geſicht oder an dem friſchgefallenen Schnee — Jean Feldbecher fand es nicht recht wieder, obwohl er auch in Gegenden ſuchte, die er ſeit langem nicht geſehen hatte. Zum Beiſpiel: in der Zeil, bei der Konſtablerwache.

„Wilhelm, Wilhelm!“ ſagte er abends, als ſie die Treppe hinanſtiegen, „Du biſt geſtern außer Rand und Band geweſen — daß mir das nicht wieder vorkommt!“

„Daß mir das nicht wieder vorkommt!“ echote der Prinz. Der Magiſter wußte nicht: war das Ironie oder Zerknirſchung? Er kletterte zu ſeinem Olymp empor und brannte die Lampe an. So ſaß er geraume Zeit, ſtarrte in das Licht und paffte gewaltige Rauchwolken aus ſeiner langen weißen Tonpfeife. Jean Feldbecher führte ſeine Gedanken ſpazieren; denn der vergangene Abend hatte mancherlei in ihm aufgeweckt, das er ſchon längſt geſtorben glaubte. Hm, hm! Ganz mechaniſch kramte er den alten Kaſten aus der unterſten Kommodenſchublade und ſetzte ihn auf den Tiſch.

Ein Bündel Briefe ...

Er knüpfte in zärtlicher Erinnerung das Band auf und nahm die Blätter in die Hand. Viel waren es eben nicht; aber das konnte man schließlich von einem Magister auch nicht verlangen.

„Hm, hm!“ sagte er wieder in Gedanken versunken. „Die Lisbeth — hat geheiratet. Paff, paff. 's ist ihr gut bekommen. Sie hat's auch verdient. Die Lina — die wollte mich, aber ich wollte sie nicht. Paff, paff. Die Henni — die wollt' ich, aber sie wollte mich nicht. Die Lene — hm, hm ... ja, ja, die Lene; ein schönes Mädel. Das wär' schon etwas gewesen. Wir waren beide jung. Aber sie ist gestorben. Und jetzt bin ich ein altes Holz; werde ja wohl auch einmal sterben. 's war kein rechter Segen dabei.“

Die Mitternacht schlug an die Turmglocken. Jean Feldbecher seufzte.

„Es ist spät geworden. Sehr spät, Feldbecher! — — Nun wollen wir schlafen gehen.“

Aber er blieb sitzen und blickte in das Licht. Bis ihm die Augen langsam naß wurden. „Hm!“ der Magister ruckte sich unwillig auf, „es kommt nichts heraus dabei.“ Paff, paff. Aber die Pfeife war ausgegangen. Er klopfte sie aus und nickte wehmütig. „Nichts als Asche!“ Da fiel noch ein kleinwinziges Fünklein heraus. „Schau, schau!“

ſagte Jean Feldbecher und betrachtete das Kurioſum mit wohlwollendem Lächeln ... —

Eigentlich war nun das Ziel des Planes erreicht: der Weg war gebahnt, auf dem König und van Hees einander entgegenkommen konnten. Und deshalb hätte ſich jetzt eigentlich der Magiſter wieder als Säulenheiliger in ſeine philoſophiſchen und weltfernen Wüſtengegenden zurückziehen können. Aber er tat das nur zum Teil; inſofern er nämlich nicht wieder ins Caſino ging. Wilhelm forderte ihn zwar auf, aber er ſchüttelte den Kopf und zwinkerte vielſagend: „Nein — ich habe mein moraliſches Tanzbein abgeſchraubt — baſta!“ Dagegen ließ ſich nichts ſagen. Und doch veränderte Feldbecher ſein Leben ein wenig: er ging öfter als ſonſt ſpazieren und lehnte dabei ſelbſt Wilhelms Begleitung ab. Mit energiſchen Schritten ſtapfte die kleine ſchwarze Geſtalt durch den Schnee, ſtundenlang.

Dann wehte wieder der Tauwind den Main herauf. Regentropfen fielen in den ſchweren Schneeſchlamm. Jean Feldbecher machte ſeinen gewohnten Gang, kam ſpät nach Hauſe und hatte ſich erkältet. In dem feinen blaſſen Stubengeſicht brannten rote Flecken, und die Augen glänzten nach Fieber. „Es iſt nichts!“ behauptete er. Aber

die Senatorin wurde energisch, steckte ihn ins Bett und schickte nach dem Arzt. „Lungenentzündung!“ sagte Doktor Varrentrapp, „aber wenn Sie ordentlich auf den alten Zappelhans aufpassen, ist es nicht weiter gefährlich. Nur: vier Wochen im Bett — verstanden?“ Der Magister kniff die Augen zusammen, hustete und jammerte und erklärte, der Doktor sei ein Esel. „Das höre ich öfters von solchen Siebenmalgescheiten,“ antwortete Varrentrapp gleichmütig, „aber wenn Er nicht pariert, soll Ihn der Teufel holen.“ Sprach's und ging. Feldbecher schimpfte wie ein Spatz und bekam einen bedenklichen Hustenanfall; das machte ihn vorsichtig und fügsam. Nun lag er brav seine vier Wochen ab, wurde gesund und durfte wieder aufstehen.

Während dieser vier Wochen hatte er geraume Zeit gehabt, über sich nachzudenken. Wilhelm legte ihm Kants Kritik der praktischen Vernunft auf das Bett, aber der Magister verlangte Goethe, las eifrig im Divan und in den Altersgedichten und fühlte sich sehr beruhigt; er erinnerte sich an Minna Herzlieb, und an die Willemer, und an Ulrike, und —

„Ja, ja!“ sagte er zu dem Prinzen, „der Alte hat's verstanden. Unglaublich.“

Unterdeſſen putzte ſich draußen die Welt in der Märzſonne, wie eine Amſel zwiſchen Kirſchblüten. Der April ſtrahlte heran, und Feldbecher ſaß noch hinter den Scheiben und überlegte, wie er den Doktor Varrentrapp ermorden könne, der ihm die friſche Luft verbot.

Da flog die Tür auf und Babette van Hees lief herein, hell, blumig, ſonnenfroh.

„Jeſus!“ rief Wilhelm erſchrocken, „wenn das der Vater ſieht —“

„Der hat mir eben im Hausflur einen freundlichen guten Tag geboten!“ ſagte das Mädchen und warf ihm einen Veilchenſtrauß auf den Tiſch; dann fiel ſie dem Magiſter ſchnurſtracks um den Hals. „Feldbecherlein! Originalgenie! Biſt Du wieder lebendig? Hier ſind Anemonen für Dich. Haſt Du eine Ahnung, wie ſchön die Welt iſt, Du goldiger Gockel?“

„Gockel?“ ſagte der Magiſter, „Gockel? Ich werd' es Dir zeigen, Du kleine Kröte!“ Stand auf, holte Hut und Stock, hängte ſich bei Babetten ein und hüpfte mit ihr die Treppe hinunter.

In der Haustür ſtießen ſie auf Varrentrapp.

„Sind Sie des Teufels, Feldbecher?“ ſchrie der Arzt.

„Herr Feldbecher iſt nicht zu ſprechen,“ ſagte der

Magiſter, „er geht ſpazieren!“ Nickte dem Doktor gönnerhaft zu und ſchnurrte mit dem Mädchen an ihm vorbei, hinaus in die ſelige Sonnenluft.

Sie liefen auf den Röderberg. Vor dem hellblauen Hauſe ſtanden ſchon wieder die Roſenſtöcke. Den Gartenweg herunter ſchlängelte ſich ein trübes Waſſerfädlein. „O weh!“ ſprach Feldbecher, „dies iſt der Ausfluß dienſtmagdlicher Reinlichkeit; Arkadien wird geſcheuert.“ Im Hausflur roch es nach Seife; in den Stuben ſtanden die Möbel aufeinander. Mina kroch mit einem klitſchnaſſen Scheuerlappen unter dem Fortepiano hervor.

„Auf!“ rief der Magiſter und drehte den Schlüſſel zurück, der die Türe zum Belvedere verſperrte. Dann balanzierte er den Tiſch und zwei Stühle hinaus. „Nun wollen wir uns durchleuchten laſſen, allen Quackſalbern der Republik zum Trotz. Hoho! Luft, Licht, Frühling! Und außerdem: die ſchöne Babette van Hees — ich bin geſund! Und morgen geh ich zum Schneider und beſtell' mir einen hellgrasgrünen Frack! Oder einen roſenroten — was meinſt Du, Herzensbabettlein?“

Nicht lange, und der neugebackene Ratsherr van Hees ließ ſich bei dem Senator König melden. Der hatte in ahnender Vorausſicht eine kluge

Maßregel getroffen, die beide vor einer verlegenen Minute bewahrte. Er stand nämlich keineswegs würdevoll in der Mitte seines Zimmers und sah dem Besucher voll Ernst entgegen, sondern saß mit seiner Familie sehr gemütlich am Kaffeetisch und schnitt gerade das erste Stück von dem prachtvollen Radaunenkuchen, als van Hees eintrat.

Der stutzte — begriff — und fragte: „Für wen steht denn die fünfte Tasse da?"

„Die hat zu Ehren des neuen Ratsherrn einen Goldrand!" sagte Frau Seraphine und zog ihn neben sich auf den Stuhl.

Der Magister saß mit glücklichen Augen dabei: das war nun sein Werk. Der Friede war geschlossen. Nach einer Minute huschte er hinaus und hetzte die Magd Mina auf die Zeil, damit sie auch Babetten und ihre Mutter herbeihole; die kamen voll Freude und wurden voll Freude empfangen. Frau Seraphine warf dem Magister einen dankbaren Blick zu. Er saß neben Babetten, hatte sich die Serviette um den Hals gebunden und ließ seine Augen in glückhafter Befriedigung von einem zum anderen gehen. Babette zeigte sich von ihrer niedlichsten Seite und tat so schön mit Feldbecher und mit Wilhelm, daß den beiden ganz sonderbar ums Herz wurde. Der Prinz bequemte

sich sogar freiwillig dazu, ihr ein Stück Kuchen auf den Teller zu legen; er brummte dabei wie ein gezähmter Bär, verspürte sogleich einen sanften Druck auf dem Fuße und mußte einen unerhört feuergefährlichen Blick aushalten. Merkwürdigerweise wurde darüber nicht ihm, sondern dem Magister unbehaglich zumute...

Dieser Magister Jean Feldbecher fühlte überhaupt in der letzten Zeit sonderbare Veränderungen mit sich vorgehen und fand kraft seiner philosophischen Erziehung bisweilen einen ruhigen Standpunkt, von dem aus er den Kopf über sich selber schütteln konnte. Aber solche Momente wurden immer seltener, und seine sokratische Gelassenheit wich einer gewissen Unruhe, welche sich besonders bemerkbar machte, wenn er im Verlaufe seiner Überlegungen an Babette van Hees denken mußte, oder gar wenn er ihren leichten Schritt auf der Treppe hörte. Schon während seiner Krankheit waren ihm die merkwürdigsten Dinge durch den Kopf gegangen, und er hatte zwischen dem symbolischen Fünklein, das damals aus dem Pfeifenkopf herausgefallen war — und zwischen einigen Gedichten des alten Geheimrats in Weimar eine kühne Verbindungsbrücke geschlagen, die allerdings unterschiedliche weit-

gespannte Bogen benötigte, um von dem einen Ufer bis ans andere zu gelangen — genau wie die Mainbrücke; und ebenso genau wie auf dieser stand auf der feldbecherischen Gedankenbrücke eine Statue, nur daß es hier nicht der schwerttragende große Karolus war, sondern ein schönes Mädchen mit schwarzen Ringellocken und einem geblümten Bauschrock. Dafür war es eben auch ein feldbecherisches Bauwerk.

Ernstlich gesagt: der Magister hatte Grund zu der Befürchtung, daß er verliebt sei. Jean Feldbecher ertappte sich sogar bisweilen vor dem Spiegel, wie er sein Abbild mit kritischen Blicken musterte und sich einzureden versuchte, er sei eine stattliche Erscheinung.

Nur eines machte ihm schwere Sorge, und das war die Zärtlichkeit Babettens. Die kleine Hexe war so freundlich und zutraulich zu ihm und fiel ihm so bereitwillig um den Hals, daß er manchmal überlegte, ob dies nicht die kindliche Liebe eines jungen Mädchens zu dem alten Manne sei. Dann griff er sich an den Kopf und sagte: Feldbecher! Alter Esel! Was machst Du für Streiche? Aber wenn Babette dann ihr frühlingsgoldenes Lachen zur Tür hereinwarf, strich er sich doch schnell glättend über das Haar und dachte — ja

— dachte an den kurioſen Funken, der ihm damals ein wohlwollendes Lächeln entlockt hatte. Andere Leute würden über dieſem zweifelhaften Zwieſpalt wenigſtens krank geworden ſein. Aber das war nicht die Art des Magiſters Jean Feldbecher. Er blieb vergnügt und geſund, wunderte ſich zuweilen über ſich ſelbſt und wartete, wie ſich die Dinge weiter entwickelten. Woraus ſich deutlich ergibt, welche wertvolle Gabe ein betrachtungsliebendes Gemüt iſt.

Durch den endlichen Friedensſchluß zwiſchen den Häuſern König und van Hees war noch ein anderer in eine ſchwierige Lage geraten: der Prinz von Arkadien. Der fühlte ſich nicht ganz ſicher in ſeiner Rolle als brummender Menſchenfeind und wußte nicht recht, wie er ſich zu der unheilvollen Babette ſtellen ſollte. Das ſchöne Mädchen kam jetzt wieder beinahe täglich auf den Röderberg und ſuchte ſich zu dieſen Viſiten ſtets die Stunden aus, in denen Wilhelm dort ſein mußte. Dann war der Unband zahm und zutunlich und ſaß ſittſam ſtickend mit dem Prinzen auf dem Belvedere.

„Du biſt zwar nicht mehr ſo langweilig wie früher," ſagte ſie, „aber immer noch langweilig genug! Warum guckſt Du immer in Deine dummen Bücher? Bin ich Dir etwa nicht hübſch genug?"

„O ja!“ antwortete Wilhelm trocken, „im Gegenteil. Aber wenn ich Dich immer anſtarrte, würdeſt Du auch zanken.“

„Tropf!“ ſagte Babette wieder und zog ein Schmollmäulchen, „lies mir wenigſtens etwas vor, wenn Du ſchon leſen mußt.“

„Gut.“ Er las. „Wenn auch die Steuerreformen, welche Auguſtus nach mancherlei Schwierigkeiten hatte einführen können ...“

„Unſinn!“ Babette richtete ſich entrüſtet auf. „Willſt Du mich narren? Was gehen mich die Steuern Deines dummen Auguſt an? Wie? Lies mir einen Roman vor!“

„Natürlich!“ ſeufzte der Prinz und ſchüttelte den Kopf über das geringe Bildungsbedürfnis des weiblichen Geſchlechts. Aber dann ſtand er doch auf und holte den „Werther“ oder „Franz Sternbalds Wanderungen“. Aber er hatte ſo wenig natürlichen Vortrag, daß ſich Babette nach zwei Seiten verzweifelt die Ohren zuhielt. „Hör' auf, oder ich kriege Zuſtände! Hat man ſchon je einen ſolchen Leiermann gehört! Oder tuſt Du's etwa nur aus Bosheit? Weißt Du was, mein Prinz? Es iſt eine große Dummheit, daß ich Dich gerne mag!“

„Ich lege auch weiter keinen Wert darauf!“

ſagte er mit bezwingender Höflichkeit und wartete, daß ihm ein Kiſſen an den Kopf fliegen ſolle.

Aber Babette neigte das Geſicht über ihre Stickerei und ſchwieg.

Manchmal ſaß auch Peter Kraft bei ihnen. Er hatte das letzte Jahr fleißig genutzt, und die zweihundert Gulden waren lange verdient. Nun kleidete er ſich fein und hatte eine zielbewußte Haltung. Ein wenig genialiſch gebärdete er ſich freilich und tat ſeiner Eleganz durch eine abſichtlich ſalopp geknüpfte Halsbinde einigen Abbruch. Wilhelm bedeutete ihm das einmal, aber er lachte darüber. „Glaubſt Du, ich möchte mit ſiebzehn Jahren ausſehen wie ein Schraubſtock? Und außerdem: mein flatterndes Halstuch iſt das Banner der Freiheit! Jawohl! Damit will ich den Geldſäcken, die ich malen muß, ſagen: ich bin noch lange keiner von Euch, wenn ich auch von Eurer Gnade lebe. Sondern ich bin ein freier deutſcher Mann.“

„Glücklicherweiſe verſtehen die Geldſäcke dieſe zarte Anſpielung nicht,“ ſagte der Prinz lächelnd, „ſonſt könnteſt Du Deinen Farbenkaſten auf den Speicher ſtellen, als Tanzboden für die Mäuſe.“

Peter ſeufzte: da war wieder der unſelige Zwieſpalt zwiſchen Ideal und Leben.

Unterweilen wandelte auch Herr van Hees mit seiner Frau den Röderberg herauf und fand dann auf dem Belvedere einen festlich gedeckten Kaffeetisch. Rings hingen rote Rosenranken über den Balkon und ließen nur den Blick auf die sommerhelle Gartenebene des Mains frei, durch die sich der Fluß als ein goldenes Band hinzog. In stiller Verabredung sprachen die Männer nie mehr von Politik — das Rosenhaus hatte eine zu böse Szene gesehen damals.

Eines Tages aber, als sie wieder einmal geruhig ihre Pfeifen rauchten und darüber redeten, wie schnell sich doch die neue Eisenbahn beliebt gemacht habe, kam Frau Seraphine eilig aus der Stadt gelaufen und hatte ein erhitztes Gesicht vor lauter Hast und Neuigkeiten. Sie trat auf das Belvedere heraus und legte die Kuchentüte auf den Tisch. „Wer weiß, was ich weiß?" Sie war atemlos und aufgeregt. „Ich wäre schon lange wieder da, aber in der Stadt war eine große Unruhe, und ich hab' erst durch sieben Gassen herumfragen müssen, ehe ich es genau erfuhr."

„Nun?" sagte der Senator gespannt.

„Das ist es: der König von Preußen ist gestorben."

Da kam ein unsicheres Schweigen über die

Runde. Der Senator und van Hees sahen sich verlegen an. Endlich sprach König: „Hier oben reden wir nicht davon! Auf dem Belvedere bekommt einem der politische Luftzug schlecht. Wir wollen in den Garten gehen."

„Ein folgenschweres Ereignis!" sagte van Hees, als sie zwischen den Beeten auf- und abwandelten, „und als Ratsherren müssen wir uns darüber aussprechen."

Der Senator nickte. „Jawohl! Aber nur als Ratsherren!" Van Hees lächelte verständnisvoll. „Sie haben den alten Herrn in Frieden sterben lassen und haben Recht daran getan; denn er hatte in seinem langen Leben genug Zwist und Krieg gesehen. Aber jetzt — es kommen romantische Zeiten, Senator! Der neue Preußenkönig ist ein gescheiter Kopf. Die Frage nach dem einigen Deutschland und nach der Stellung Österreichs wird wieder aufgerollt werden; noch halten sich die beiden großen Parteien, die für und wider den Habsburgerstaat sind, die Wage. Und diese Wage bekommt nun ein neues Zünglein: den Hohenzollern. Wohin wird sich das neigen? Und was wird aus der freien Stadt Frankfurt?"

Während die Politiker also die Zukunft zu ergründen suchten, saßen die anderen noch oben um

den runden Tiſch: Jean Feldbecher, Babette und Wilhelm.

Der Magiſter hatte ſein nachdenkliches Geſicht bekommen. Vor beinahe zehn Jahren war er einmal in Berlin geweſen, um ſeinen Bruder zu beſuchen; er hatte damals die preußiſche Hauptſtadt in großer Aufregung verlaſſen, weil der unheimliche Schritt der Cholera ſelbſt vor dem Militärkordon nicht Halt gemacht hatte, den die königlich preußiſche Regierung rings um das Berliner Gebiet aufſtellte. Damals ſah er auch den Kronprinzen und machte ſich allerlei Gedanken darüber: wie der wohl in die Weltgeſchichte eingreifen würde.

Jetzt war es ſo weit. Und ſelbſt der unpolitiſche Magiſter Jean Feldbecher fühlte, daß Deutſchland am Beginn eines neuen Weges ſtehe.

Aber Babette riß ihn aus ſeinen ſchweren Gedanken. „Warum ſitzeſt Du ſo unumäßig da, Goldgockel? Weißt Du nicht, daß ich nun heimgehen muß? Komm in die Stube und ſpiel uns noch eins auf dem Spinett!“

„Der König von Preußen iſt tot!“ ſagte der Magiſter ernſt, „und es iſt ein hiſtoriſcher Moment. Da macht man keine Muſik.“

„Griesgram! Was gehen mich die Preußen an?

Aber ich will Dir etwas sagen: Du wirst alt und langweilig. Adieu!"

Babette faßte Wilhelm beim Arm und lief mit ihm davon. Feldbecher sah sie durch den Garten gehen und hörte die Pforte zuschlagen. Es war ihm, als wär' es die Pforte des Lebens, die sich da verschloß ... Er saß einsam an dem bunten Tische. Unten in der Ebene rötete sich das Goldband des Mains in Abendwärme. Der Magister sah wehmütig in das selige Land hinunter. Du wirst alt und langweilig! hatte sie gesagt.

Alt und langweilig. Nun ist auch der letzte Sonnenstrahl mit seiner glitzernden Unruhe verblichen. Du wirst alt. Jetzt will der milde Abendfriede niedersinken, Jean Feldbecher. Es war ein Leben der Arbeit. Deine Zeit ist um — nun sollst Du verstehen, Dich mit Anstand in Dein Grab zu legen.

Alt und langweilig! hat die wunderschöne Babette van Hees gesagt. Das war der Punkt, den doch einmal einer an den Schluß Deines Lebens machen mußte; und jetzt hat es eine feine Mädchenhand getan. Darum ist es ein schönes Ende. Sei damit zufrieden ...

Der Magister stand auf und stieg langsam die Treppe hinan. Oben lag abendlich rotes Licht in

ſeinem Stübchen und ſtäubte Gold in die Luft. Er zog den Kaſten ſeiner Jugenderinnerungen hervor und nahm ſein Tagebuch daraus. Seit zwanzig Jahren lagen die vergilbten Blätter unberührt.

Aber jetzt griff Jean Feldbecher nach der Feder und ſchrieb auf die letzte Seite:

Babette.

Den 8. Junius 1840.

FINIS.

Dann trat er an das Fenſter und ſah in beſinnlichem Weh auf die leiſe dämmernde Welt hinab.

Der Ratsherr van Hees hatte den Tod Friedrich Wilhelms des Dritten ein folgenschweres Ereignis genannt, und schon die nächsten Monate schienen ihm Recht zu geben. Der Senator hörte mit Unbehagen die Nachrichten, die aus Berlin nach Frankfurt kamen. Es erging eine Amnestie für alle politischen Vergehen, und mancher verließ die vergitterte Festungszelle, den unbedachte Freiheitsschwärmerei vor Jahren in Gefangenschaft gebracht hatte. Ernst Moritz Arndt, der alte Eisenkopf, wurde aus einem politisch Verdächtigen zum Professor in Bonn. Vater Jahn, der bartwallende Teutone, bekam fürderhin Ruhe vor der Polizei; und sogar die Brüder Grimm, die als Göttinger Professoren, auf ihren Manneseid gestützt, dem Herzog von Braunschweig zu trotzen gewagt hatten und deshalb Landes verwiesen worden waren — selbst diese beiden aufrechten Deutschen wurden nach Berlin berufen.

Obwohl die freie Stadt Frankfurt eine selbständige Republik und an Preußen nur durch den Zollverein gebunden war, erregten alle diese Tatsachen ein gewaltiges Aufsehen bei den Bürgern. Denn gerade in den heißen Sommertagen legte sich über ganz Europa eine gefährliche politische Schwüle und brachte den deutschen Stämmen wieder einmal ihre Zusammengehörigkeit zum Bewußtsein. Aus dem alten Gewitterwinkel Paris wetterleuchtete es über den Rhein herüber. „Thiers droht mit Krieg, weil wir den Großtürken in Schutz nehmen!“ sagte Peter Kraft zu Wilhelm und legte seine Stirn in staatsmännische Querfalten, „sie liebäugeln noch immer mit der Rheingrenze. Aber nichts sollen sie kriegen! Höchstens Hiebe ... Es hat da einer ein schönes Lied gemacht, unten in der Stadt singen sie es schon in allen Wirtshäusern.“ Er zog ein zerknittertes Flugblatt aus der Tasche. „Höre nur!

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall ...“

Der Maler las mit Begeisterung weiter. Wilhelm nickte beifällig; seitdem sogar der Magister den Ereignissen der Welt nicht mehr teilnahmslos gegenüberstand, war auch er aufmerksamer ge-

worden; denn wenn Feldbecher ſich mit der Geſchichte des Tages beſchäftigte, ſo war das ein Zeichen, daß Wichtiges geſchah. Bisher hatte der Prinz die Wallungen der Zeit kaum beachtet. Seine beſchauliche Natur ließ ihm die roſenumrankte Ruhe Arkadiens als erſtrebenswerteres Ziel erſcheinen. Denken und Träumen! Verſinken in heitere, glänzende Welten! Mochten die Anderen, Ehrgeizigen, Unzufriedenen an dem Faden zerren, den die Weltgeſchichte ſpann. Peter tadelte ihn darum. Aber Wilhelm ſah den Freund mit ruhigen Augen an und ſprach: „Auch ich war in Arkadien geboren! Kennſt Du das Wort? Es liegt ein großer Schmerz darin über vergangene, goldene Jahrhunderte, in denen noch keine Dampfmaſchine durch die Ernteſtille ſüßer Sommertage ſchrillte. Ich bin zu ſpät auf die Welt gekommen; und kann nichts tun, als mich nach jener ſeligen Zeit zurückzuſehnen. Was geht mich Eure Wühlerei an?“

„O Wilhelm!“ ſagte Peter traurig, „was haben die Bücher aus Dir gemacht! Weißt Du noch, wie wir allen Tyrannen Verderben ſchwuren? Du biſt anders geworden und ſiehſt nun mit falſcher Verachtung auf jeden herunter, dem ein lebendiges Herz klopft.“ Der Maler hatte nicht Un-

recht: Wilhelm lächelte schon längst über Karl Moor. Er trug sein Reich und seine Freiheit in sich.

Aber seitdem Friedrich Wilhelm der Vierte die Gemüter in sämtlichen deutschen Vaterländern in unruhige Spannung versetzte, beschäftigte sich der Prinz angelegentlicher mit der zukunftsbergenden Gegenwart; und was früher nie geschehen war, das wurde jetzt Gewohnheit: nach dem Abendbrote saßen sie um den runden Tisch, der Senator, Feldbecher und Wilhelm, und redeten von Politik. Frau Seraphine hörte schweigend zu. Denn als vernünftige Frau kümmerte sie sich nicht um Männergeschäfte. Der Senator führte das Wort, und die anderen wagten füglich kaum einen Widerspruch — wenn's ihnen auch bisweilen danach zumute war. „Österreich ist von altersher Deutschlands Haupt," sagte König, „und das muß es bleiben. Es ist eine verfluchte Treiberei von Frankreich und Polen herübergekommen; Freiheit! schreien sie — und wollen doch nur Willkür. Was soll werden, wenn jeder schreiben und reden darf, wie er will? Dann gießt sich eine stinkende Flut über Staat und Behörden, und jeder Schlafrock schimpft sich seinen albernen Ärger vom Herzen herunter und darf am Throne kratzen. Und was

das schlimmste ist: die Luft in Preußen riecht stark nach dieser Art von Freiheit; im alten Österreich halten sie noch an der Ordnung fest: deshalb sind die Metternichs und Gentz' auch den Preußen ein Dorn im Auge. Der Zollverein war der erste Schritt, um Habsburg aus dem Deutschen Bunde hinauszudrängen. Es ist dadurch ein immer weiter klaffender Riß entstanden zwischen Preußen, das den Norden übergeschluckt hat, und dem Süden, der treu zu Österreich hält. Den Zollverein haben wir glücklich — wie lange wird es dauern, und er verwandelt sich in einen verpreußten norddeutschen Bund? Dann ade, du liebe freie Stadt Frankfurt; mich deucht, als ob das Rot an unseren rot-weißen Grenzpfählen schon bedenklich zum Schwarz hinübergedunkelt sei."

Wilhelm hatte stumm zugehört. Aber jetzt sagte er ruhig: „Nun — und wenn wirklich ein solcher Bund zustande käme? Das wäre nur ein Schritt zu der großen Einheit, die uns aus der jämmerlichen Kleinstaaterei herausreißt. Oder ist es vielleicht überwältigend, wenn das Frankfurter Heer durch die Zeil marschiert? Neulich waren es siebenunddreißig Mann!"

König sah ihn überlegen an. „Und was wird aus Österreich?"

Der Prinz hob die Schultern. „Das kommt auf Öſterreich ſelber an. Wenn es zu ſchwach iſt, um auf eigenen Füßen zu ſtehen, wird es zum alten Eiſen geworfen werden.“

In des Senators Augen zog ſich ein Unwetter zuſammen. Feldbecher duckte ſich ängſtlich hinter ſeine Teetaſſe. Aber König ſchwieg einen Augenblick und beſann ſich. Dann lachte er. „Wir wollen ſchlafen gehen, Junge. Du gerätſt in phantaſtiſche Träume.“

„Warum lacht er mich aus?“ ſagte der Prinz gekränkt zu Feldbecher, als ſie die Treppe hinaufſtiegen. „Ich habe mich in den letzten Wochen oft mit dieſen Zukunftsgedanken beſchäftigt und glaube ſicher, daß ich nicht der einzige bin, der ſo hofft. Wenn der Preuße erſt wieder die Druckfreiheit hergeſtellt hat, werden ſchon noch andere Stimmen ſo reden, wie ich.“

„Ja — wenn!“

„Sie werden ſehen: er tut's.“

„Das iſt eine gutmütige Hoffnung. Gute Nacht!“

Der Magiſter behielt Recht. Von den großen Hoffnungen, die man auf den König geſetzt hatte, erfüllte ſich nicht eine. Von ſeinem Berliner Bruder erfuhr Feldbecher alles, was er zu wiſſen

wünschte, und seit er sich mit der Politik befaßte, war sein Briefwechsel mit diesem Bruder reger als ehedem. „Es gährt in Berlin," schrieb Moritz Feldbecher, „die Intelligenz wirft sonderbare Blasen. Aber der Tag naht." Er war ein großer Freiheitsschwärmer und ein Mann nach dem Herzen Peter Krafts, dem der Magister diese Briefe regelmäßig mitteilte. Jean Feldbecher aber antwortete: „Bleibe daheim und verbrenne Dir die Finger nicht an dem Flackerfeuer der liberté." Darauf antwortete Moritz im Herbst: „Der Meloch ist eine große Enttäuschung —" Der Meloch — das war das jiddische Wort für „König"; deutlicher traute sich Moritz nicht zu schreiben, denn die löbliche Polizei des deutschen Bundes hegte bedeutendes Interesse für verdächtige Briefe: nach berühmten Mustern hatte sie in Berlin das Schwarze Postkabinett eingerichtet, in dem solche Schreiben mit liebevoller Sorgfalt geöffnet, kopiert und wieder verschlossen wurden — das war keine Verletzung des Briefgeheimnisses, sondern eine „Perlustration". Weiter erzählte Bruder Moritz: „Dein Wort vom Flackerfeuer scheint leider richtig zu sein. Die Berliner sind viel zu komisch, um das Messer zu etwas anderem als zum Brotabschneiden zu ge-

brauchen. Dazu ist ihnen die Anhänglichkeit an das Königshaus in die Knochen hineingeboren. Hier hast Du zwei Proben davon; bei der neulichen Huldigung hing am Hause eines Schneiders der preußische Adler, darunter stand:

Unter deinen Flügeln
Kann ich ruhig bügeln.

Und an einem anderen Hause:

Es lebe hoch das Königspaar,
Und wenn es möglich ist, zweitausend Jahr,
Doch wenn es auch unmöglich scheint,
So ist es doch recht gut gemeint.

Was kann man von einem solchen Volke weiters verlangen?"

„Da hast du's!" sagte Feldbecher zu Wilhelm. Peter schnob vor Zorn. „Aber der Tag kommt doch!" rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Laß' den Frieden in Arkadien!" sagte der Prinz besänftigend.

Frau Seraphine blieb in diesem Jahre länger als sonst in dem Rosenhause. Sie hatte die freie Ruhe so liebgewonnen und sehnte sich nicht zurück in die graue Stadt. Früher war es ihr verhaßt gewesen, träumend die Hände in den Schoß zu

legen, und wenn sie auf dem erhöhten Tritt am Fenster saß, stichelte sie wenigstens an einer Handarbeit. Aber in der letzten Zeit waren ihre Augen schwächer geworden und das Sticken machte ihr keine Freude mehr; zudem gingen ihr mancherlei mütterliche Gedanken und Sorgen durch den Kopf, die sich fast alle um Wilhelm und Babetten drehten. Aber sie sagte nichts davon und spann sie heimlich weiter, wenn sie am Fenster saß und besinnlich in die Mainebene hinunterschaute. Und wo ließ sich besser träumen, als gerade am Fenster des Rosenhauses?

Also schob sie die Auswanderung von einem Tag auf den anderen, und selbst als der Novemberregen die Wege verdarb, mußten die Männer aus der Stadt herausstapfen. Bis eines Tages Wilhelm erklärte: vor Weihnachten sei er auch an den Nachmittagen im Geschäft notwendig, und die zwei Stunden mittäglicher Ruhezeit seien für den doppelten Gang über die schmutzige Straße zu schade. Da wollte Frau Seraphine seufzend ihre Siebensachen zusammenpacken und den Röderberg verlassen. Wilhelm sah, wie schwer es ihr ankam und fand einen Ausweg. Er wollte mit Feldbecher versuchen, im Gasthause zu essen.

So gingen sie in den Englischen Hof am Roß-

markt; er lag dem Caſino gegenüber, neben der Goldenen Kette. Feldbecher kam wieder in ſeine weltmänniſche Stimmung; Silberzeug wirkte immer erhebend auf ihn.

Aber Wilhelm machte ein unbehagliches Geſicht: „Da drüben ſitzt wieder der Alte, der immer an unſerem Hauſe vorbeigeht. Der Kopf verdirbt mir den Appetit; es friert einen bei dieſer Miene ...“

Der Magiſter lächelte. „Das darf es auch. Denn dieſer Kopf ragt wie ein Gletſchergipfel über ſämtliche Maulwurfshügel hinweg, die uns Zwergen Gebirge ſcheinen. Übrigens iſt er noch gar nicht alt: zweiundfünfzig.“

Der Prinz blickte verwundert auf. „Kennen Sie ihn?“

Feldbecher machte ein geheimnisvolles Geſicht. Wilhelm ſtarrte wieder auf den Unbekannten. Der ſtand auf und ſchoß einen wütenden Blick herüber; der Aufwärter half ihm in ſeinen Mantel. „Einigermaßen altmodiſch!“ konſtatierte der Prinz. Dann griff der Mann ſeinen Zylinder vom Haken. „Atma!“ Ein brauner Pudel kroch wedelnd unter dem Tiſche vor.

Er ging.

Der Magiſter ſah ihm mit andächtigen Augen nach. „Er diniert ſtets in Frack und weißer

seinen Schüler mit kluger Hand durch alle fabelhaften Gedankenpaläste, die von den Genialen der Menschheit in den Jahrhunderten gebaut worden waren. Es wurde Wilhelm, als sei er in das heilige Dunkel eines Tempels getreten, und der Magister zündete eine ewige Lampe nach der anderen an — heller und heller wurde der geheimnisvolle Raum, und wundersame Marmormonumente dämmerten auf.

Feldbecher gab dem Prinzen ein gewichtiges Buch in die Hand: Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung. Wilhelm biß sich darin fest und kam nimmer los; wie Ketten legte der wortgewaltige Philosoph seine Schlüsse um ihn.

Und als Wilhelm zum letzten Mal im Englischen Hof gegessen hatte, weil Frau Seraphine nun doch an den Mainkai hereingewandert war — da stand es bei ihm fest: er mußte Schopenhauer kennen lernen, mußte seine Bewunderung vor ihm ausbreiten, und wenn er dazu Gebirge überspringen sollte. Eine Leidenschaft zum Denken war über ihn gekommen. Bisher hatte er nur gelesen und aus fremden Töpfen genascht. Jetzt fingen die Bücher mählich zu verstauben an. Sein Gehirn ließ sich nicht mehr so bereitwillig von anderer Hand gängeln.

Das zeigte ſich bald an den Abenden, die eine politiſche Geſellſchaft um den Tiſch des Hauſes König verſammelten. Van Hees war da, wohl auch Peter Kraft. So waren die wichtigſten Parteien vertreten, und es ging heiß her. Peter ſtürmte mit genialiſcher Geſte über alle Einzelfragen; er war, was er von je geweſen: der Tyrannenmörder. Und auf die Frage, wen er zu dieſen Gewaltmenſchen zähle, antwortete er: alle, die kommandieren.

König lachte. „Wer ſoll dann regieren?“

„Keiner.“

„Und Ordnung halten?“

„Keiner.“

„Wie das?“

„Die Menſchheit iſt reif genug, ſich ſelbſt im Zaume zu halten.“ Van Hees ſchüttelte den Kopf. „O du Malersmann! Was ſind das für Geſpinnſte?“ Und der Senator ſagte ſelbſtbewußt: „Wir Regierenden — wir können ein Lied davon ſingen, was es mit dem Reifgewordenſein der Menſchheit auf ſich hat. Weiß Gott!“

Dann ziſchte der Streit wieder zwiſchen König und van Hees auf. „Und was ſoll aus dem öſterreichloſen Deutſchland werden?“ fragte der Senator und machte ein ſpöttiſches Geſicht, als

seinen Schüler mit kluger Hand durch alle fabelhaften Gedankenpaläste, die von den Genialen der Menschheit in den Jahrhunderten gebaut worden waren. Es wurde Wilhelm, als sei er in das heilige Dunkel eines Tempels getreten, und der Magister zündete eine ewige Lampe nach der anderen an — heller und heller wurde der geheimnisvolle Raum, und wundersame Marmormonumente dämmerten auf.

Feldbecher gab dem Prinzen ein gewichtiges Buch in die Hand: Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung. Wilhelm biß sich darin fest und kam nimmer los; wie Ketten legte der wortgewaltige Philosoph seine Schlüsse um ihn.

Und als Wilhelm zum letzten Mal im Englischen Hof gegessen hatte, weil Frau Seraphine nun doch an den Mainkai hereingewandert war — da stand es bei ihm fest: er mußte Schopenhauer kennen lernen, mußte seine Bewunderung vor ihm ausbreiten, und wenn er dazu Gebirge überspringen sollte. Eine Leidenschaft zum Denken war über ihn gekommen. Bisher hatte er nur gelesen und aus fremden Töpfen genascht. Jetzt fingen die Bücher mählich zu verstauben an. Sein Gehirn ließ sich nicht mehr so bereitwillig von anderer Hand gängeln.

Das zeigte ſich bald an den Abenden, die eine politiſche Geſellſchaft um den Tiſch des Hauſes König verſammelten. Van Hees war da, wohl auch Peter Kraft. So waren die wichtigſten Parteien vertreten, und es ging heiß her. Peter ſtürmte mit genialiſcher Geſte über alle Einzelfragen; er war, was er von je geweſen: der Tyrannenmörder. Und auf die Frage, wen er zu dieſen Gewaltmenſchen zähle, antwortete er: alle, die kommandieren.

König lachte. „Wer ſoll dann regieren?“

„Keiner.“

„Und Ordnung halten?“

„Keiner.“

„Wie das?“

„Die Menſchheit iſt reif genug, ſich ſelbſt im Zaume zu halten.“ Van Hees ſchüttelte den Kopf. „O du Malersmann! Was ſind das für Geſpinnſte?“ Und der Senator ſagte ſelbſtbewußt: „Wir Regierenden — wir können ein Lied davon ſingen, was es mit dem Reifgewordenſein der Menſchheit auf ſich hat. Weiß Gott!“

Dann ziſchte der Streit wieder zwiſchen König und van Hees auf. „Und was ſoll aus dem öſterreichloſen Deutſchland werden?“ fragte der Senator und machte ein ſpöttiſches Geſicht, als

van Hees nicht sogleich eine Antwort darauf bereit hatte. Aber Wilhelm sprach: „Was daraus werden soll? Ein deutsches Kaiserreich. Jawohl! Meinetwegen mit einem Habsburger auf dem Thron. Oder — mit einem Hohenzollern."

„Das wär' das Ende der kleinen Staaten!" polterte König.

„Hoffentlich!" sagte Wilhelm standhaft.

„Frankfurt ist dein Vaterland, Junge."

„Als meine Vaterstadt wär' es mir lieber ..."

„Und das muß man in seinem eigenen Hause erleben!" sagte der Senator mit einem Seufzer, der komisch klingen sollte, „ich sehe Dich noch einmal mit einer schwarz-rot-goldenen Pfeifentroddel."

„Dazu ist er zu geschmackvoll," sprach Feldbecher; es war das erste Wort, das er an diesem Abend redete.

Zu Weihnachten bekam Wilhelm von dem Magister, fein in schwarzes Leder gebunden, Schopenhauers großes Buch; und nun saß er jeden Nachmittag am Fenster und las darin, bis er halbe Seiten auswendig wußte. Dabei lugte er heimlich hinter der Gardine hervor und wartete, bis der Philosoph am Hause vorbeikam. Schopenhauer wohnte ganz in der Nähe und rannte täg-

lich zwei Stunden ſpazieren. Im großen Mantel, über deſſen Oberteil ein halbes Dutzend Krägelchen ſtufenweiſe herabfiel, den Zylinder feſt auf den Kopf gedrückt, die Hände auf dem Rücken — ſo ſtapfte er durch den Schnee, ſo geſchwind als es mit den kurzen Beinen überhaupt gehen wollte, und ſein geliebter brauner Pudel mühte ſich hinter ihm her. Andächtig ſchaute Wilhelm dem kleinen Haſtigen nach, bis er hinter der Mainbrücke verſchwand. Der Prinz überlegte eifrig, wie er ſich dem Weltweiſen nähern könne; und weil er ihn faſt täglich an ſeinem Hauſe vorbeiſchnurren ſah, beſchloß er, ihm kurzerhand aufzulauern. Feldbecher erfuhr nichts davon, denn er wäre ob dieſer Dreiſtigkeit vor Schreck vom Schlage gerührt worden. Alſo komponierte Wilhelm heimlich eine prachtvolle Anſprache, mit der er den Philoſophen überraſchen wollte. „Meiſter!“ wollte er ſagen, „Meiſter! Hegel iſt, wie Sie in Ihrem Buche ſagen, ein Charlatan.“ Und ſo weiter. Er war ſehr ſtolz auf dieſe anfängliche Captatio benevolentiae. Er lernte die Rede auswendig, bis er ſie vor- und rückwärts aufſagen konnte.

Dann wickelte ſich der Prinz eines Nachmittags in ſeinen Mantel und trat hinaus. Es fiel ihm ein, daß leicht einer aus dem Hauſe ihn beobachten

könnte; deshalb ging er hundert Schritt flußabwärts und stellte sich geduldig auf. Es war ein entsetzliches Wetter. Der Februarsturm peitschte nassen Schnee das Maintal herunter, auf dem Pflaster glitschte der Schneeschlamm. Von den Dächern rutschten große Fladen herunter und platschten auf die Straße. Mit hochgeschlagenem Mantelkragen stand Wilhelm neben der Heiligengeistpforte, grub die kalten Hände in die Taschen und kniff die Augen zu vor den Stößen des Sturmes.

Da kam Er durch das Fahrtor um die Ecke geschossen! Hatte den Zylinder tief in der Stirn und bohrte sich vorgebeugt in den Sturm hinein. Das Herz schlug Wilhelm bis an den Hals, aber er nahm sich zusammen, und als Schopenhauer auf gleicher Höhe war, trat er auf ihn zu.

„Meister!"

Der Sturm riß ihm das Wort von den Lippen. Aber Schopenhauer mochte doch etwas gehört haben. Er blickte auf, sah den verdächtig eingemummten Schneemann — und sprang erschrocken beiseite.

Rannte eilig weiter —

Wilhelm sah ihm verblüfft nach. Es ging ihm sacht auf, daß die Witterung nicht gerade günstig

sei, um berühmte Bekanntschaften zu machen. So trottete er verdrießlich heim.

Aber er vergaß seinen Vorsatz nicht, und seine schöne Rede auch nicht. Und als die Erde endlich wieder ein freundliches Gesicht bekommen hatte und die liebe Märzsonne auf den alten Dächern lag, schien ihm die Zeit bedeutend geeigneter. Schopenhauer lief jetzt nicht nur durch die Anlagen, sondern erging sich auch auf dem Sachsenhäuser Ufer und im Stadtwald. Gegen vier Uhr fuhr er über die Brücke daher, heimwärts.

Wilhelm lehnte am Fenster und schaute mit einem großen Perspektiv hinüber, wo sich Sachsenhausen allmählich flußabwärts zwischen grünenden Bäumen verlor. Dort kam der alte Leinpfad von Schwanheim herauf — und dort stößerte der wohlbekannte Zylinder einher. Wilhelm riß den Hut vom Nagel und lief auf die Brücke. Zweitausend Frankfurter Werkschuh sind's bis zum Schaumaintor — in einer Minute ... Da bog der Philosoph auch schon auf die Brücke ein.

Der Prinz reckte sich und ging ihm kecklich entgegen.

Er zog den Hut. Schopenhauer blieb stehen.

„Meister!" Über Schopenhauers Gesicht flog ein wohlwollendes Lächeln; er betrachtete Wilhelm, wie ein Löwe eine Maus.

„Meiſter! Hegel ....“ Da fuhr der Philoſoph jäh auf und blitzte den Prinzen mit einem wütenden Blicke an.

„Hegel?“ rief er mit ſeiner hellen Stimme, „Hanswurſt!!“

Drehte ſich um und rannte voll Empörung davon. Wilhelm ſtand verſteinert, gerade gegenüber dem Steinbild Caroli Magni.

Am Abend aber ſchüttete er die Kümmerniſſe ſeines Herzens vor dem Magiſter Jean Feldbecher aus und verfluchte ſein widerborſtiges Geſchick. Feldbecher hörte ihm mit Faſſung zu. „So, ſo!“ ſagte er endlich, „alſo: Hanswurſt hat er geſagt? Hanswurſt! Tröſte Dich, Wilhelm — er wird damit Hegel gemeint haben ...“

Der Prinz ſchnellte auf. „Impertinenter Menſch!!“ Dann verließ er grollend die Stube und hing ſeinem Kummer in der Einſamkeit nach. Jean Feldbecher aber lehnte ſich in ſeinem Stuhl zurück und lachte, wie er noch nie gelacht hatte.

Frau Seraphine drängte aus der grauen Stadt, hinauf auf den hellen Röderberg. Dort falteten ſich über Nacht die Blüten auseinander, und das Leben ſtrahlte auf. Als Wilhelm mit dem Magiſter zum erſten Male ſeinen mittäglichen Gang nach Arkadien machte, fanden ſie unter der Roſenpforte Babetten.

Sie war ſchöner als je.

Jean Feldbecher ſchlug heimlich ein Kreuz und ſpürte einen winzig feinen Stich im Herzen. Aber er beſann ſich ſchleunigſt auf das Ende des vorigen Sommers und konnte nun das Mädchen mit rein philoſophiſchem Wohlgefallen betrachten. Sie iſt prachtvoll wie eine Pfingſtroſe, dachte er, und meinte damit ungefähr dasſelbe, was Schopenhauer um dieſe Zeit — etwas proſaiſcher — einen Knalleffekt der Natur nannte. Aber Babette ahnte nicht, daß Feldbecher über ihre Schönheit

hinweg dem lieben Gott ein wenig in die Karten sah, sondern lachte den beiden entgegen.

„Das ist nett, daß Ihr kommt und mir zum Geburtstage gratuliert!“

„Oh!“ sagte der Magister schuldbewußt, denn er hatte es natürlich vergessen, „also: diesen Kuß der Siebzehnjährigen!“

„Passen Sie auf,“ sagte Wilhelm, „sie beißt — —“ und schritt an ihnen vorüber den Gartenweg hinauf. Babette sah ihm nach und bekam ein trauriges Gesicht. „Warum ist er so häßlich zu mir? Was hab' ich ihm getan?“ Der Magister wunderte sich über den Prinzen; denn er wußte nichts von der Geschichte Ludwig Bruchs. „Ich werd' ihm ins Gewissen reden!“ tröstete er. Babette nickte stumm und schluckte an einem Tränlein. Oho! dachte Feldbecher, weht der Wind daher? Ja, ja — Jean Feldbechers Schüler hat seinen Kopf für sich, und es ist freilich ärgerlich, wenn die schöne Babette van Hees ihm den nicht verdrehen kann.

Infolge dieser weisen Erwägungen wunderte sich der Magister auch gar nicht, als Babette am Tage vor Himmelfahrt erklärte: morgen müsse der Prinz vor Tau und Tag mit ihr in den Wald gehen, denn sie wolle die Aronswurzel suchen;

wer die am Himmelfahrtstag ausgrabe, dem bringe sie Glück und Schönheit. Wilhelm nickte dazu und sah Feldbecher an: ob der nicht auch mitkomme. Aber der Magister schwieg, und hinter seinen großen runden Brillengläsern saßen zwei boshaftige Teufelchen, die sich schon im vorhinein über den prinzlichen Sündenfall freuten. Wilhelm aber ließ nicht locker und forderte ihn geradezu auf. Aber Feldbecher schüttelte lächelnd den Kopf. „Glück und Schönheit? Bin ich glücklich? Nun — man lebt so hin; ich weiß mir nichts besseres. Und Schönheit? Ich bin mir schön genug.“ Damit knöpfte er den Frack zu, um seine schlanke Taille zu zeigen, und stelzte graziös aus dem Zimmer. Aber an der Tür flog ihm Babette um den Hals. „Freilich! Du bist der allerschönste Magister!“

„Ein alter Gockel bin ich,“ sagte er in heiterer Wehmut und schüttelte das Mädchen ab, „mir nützt auch die Aronswurzel nichts mehr.“

„Feldbecher!“ sagte die Senatorin sittlich entrüstet. Eigentlich hatte sie garnichts dagegen, wenn die beiden allein gingen ...

Also holte der Prinz am nächsten Morgen Babetten ab, und sie gingen selbander durch die dämmernden Straßen. Die Sonne war noch

hinweg dem lieben Gott ein wenig in die Karten sah, sondern lachte den beiden entgegen.

„Das ist nett, daß Ihr kommt und mir zum Geburtstage gratuliert!“

„Oh!“ sagte der Magister schuldbewußt, denn er hatte es natürlich vergessen, „also: diesen Kuß der Siebzehnjährigen!“

„Passen Sie auf,“ sagte Wilhelm, „sie beißt — —“ und schritt an ihnen vorüber den Gartenweg hinauf. Babette sah ihm nach und bekam ein trauriges Gesicht. „Warum ist er so häßlich zu mir? Was hab' ich ihm getan?“ Der Magister wunderte sich über den Prinzen; denn er wußte nichts von der Geschichte Ludwig Bruchs. „Ich werd' ihm ins Gewissen reden!“ tröstete er. Babette nickte stumm und schluckte an einem Tränlein. Oho! dachte Feldbecher, weht der Wind daher? Ja, ja — Jean Feldbechers Schüler hat seinen Kopf für sich, und es ist freilich ärgerlich, wenn die schöne Babette van Hees ihm den nicht verdrehen kann.

Infolge dieser weisen Erwägungen wunderte sich der Magister auch gar nicht, als Babette am Tage vor Himmelfahrt erklärte: morgen müsse der Prinz vor Tau und Tag mit ihr in den Wald gehen, denn sie wolle die Aronswurzel suchen;

wer die am Himmelfahrtstag ausgrabe, dem bringe sie Glück und Schönheit. Wilhelm nickte dazu und sah Feldbecher an: ob der nicht auch mitkomme. Aber der Magister schwieg, und hinter seinen großen runden Brillengläsern saßen zwei boshaftige Teufelchen, die sich schon im vorhinein über den prinzlichen Sündenfall freuten. Wilhelm aber ließ nicht locker und forderte ihn geradezu auf. Aber Feldbecher schüttelte lächelnd den Kopf. „Glück und Schönheit? Bin ich glücklich? Nun — man lebt so hin; ich weiß mir nichts besseres. Und Schönheit? Ich bin mir schön genug." Damit knöpfte er den Frack zu, um seine schlanke Taille zu zeigen, und stelzte graziös aus dem Zimmer. Aber an der Tür flog ihm Babette um den Hals. „Freilich! Du bist der allerschönste Magister!"

„Ein alter Gockel bin ich," sagte er in heiterer Wehmut und schüttelte das Mädchen ab, „mir nützt auch die Aronswurzel nichts mehr."

„Feldbecher!" sagte die Senatorin sittlich entrüstet. Eigentlich hatte sie garnichts dagegen, wenn die beiden allein gingen ...

Also holte der Prinz am nächsten Morgen Babetten ab, und sie gingen selbander durch die dämmernden Straßen. Die Sonne war noch

„Niemand," sagte das schöne Mädchen leise, „aber es braucht auch keiner darum zu wissen — als Du."

Sie traten in den Wald. In den sanftrauschenden Wipfeln der Buchen hing das Morgenlicht und spann schräge Goldbänder zwischen die Stämme. Eine Amsel raschelte aus dem alten Laub am Boden und flatterte rufend davon. Babette erschrak ein bißchen über den hastigen Vogel und faßte Wilhelms Hand. „Jetzt wollen wir die Wurzel des Glücks finden."

Ein paar Stunden später saßen unter einer der uralten Eichen, die in der Nähe Schwanheims stehen, zwei Leute, in welchen ein Beobachter unschwer Wilhelm König und die Demoiselle Babette van Hees erkannt hätte — wenn ein solcher unangenehmer Mensch überhaupt dagewesen wäre. Glücklicherweise aber fühlten sich die beiden durchaus allein, und die Jungfer Babette genierte sich deshalb nicht, ihren Prinzen zum soundsovielten Male bei den Ohren zu kriegen und ihm einen Kuß zu applizieren, zu dessen näherer Bezeichnung jedes Beiwort überflüssig erscheint — eine Beschäftigung, der Wilhelm durchaus keinen Widerstand entgegensetzte. Endlich aber machte er dieser arkadischen Situation ein Ende, lehnte sich an den

Stamm zurück und sprach: „Babett, ich habe Hunger.“ Er kennzeichnete sich durch diesen gewichtigen Ausspruch als erbangesessener Frankfurter Bürger, von welcher Kaste sattsam bekannt ist, daß ihre Angehörigen auch in den schäferhaftesten und himmelfahrtsseligsten Augenblicken doch niemals den Zusammenhang mit dem festen Boden der mütterlichen Erde verlieren, und er konnte zu seiner Rechtfertigung den großen Sohn Frankfurts anführen, der — Prophete rechts, Prophete links — mit gutem Appetit einen Salm und danach einen Hahnen verzehrt hatte.

In diesem Falle war eine solche Rechtfertigung durchaus nicht nötig, da Babette — ebenfalls als Kind der freien Stadt — den Wunsch nach leiblicher Nahrung höchst verständig fand, aus dem Grase ihren perlengestickten Beutel heraufangte und allerhand angenehme Sachen auspackte, sogar eine kleine Bouteille Rotwein, welche, da Babette das Glas natürlich vergessen hatte, nur geeignet war, die Gemeinschaft der Herzen zu verstärken.

Neben Wilhelm lag, säuberlich in ein seidenes Tuch gewickelt, die glücklich gefundene und schicksaltragende Aronswurzel im Grase.

„Weißt Du,“ sagte der Prinz endlich und wickelte

„Niemand," sagte das schöne Mädchen leise, „aber es braucht auch keiner darum zu wissen — als Du."

Sie traten in den Wald. In den sanftrauschenden Wipfeln der Buchen hing das Morgenlicht und spann schräge Goldbänder zwischen die Stämme. Eine Amsel raschelte aus dem alten Laub am Boden und flatterte rufend davon. Babette erschrak ein bißchen über den hastigen Vogel und faßte Wilhelms Hand. „Jetzt wollen wir die Wurzel des Glücks finden."

Ein paar Stunden später saßen unter einer der uralten Eichen, die in der Nähe Schwanheims stehen, zwei Leute, in welchen ein Beobachter unschwer Wilhelm König und die Demoiselle Babette van Hees erkannt hätte — wenn ein solcher unangenehmer Mensch überhaupt dagewesen wäre. Glücklicherweise aber fühlten sich die beiden durchaus allein, und die Jungfer Babette genierte sich deshalb nicht, ihren Prinzen zum soundsovielten Male bei den Ohren zu kriegen und ihm einen Kuß zu applizieren, zu dessen näherer Bezeichnung jedes Beiwort überflüssig erscheint — eine Beschäftigung, der Wilhelm durchaus keinen Widerstand entgegensetzte. Endlich aber machte er dieser arkadischen Situation ein Ende, lehnte sich an den

Stamm zurück und sprach: „Babett, ich habe Hunger.“ Er kennzeichnete sich durch diesen gewichtigen Ausspruch als erbangesessener Frankfurter Bürger, von welcher Kaste sattsam bekannt ist, daß ihre Angehörigen auch in den schäferhaftesten und himmelfahrtseligsten Augenblicken doch niemals den Zusammenhang mit dem festen Boden der mütterlichen Erde verlieren, und er konnte zu seiner Rechtfertigung den großen Sohn Frankfurts anführen, der — Prophete rechts, Prophete links — mit gutem Appetit einen Salm und danach einen Hahnen verzehrt hatte.

In diesem Falle war eine solche Rechtfertigung durchaus nicht nötig, da Babette — ebenfalls als Kind der freien Stadt — den Wunsch nach leiblicher Nahrung höchst verständig fand, aus dem Grase ihren perlengestickten Beutel heraufangte und allerhand angenehme Sachen auspackte, sogar eine kleine Bouteille Rotwein, welche, da Babette das Glas natürlich vergessen hatte, nur geeignet war, die Gemeinschaft der Herzen zu verstärken.

Neben Wilhelm lag, säuberlich in ein seidenes Tuch gewickelt, die glücklich gefundene und schicksaltragende Aronswurzel im Grase.

„Weißt Du,“ sagte der Prinz endlich und wickelte

eine der Hees'schen Suivez-moi-Locken um seinen Zeigefinger, „wenn wir mit den Eierwecken fertig sind, gehen wir nach Schwanheim und fahren dann mit dem Mainzer Postschiff nach Hause. Wenn wir Glück haben, sind wir zum Mittagessen daheim; dies erscheint mir nämlich durchaus wünschenswert, da das Wurzelsuchen in mir einen Hunger hinterlassen hat, der durch lumpige drei Eierwecken nicht besänftigt werden kann. Außerdem gibt es bei uns heute Schmorbraten mit Kartoffelsalat." Babette hatte auch diesen Erwägungen nichts entgegenzusetzen, sondern packte bereitwillig zusammen, stand auf und strich sich den rosengeblümten Bauschrock glatt.

Dann wandelten sie Arm in Arm gen Schwanheim und machten ihre Himmelfahrt auf dem Dampfschiff.

An der Konstablerwache trennten sie sich; Wilhelm lief eilig, hungrig und gedankenvoll die Allerheiligengasse entlang nach dem Röderberg und kam wirklich noch zum Essen zurecht. Frau Seraphine sah mit Genugtuung seine gute Laune und betrachtete sie als ein Zeichen dafür, daß der Prinz sich einmal ausnahmsweise etwas besser mit Babetten vertragen habe. Welche Vermutung nicht unrichtig war.

„Nun?“ fragte Feldbecher, als sie später auf dem Belvedere saßen und die Alten ihr Schläfchen machten, „nun? Wo ist die Wurzel?“

„Je!“ sagte der Prinz erschrocken, „die hab' ich unter der Eiche liegen lassen!“

Der Magister lächelte infam. „Das konnt' ich mir denken ...“ —

Zwei Tage ging Wilhelm mit glücklichen Augen durch den rosenumrankten Garten und spielte mit süßen Träumen.

Aber dann kam er einmal mit finsterem Gesicht aus der Stadt herauf. „Warum haben Sie mich nicht gewarnt, Feldbecher?“

„Wovor?“ fragte der harmlos.

„Vor ihr! Wissen Sie was? Heute hab' ich sie über den Komödienplatz tänzeln sehen. Mit irgend einem lackierten Affen! Wenn ich den Kerl erwische, brech' ich ihm alle Knochen entzwei.“

„Tu das lieber nicht, Wilhelm,“ sagte der Magister ruhig, „es könnte Dir nur Ungelegenheiten machen —“ Da schlug der Prinz die Tür hinter sich zu und lief in den Garten. Feldbecher trat auf das Belvedere und sah ihn unten am Zaun stehen. Sieh, sieh! dachte der Alte, da steht er nun, ein Marius auf den Trümmern Karthagos; oder: wie Napoleon auf Sankt Helena, und

heiße Träne perlte. Da neigte die schöne Babette van Hees das Haupt und weinte bitterlich.

Feldbecher trat behutsam heraus.

Er stellte sich hinter sie und strich ihr sanft über das Haar. Sie sah mit nassen Augen zu ihm auf und schluchzte noch immer. „Es ist ja gar nicht so schlimm!“ tröstete der Magister und wußte nicht, ob ihr Kummer ihn dauerte oder amüsierte.

„Der Barbar!“ sagte sie schluckend, „das Ungeheuer! Aber er soll schon sehen! Nun hat man einmal jemanden wirklich lieb, und — Aber es geschieht mir schon recht. Ach, Feldbecher — ich bin nicht glücklich. Ich bin nicht glücklich. Nein, ich bin nicht glücklich.“ Und Babette begann von neuem ein herzliches Weinen.

„Ich will Dich heimbegleiten,“ hub der Magister von neuem an. Da nickte sie bekümmert und packte ihr Strickzeug zusammen; aber der Perlenbeutel gab Anlaß zu abermaligen Schmerzen. „Da — der Ridikül! Sechs Eierwecken waren darin, und drei davon hat er schamlos gegessen und hat mich nicht einmal geliebt, der Betrüger!“ Feldbecher lächelte in sich hinein.

Dann gingen sie nach der Stadt. „Jetzt wirst Du nur selten zu uns kommen,“ sagte er, „aber ich will Wilhelm ins Gewissen reden, daß er Dich

um Verzeihung bittet —" Da richtete sich Babette steil auf und hatte für den Augenblick ihren großen Schmerz vergessen. Stampfte mit dem Fuß und rief zornig: „Nichts wird gebeten, garnichts! Und herauskommen tu ich gerade so gut wie früher. Er soll mir schon noch selber kommen." Aber da überwältigte sie wieder ihre jämmerliche Betrübnis, und sie setzte sich an den Grabenrand und weinte. „Ach, Feldbecher, Du sagst's ihm nicht wieder — ich hab' ihn ja so lieb! Und ich bin auch gar nicht so niederträchtig, wie er denkt. Ich tu's ja nur aus Ärger, weil er mich nicht mag. Ach Gott, ach Gott! Und ich hab' doch gedacht, er mag mich nun endlich — hu hu — und er hat doch auch die drei Eierwecken gegessen —"

Der Magister sah kopfschüttelnd auf sie herunter und fühlte sich überaus erhaben in seiner Junggesellenweisheit. Du sublime au ridicule ... dachte er; dieser Fall ist durchaus ernst zu nehmen, und der Seelenschmerz scheint echt. Und doch: welche Frau könnte Liebe von Eierwecken trennen — sozusagen?

Der große Kummer ihres Herzens veranlaßte Babetten keineswegs, sich in eine weltentsagende Einsamkeit zurückzuziehen, wie sie dies nach der

Ansicht des Magisters Jean Feldbecher eigentlich hätte tun müssen. Allerdings weinte sie sich an den nächsten Abenden mit großer Inbrunst in Schlaf, aber tagsüber funkelte sie gerade so schön und anstifterisch durch die Welt, wie früher. „Sehen Sie!“ sagte Wilhelm zu Feldbecher, „sie hat doch keine Seele.“

Er hegte seinen Groll mit Zähigkeit und behandelte das Mädchen mit philosophischem Gleichmut; er saß wohl allein mit ihr, aber er kümmerte sich kaum um sie. Oder er ging zu Peter Kraft hinüber, schaute ihm bei seiner Arbeit zu und redete von Politik, immer dasselbe und immer mit dem gleichen Ende: sie konnten sich nicht einigen, der blutränstige Freiheitsmensch und der kühle Betrachter der Wirklichkeit.

Unterweilen kam der Pfingstdienstag heran, und mit ihm das fröhliche, frühlingsjubelnde Nationalfest der Frankfurter: der Wäldchestag. Da wanderten sie alle hinaus mit Kind und Kegel zu dem „Wäldche“, dem wiesigen Grund bei Niederrad, fielen lautschwirrend wie ein Flug Stare über den baumbeschatteten Rasen und taten nichts weiter, als froh sein über die blühende, singende, wunderschöne Welt.

Über die Mainbrücke zog sich der bunte Strom nach Sachsenhausen, dann floß er zum Schaumaintor hinaus, rieselte breit auseinander über die Wiesenwege nach dem Sandhof und rann endlich wieder zusammen im altberühmten Wäldchen. Dort war schon ein sonntägliches Gewimmel, und immer kamen neue Scharen zwischen den Bäumen heran und lagerten sich auf den Rasen, der zum heiteren, buntgefleckten Teppich wurde von all den farbenfreudigen Kleidern der frühlingshaften Männlein und Weiblein. Es war das große Versöhnungsfest im lieben Sonnenlichte, das Arm und Reich lustig durcheinander würfelte.

Auch die Familie König steuerte dem Tal der Seligen zu — ein Grüpplein in dem Heere der Zugvögel, voran Frau Seraphine mit der seidenen Pracht eines neuen Reifrockes, wie ein Führervogel mit weitgebreiteten Fittichen. Dann kamen, als dienende Glieder, die Männer, und jeder trug ein notwendiges Päcklein: dem Senator, als dem Zuverlässigsten, waren vier Flaschen mit verheißungsvoll funkelnden Goldhälsen anvertraut; Wilhelm trug in jeder Hand einen Korb mit Eßbarem, und der zierliche und behutsame Jean Feldbecher hielt ernsthaft zwei schlanke holländische Tabakspfeifen aus Ton, mit Mundstücken aus

bunten Federposen, und sah aus wie ein schwarzbefrackter Friedensengel mit zwei weißen Lilien in den Händen.

Also bewegte sich die Karawane durch Staub und Mittagshitze unverdrossen dem Wäldchen entgegen. „Es ist ein Vergnügen zu leben!“ sagte der Magister, als sie endlich am Rande der Wiese angelangt waren, und wischte sich mit dem Ärmel über die Stirn — denn in jeder Hand hielt er eine gebrechliche Tonpfeife. „Weiter!“ kommandierte die Senatorin und stürzte sich mutig in das Labyrinth lagernder Bürger: sie suchte nach der Oase, an der die Familie van Hees ihre Hütten gebaut habe. Da flatterte auch schon Babette über den Rasen und lotste die Freunde zu der Stelle, wo der Ratsherr van Hees allbereits in Hemdärmeln auf einem großkarrierten Umschlagetuch saß, in der einen Hand das Glas, in der andern die Pfeife.

Es ereignete sich eine ausgiebige Begrüßung, besonders bei den Frauenzimmern. Dann ließen sie sich friedvoll im Kreise nieder; nur Feldbecher hatte dabei Schwierigkeiten, denn er trug noch immer in jeder Hand ein zartes Rauchzeug und mußte deshalb versuchen, sich ohne Hilfe seiner Hände zu setzen. Endlich gelang es ihm mit

einem hörbaren Ruck — und knick! zerbrach auch richtig der eine Lilienſtengel. „Oh!“ ſagte er verblüfft, „bis hierher hab' ich ſie nun gebracht, und jetzt muß ſie entzweigehen, das Teufelsvieh ...“

Van Hees aber langte einen Kaſten aus dem Graſe und überreichte dem Magiſter eine neue Pfeife. Der ſchüttelte nachdenklich das philoſophiſche Haupt ... „in einen Kaſten hätt' ich ſie ja wohl auch tun können.“ Aber dann kam auch er zu ſeiner wohlverdienten Ruhe. Nun lagen ſie alle im Kreiſe um einen koſtbaren Turm von Paketen. Die Männer brannten ſich ihre Pfeifen an, hörten dem Geſchwätz der Frauen zu und guckten ruhſam den Tabakswölkchen nach, die ſich in die Luft ſchlängelten.

Drüben am Waldrand war ein Brettertanzboden aufgerichtet; von dort ſchallte eine gemütvolle Blechmuſik herüber, und Babette konnte ſich unterweilen einen ſehnſüchtigen Blick nicht verſagen. Aber Wilhelm ſaß ahnungslos da und betrachtete das Nachbarlager. Sehr lange. „Er wird auch damit einmal fertig werden,“ dachte Babette.

Aber er wurde nicht fertig damit. Denn zur Linken ſaß da ein vergnügter Kreis von ehr-

bunten Federposen, und sah aus wie ein schwarzbefrackter Friedensengel mit zwei weißen Lilien in den Händen.

Also bewegte sich die Karawane durch Staub und Mittagshitze unverdrossen dem Wäldchen entgegen. „Es ist ein Vergnügen zu leben!“ sagte der Magister, als sie endlich am Rande der Wiese angelangt waren, und wischte sich mit dem Ärmel über die Stirn — denn in jeder Hand hielt er eine gebrechliche Tonpfeife. „Weiter!“ kommandierte die Senatorin und stürzte sich mutig in das Labyrinth lagernder Bürger: sie suchte nach der Oase, an der die Familie van Hees ihre Hütten gebaut habe. Da flatterte auch schon Babette über den Rasen und lotste die Freunde zu der Stelle, wo der Ratsherr van Hees allbereits in Hemdärmeln auf einem großkarrierten Umschlagetuch saß, in der einen Hand das Glas, in der andern die Pfeife.

Es ereignete sich eine ausgiebige Begrüßung, besonders bei den Frauenzimmern. Dann ließen sie sich friedvoll im Kreise nieder; nur Feldbecher hatte dabei Schwierigkeiten, denn er trug noch immer in jeder Hand ein zartes Rauchzeug und mußte deshalb versuchen, sich ohne Hilfe seiner Hände zu setzen. Endlich gelang es ihm mit

einem hörbaren Ruck — und knick! zerbrach auch richtig der eine Lilienſtengel. „Oh!“ ſagte er verblüfft, „bis hierher hab' ich ſie nun gebracht, und jetzt muß ſie entzweigehen, das Teufelsvieh ...“

Van Hees aber langte einen Kaſten aus dem Graſe und überreichte dem Magiſter eine neue Pfeife. Der ſchüttelte nachdenklich das philoſophiſche Haupt ... „in einen Kaſten hätt' ich ſie ja wohl auch tun können.“ Aber dann kam auch er zu ſeiner wohlverdienten Ruhe. Nun lagen ſie alle im Kreiſe um einen koſtbaren Turm von Paketen. Die Männer brannten ſich ihre Pfeifen an, hörten dem Geſchwätz der Frauen zu und guckten ruhſam den Tabakswölkchen nach, die ſich in die Luft ſchlängelten.

Drüben am Waldrand war ein Brettertanzboden aufgerichtet; von dort ſchallte eine gemütvolle Blechmuſik herüber, und Babette konnte ſich unterweilen einen ſehnſüchtigen Blick nicht verſagen. Aber Wilhelm ſaß ahnungslos da und betrachtete das Nachbarlager. Sehr lange. „Er wird auch damit einmal fertig werden,“ dachte Babette.

Aber er wurde nicht fertig damit. Denn zur Linken ſaß da ein vergnüglicher Kreis von ehr-

ſei — das nun bald abgeriſſen werde — und daß ſie auf dem rechten Ohr ſchwer höre.

Der Prinz war von dieſen Erklärungen überaus befriedigt und drückte das hübſche Gretchen beim Tanz mit einer bei ihm ungewohnten Wärme an ſich; ſie ließ es gern geſchehen — ja, als die Muſik ſchwieg, zeigte ſie gar kein Verlangen nach der verwandtſchaftlichen Runde und ſtimmte Wilhelm bereitwillig zu, als er vorſchlug: gleich bis zur nächſten Polka hier zu warten. Als die zu Ende war, hatten beide bereits vergeſſen, daß ſie eigentlich mit ihren Anverwandten und getreuen Freunden in das Wäldchen herausgekommen waren, und verſchwanden liebevoll Arm in Arm zwiſchen den Buchen — um ſich abzukühlen. Dieſe Maßregel ſchien jedoch nicht den erwünſchten Erfolg gehabt zu haben; denn als die Sonne ſinken wollte, geſellte ſich der Prinz wieder zu den Seinen und hatte ein recht erhitztes Geſicht; die gleiche Wahrnehmung konnte man im Nachbarlager bei dem ſehr blonden Gretchen machen — und Babette machte ſie auch.

„Wo haſt Du geſteckt?“ fragte der ahnungsloſe Feldbecher.

„Ich bin ſpazieren gegangen.“

„So allein?“ fragte der Magiſter verwundert wieder.

„Eigentlich nicht ...“

Feldbecher blickte erſtaunt auf; Babette war doch immer bei ihnen geweſen? Als er aber das blaſſe Geſicht des Mädchens ſah und nun auch Wilhelms Verlegenheit bemerkte, ging ihm ein bedeutendes Licht auf und er witterte Gewitterluft. Die Situation wurde jeden Augenblick unheilvoller: die Frauen ſchwiegen betreten, Babette ſaß mit zitternden Lippen da. Nur der Senator und van Hees ahnten nichts und redeten ruhig weiter.

Da kam dem Magiſter Jean Feldbecher der rettende Gedanke. Behutſam hob er ſein Glas aus dem Graſe, räuſperte ſich ſchweigengebietend und ſprach alſo: „Hochverehrte Damen und Herren! Aus dem Wäldchestag will ſacht ein Wäldchesabend werden: ich bitte zu bemerken, wie prachtvoll die Sonne untergeht. Bisher haben wir uns — hm, hm — getrennt vergnügt. Aber nun kommt das gefährliche Dunkel der Nacht, das alle Küken zwingt, eng aneinander zu rücken. Tun wir das, meine Wertgeſchätzten! Ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß nicht nur die Familie König, ſondern auch die Familie van Hees noch

ein ansehnliches Lager trinkbarer Flüssigkeiten besitzt. Das muß sich ändern. Setzen Sie sich also bitte im engen Kreis zusammen — so! Und während ich sämtliche Gläser von neuem fülle, wird Demoiselle Babette sich auf der Gitarre begleiten zu dem Liede „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn ...“ Es beginnt also der gemeinschaftliche Teil des Festes.“

„Bravissimo!“ rief van Hees und stieß mit Feldbecher an. Der Prinz warf dem Redner einen dankbaren Blick zu und nahm Babetten die Laute aus der Hand; das Mädchen sah ihn noch halbtraurig an, aber er nickte fröhlich und ermunternd, daß sie einigermaßen getröstet wurde und ihre Tränen hinunterschluckte. Dann präludierte Wilhelm auf der Gitarre und Babette begann:

Wenn die Schwalben heimwärts ziehn,
Wenn die Rosen nicht mehr blühn,
Wenn der Nachtigall Gesang
Mit der Nachtigall verklang ...

Wie blaue Vögel mit leisen silbernen Schwingen schwebten die Töne über die abenddämmernde Wiese. Und alle die lieben deutschen Herzen wurden heiß in der sanften Wehmut des Abschieds. Feldbecher vergaß ob dieser unerhörten

Süße ſein Schenkenamt und ſaß verſunken da, in der einen Hand das Glas, in der andern die Flaſche. Das Lied war zu Ende. Wilhelm ſah mit beſinnlichen Augen zu ihr hinüber; es war der gleiche Blick, mit dem er geſagt hatte: Du haſt ja eine Seele! Das Mädchen war ſehr froh darum.

Aber der Ratsherr van Hees wiſchte ſich ſeine Rührung aus den Augen und ſagte: „Nun geht es an ein Schädelſpalten!“ nahm dem Magiſter die Flaſche aus der Hand und füllte die Gläſer. Es begann ein ſcharfes Trinken; und alſo war es nicht verwunderlich, daß nach zwei Stunden der Aufbruch einige Verwirrung und Schwierigkeit mit ſich brachte, zumal jetzt die Nacht über dem Walde hing. Aber die Senatorin packte ſieben bunte Papierlaternen aus und gab jedem eine. So wandelten ſie als Glühwürmchenzug über die Wieſe und gingen durch Wald und Feld zum Main hinunter. „Es muß ein erheblicher Sturm ſein!“ ſagte der Ratsherr zu Feldbecher, „meine Leuchte ſchwankt verteufelt.“ Der Magiſter nickte wehmütig; es war ihm weinerlich zumute, denn am Wäldchenstag erlaubte er ſich jedesmal einen kleinen Rauſch, und dann kam ihm alles überaus rührſam vor.

Am Ufer wartete eine Barke. Sie hingen die bunten Laternen auf und glitten hinaus auf die schweigsame Flut. Die Pfingstnacht wob über den Wellen. Leise schwamm das Schifflein stromauf in das warme Dunkel hinein. Die Laternen schienen als lustige Sterne auf die weinseligen Gäste.

„Sing, Babette!"

Da griff das schöne Mädchen wieder nach der Laute. Das alte, liebe, tränenselige Lied von Elisens Abschied. Feldbechers Wehmut stieg ins Ungemessene. Die letzte Strophe sang Babette besonders bedeutsam.

Wenn Zauberbande Dich umstricken,
Denk' an Elisens Tränenblick!
Wenn Schönere dir Blumen pflücken,
Denk' an die Dulderin zurück!
Nicht teilen sollst Du ihre Leiden,
Nicht fühlen, wie das Herz ihr bricht:
Sei Du umringt von tausend Freuden,
Nur, Glücklicher, vergiß mein nicht!

Aber der Prinz hatte keine Zeit für Gewissensbisse. Denn der Magister Jean Feldbecher fiel ihm jählings um den Hals und weinte seine grenzenlose Wehmut still heraus.

Es war merkwürdig: wenn Babette traurige Augen hatte, war Wilhelm freundlich zu ihr, halb aus unsicherer Zuneigung, halb aus Mitleid. Aber wenn sie lustig und funkelnd im Rosenhaus umherscherzte, wandte er sich ab. Und da Babette nur sehr selten traurige Augen hatte, so kümmerte sich der Prinz auch nach dem großen Versöhnungsfest im Wäldchen nicht mehr um sie als früher.

Statt dessen aber kam ihm die Erkenntnis, daß es auch jenseits der Grenzen der Republik Frankfurt recht angenehme Gegenden gebe. Zum Exempel: das kurhessische Bockenheim. Bei dem schwanken Aufbruch aus dem Wäldchen hatte er die niedliche Himmelblaue schnöde vergessen, und als er sich endlich umblickte, lag schon die Nacht als Mauer zwischen ihnen.

Also sprach der Prinz eines Nachmittags zu Jean Feldbecher: „Wir wollen einen Spaziergang tun, Meister. Ich denke: nicht immer nach der Gerbermühle oder auf's Forsthaus. Wie lange sind wir schon nicht mehr die Bockenheimer Landstraße hinausgewandelt? Und es stehen doch so schöne Linden und Akazien dort!" Der Magister war einverstanden und ging ahnungslos mit, quer durch die ganze Stadt, zum Bocken-

Am Ufer wartete eine Barke. Sie hingen die bunten Laternen auf und glitten hinaus auf die schweigsame Flut. Die Pfingstnacht wob über den Wellen. Leise schwamm das Schifflein stromauf in das warme Dunkel hinein. Die Laternen schienen als lustige Sterne auf die weinseligen Gäste.

„Sing, Babette!"

Da griff das schöne Mädchen wieder nach der Laute. Das alte, liebe, tränenselige Lied von Elisens Abschied. Feldbechers Wehmut stieg ins Ungemessene. Die letzte Strophe sang Babette besonders bedeutsam.

Wenn Zauberbande Dich umstricken,
Denk' an Elisens Tränenblick!
Wenn Schönere dir Blumen pflücken,
Denk' an die Dulderin zurück!
Nicht teilen sollst Du ihre Leiden,
Nicht fühlen, wie das Herz ihr bricht:
Sei Du umringt von tausend Freuden,
Nur, Glücklicher, vergiß mein nicht!

Aber der Prinz hatte keine Zeit für Gewissensbisse. Denn der Magister Jean Feldbecher fiel ihm jählings um den Hals und weinte seine grenzenlose Wehmut still heraus.

Es war merkwürdig: wenn Babette traurige Augen hatte, war Wilhelm freundlich zu ihr, halb aus unsicherer Zuneigung, halb aus Mitleid. Aber wenn sie lustig und funkelnd im Rosenhaus umherscherzte, wandte er sich ab. Und da Babette nur sehr selten traurige Augen hatte, so kümmerte sich der Prinz auch nach dem großen Versöhnungsfest im Wäldchen nicht mehr um sie als früher.

Statt dessen aber kam ihm die Erkenntnis, daß es auch jenseits der Grenzen der Republik Frankfurt recht angenehme Gegenden gebe. Zum Exempel: das kurhessische Bockenheim. Bei dem schwanken Aufbruch aus dem Wäldchen hatte er die niedliche Himmelblaue schnöde vergessen, und als er sich endlich umblickte, lag schon die Nacht als Mauer zwischen ihnen.

Also sprach der Prinz eines Nachmittags zu Jean Feldbecher: „Wir wollen einen Spaziergang tun, Meister. Ich denke: nicht immer nach der Gerbermühle oder auf's Forsthaus. Wie lange sind wir schon nicht mehr die Bockenheimer Landstraße hinausgewandelt? Und es stehen doch so schöne Linden und Akazien dort!" Der Magister war einverstanden und ging ahnungslos mit, quer durch die ganze Stadt, zum Bocken-

wirſt doch nicht!“ ſagte der Magiſter zu Tode erſchrocken. Wilhelm machte ſein großmütigſtes Geſicht. „Gut — ich will's verſchweigen. Aber Sie ſchweigen auch?“

Was war das nun wieder für ein ſündhaftes Treiben, in das der harmloſe Feldbecher unverſehens hineingezogen worden war! Er ſchüttelte kläglich den Kopf; der Teufel hatte ſichtbarlich ſeine Hand im Spiel. Und der Teufel iſt wie ein Infanteriehauptmann: er reitet mit Vorliebe die frömmſten Tiere.

Deshalb ſaß der Magiſter ſeit dieſem Tage des öfteren auf dem Belvedere und blickte verſtohlen zu Babetten hinüber: ob ſie nicht bald etwas ahnen wolle. Aber das ſchöne Mädchen ſchwieg. Faſt tat ſie ihm leid; denn er ſagte ſich oft, daß ſie Wilhelm in herzlicher Liebe zugetan ſei — ſoweit das eben bei dieſem flackerlichten Irrwiſch möglich wäre, ergänzte Feldbecher ſeinen Gedanken; er traute der tändelnden Babette in dieſem Punkte nicht allzu viel zu.

Der Sommer wand seine blühroten Rosenranken um das Haus. Aber sie schlugen Wilhelm nicht mehr in Traumketten, wie früher; sein Blut war heißer geworden, und die Nachmittage fanden ihn nur noch selten bei seinen Büchern. Einen gab es, dem das sehr recht war: Peter Kraft!

Des Malers Ruf war schnell gewachsen. Ein paar glücklich gelungene Porträts machten die Patrizier aufmerksam, und so kam es, daß er in den letzten zwei Jahren den halben Senat gemalt und manchen Zehnguldenschein verdient hatte. Seiner Mutter verbot er endlich das Nähen: das Geld langte reichlich für beide. Wenn er jetzt schlank und siegermäßig am Sonntagmorgen über die Zeil ging, drehten sich wohl die Köpfe nach ihm um — das ist Peter Kraft, der Maler! So flogen ihm die Bekanntschaften zu, erwünschte

und unerwünſchte; er verkehrte mit Vielen — und hatte doch kaum einen Freund. Denn die alten Ratsherren, die er malte, waren alle Kaufleute, Männer der Zahlen und des Handels, die vor ſeiner Kunſt zwar ſtaunten, aber ſich doch nicht ganz von dem Hochmute des praktiſchen Menſchen lösmachen konnten, der da im ſtillen meinte: ein Künſtler ſei im Grunde doch nur ein genialer Tagedieb. Und ſeinen Altersgenoſſen war Peter weit über den Kopf gewachſen; ſie langweilten ihn. Einmal verſuchte er, bei den politiſchen Vereinigungen Zutritt zu erlangen, aber ſeine jungen neunzehn Jahre ſtanden ihm im Wege. Der Einzige, den er ſchätzte, war Wilhelm. Deshalb ſaß er auch öfter mit drüben in dem Roſengarten und freute ſich an den ſtillen Menſchen — und an der Schönheit Babettens. Er hätte ihr vielleicht ein wenig tiefer in die Augen geſchaut, aber er fürchtete, daß er damit des Prinzen Weg kreuzen würde; und den Freund wollte er ſich halten. Babette wieder kümmerte ſich kaum um ihn, weil ſie wußte, daß Wilhelm ihr dann wieder ihre Flatterſeele vorhalten würde.

Bisher hatte der Maler ſtets verwundert über des Prinzen ſchäferhafte Weltferne gelächelt. Aber in dieſem Sommer wurde es anders damit;

mit fröhlich gebreiteten Armen sprang Wilhelm mitten hinein in ein lustiges Treiben, und Peter war zufrieden darüber.

Sie saßen lange Nachmittage in dem grünschattigen Garten zu Bockenheim und schäkerten mit dem blonden Gretchen. Der Allerweltspeter angelte sich sehr bald eine Liebschaft mit der Nachbarin, und die verschwiegene Laube, die eigentlich nicht für die Gäste bestimmt war, erlebte in ihren alten Tagen noch kichernde Stunden. Unter den Bäumen saßen die ruhseligen Leute und spitzten die Ohren, wenn ein ängstlicher kleiner Schrei durch das Geisblatt heraushuschte — lächelten wohlwollend über die nichtsnutzige Jugend und kniffen das Gretchen erfreut in die Wange, wenn sie — endlich! — herbeikam und das längstgeleerte Glas ins Haus trug.

Über diesen sommerlichen Abenteuern regte sich in Peter Kraft der Gedanke: daß Wilhelms vermutete Liebe zu Babette van Hees nicht gerade gefährlich tief gehe, und er nahm sich vor, sacht auf den Busch zu klopfen.

Der Maler hatte in der Alten Gasse ein winziges Pfefferkuchenhäuslein entdeckt, über dessen Tür ein verheißungsvoller Stern schaukelte. Darin war eine niedrige, braungeschmauchte Stube mit

und unerwünſchte; er verkehrte mit Vielen — und hatte doch kaum einen Freund. Denn die alten Ratsherren, die er malte, waren alle Kaufleute, Männer der Zahlen und des Handels, die vor ſeiner Kunſt zwar ſtaunten, aber ſich doch nicht ganz von dem Hochmute des praktiſchen Menſchen losmachen konnten, der da im ſtillen meinte: ein Künſtler ſei im Grunde doch nur ein genialer Tagedieb. Und ſeinen Altersgenoſſen war Peter weit über den Kopf gewachſen; ſie langweilten ihn. Einmal verſuchte er, bei den politiſchen Vereinigungen Zutritt zu erlangen, aber ſeine jungen neunzehn Jahre ſtanden ihm im Wege. Der Einzige, den er ſchätzte, war Wilhelm. Deshalb ſaß er auch öfter mit drüben in dem Roſengarten und freute ſich an den ſtillen Menſchen — und an der Schönheit Babettens. Er hätte ihr vielleicht ein wenig tiefer in die Augen geſchaut, aber er fürchtete, daß er damit des Prinzen Weg kreuzen würde; und den Freund wollte er ſich halten. Babette wieder kümmerte ſich kaum um ihn, weil ſie wußte, daß Wilhelm ihr dann wieder ihre Flatterſeele vorhalten würde.

Bisher hatte der Maler ſtets verwundert über des Prinzen ſchäferhafte Weltferne gelächelt. Aber in dieſem Sommer wurde es anders damit;

Tu hut — tu hut ...
Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Neuni hat die Glock geschlagen.
Neun ist die Glock.
Tu hut. Tu hut.

Das hörte sich gemütlich an in der molligen Gaststube. „Die Bockenheimer werden sich gewundert haben, wo wir geblieben sind," sagte Peter und stemmte seßhaft die Ellbogen auf den Tisch.

„Bei dem Regen!"

Der Maler nickte. „Überhaupt. Der Herbst fängt schon an zu leuchten. Wir haben uns redlich durch den Sommer geküßt. In Bockenheim ist unser tugendsamer Ruf dahin, die Leute schmunzeln uns schon von weitem entgegen und zwinkern mit den Augen. Bloß die gute Tante im Goldenen Lamm merkt nichts. Weil sie auf dem einen Ohr taub und auf dem anderen Auge schwachsichtig ist — Glück muß der Mensch haben. Aber jetzt wollen die gelben Blätter über unsern Strauß aus Sommerküssen fallen, und die Geißblattlaube wird kahl: Arkadien ist für dieses Jahr erledigt."

Wilhelm unterbrach ihn. „Wir werden auch im Winter hinausgehen —"

Peter zog die Brauen hoch und sagte bedenklich: „Das ist kein Vergnügen, zumal wir dann zwischen den Wänden der Gaststube hocken müssen. Ja — ich weiß, es ist ein kleines Nebenzimmer da. Aber trotzdem! Mein Prinz, Du scheinst mir bis über die Ohren verliebt."

„Verliebt? Nein. Gefallen tut mir das Mädel mit seiner Frischgewaschenheit."

„Freilich, freilich," sagte der Maler vorsichtig, „nur gefallen tut sie Dir. Die Liebe, ja, das ist etwas anderes; die gibt es nur in der Stadt. Zum Beispiel: Babette..."

Wilhelm schlug mit der Hand durch die Luft, als wollt' er eine lästige Fliege verjagen. „Babette? Das wär' freilich etwas zum Verlieben, gelt, Peterlein? Aber ich nicht. Ich nicht. Hol' mich der Teufel: ich mag sie nicht recht." Der Wirt stellte ihm einen neuen Schoppen hin; es war schon der vierte, und Wilhelm beugte sich vertraulich vor. Das Herz lief ihm über. „Weißt Du, mit Babetten ist's sonderbar. Früher küßte sie in der Welt herum — da mocht' ich sie nicht. Jetzt nehme ich die Blümlein vom Gartenzaun — da mag ich sie wieder nicht. Denn weißt Du: sie ist sehr ernstlich geworden seit der mordsmäßigen Himmelfahrtsküsserei."

„Hoho? Was sind das für Sachen, Wilhelm?“

„Ach ja,“ sagte der Prinz schuldbewußt, „nun hab' ich mich verschnappt. Aber Du behältst es für dich, gelt?“

Darob schwur ihm der getreue Peter einen heiligen Eid zu. Und hielt ihn auch. Als sie aber in später Nacht mit schwernassen Mänteln vor der Rosenpforte standen, sprach der Maler: „Und wenn Du auch die Achseln hebst — die Babett ist doch ein prachtvolles Frauenzimmer. Was gilt die Wette: ich sag' ihr das, und sie schaut mich freundlicher an.“

„Viel Glück!“ Das Tor schlug hinter Wilhelm zu. Peter legte sich, voll schwerer Gedanken schlafen; heute abend hatte er sich in Babette van Hees verliebt, obgleich sie gar nicht dabei gewesen war. Aber er schlief doch den Schlaf des Gerechten — was sagte Wilhelm? „Viel Glück!“ —

Der Herbst lief mit feuerroten Schuhen über das Land. Der regenschwere Abend war als Nebelreiter vor ihm hergefahren. Zwischen dem brennenden Laub des Wildweins hingen die blauen Beerendolden; der war im letzten Jahr unvermerkt am Rosenhause hochgeklettert und wand sich schon um das Geländer des Belvederes. Da

Peter zog die Brauen hoch und sagte bedenklich: „Das ist kein Vergnügen, zumal wir dann zwischen den Wänden der Gaststube hocken müssen. Ja — ich weiß, es ist ein kleines Nebenzimmer da. Aber trotzdem! Mein Prinz, Du scheinst mir bis über die Ohren verliebt.“

„Verliebt? Nein. Gefallen tut mir das Mädel mit seiner Frischgewaschenheit.“

„Freilich, freilich,“ sagte der Maler vorsichtig, „nur gefallen tut sie Dir. Die Liebe, ja, das ist etwas anderes; die gibt es nur in der Stadt. Zum Beispiel: Babette ...“

Wilhelm schlug mit der Hand durch die Luft, als wollt' er eine lästige Fliege verjagen. „Babette? Das wär' freilich etwas zum Verlieben, gelt, Peterlein? Aber ich nicht. Ich nicht. Hol' mich der Teufel: ich mag sie nicht recht.“ Der Wirt stellte ihm einen neuen Schoppen hin; es war schon der vierte, und Wilhelm beugte sich vertraulich vor. Das Herz lief ihm über. „Weißt Du, mit Babetten ist's sonderbar. Früher küßte sie in der Welt herum — da mocht' ich sie nicht. Jetzt nehme ich die Blümlein vom Gartenzaun — da mag ich sie wieder nicht. Denn weißt Du: sie ist sehr ernstlich geworden seit der mordsmäßigen Himmelfahrtsküsserei.“

„Hoho? Was sind das für Sachen, Wilhelm?“

„Ach ja,“ sagte der Prinz schuldbewußt, „nun hab' ich mich verschnappt. Aber Du behältst es für dich, gelt?“

Darob schwur ihm der getreue Peter einen heiligen Eid zu. Und hielt ihn auch. Als sie aber in später Nacht mit schwernassen Mänteln vor der Rosenpforte standen, sprach der Maler: „Und wenn Du auch die Achseln hebst — die Babett ist doch ein prachtvolles Frauenzimmer. Was gilt die Wette: ich sag' ihr das, und sie schaut mich freundlicher an.“

„Viel Glück!“ Das Tor schlug hinter Wilhelm zu. Peter legte sich, voll schwerer Gedanken schlafen; heute abend hatte er sich in Babette van Hees verliebt, obgleich sie gar nicht dabei gewesen war. Aber er schlief doch den Schlaf des Gerechten — was sagte Wilhelm? „Viel Glück!“ —

Der Herbst lief mit feuerroten Schuhen über das Land. Der regenschwere Abend war als Nebelreiter vor ihm hergefahren. Zwischen dem brennenden Laub des Wildweins hingen die blauen Beerendolden; der war im letzten Jahr unvermerkt am Rosenhause hochgeklettert und wand sich schon um das Geländer des Belvederes. Da

„Danke.“

„Du bist die schönste.“

Sie schwieg.

„Babette!“

„Ja?“

Peter der Freiheitsmann war jämmerlich befangen. Aber er ruckte sich zusammen. „Babett! Gerade heraus: ich liebe Dich!“

Sie sah ihn lächelnd an. „Viel Vergnügen!“ Der Maler biß sich auf die Lippen; das hatte auch Wilhelm gesagt; aber damals war es anders gemeint. Das Mädchen stellte sich vor ihn hin und hatte warmtiefe Augen. „Du, Peter! Du bist ein lieber Kerl, und ich mag Dich gern. Deshalb sollst Du Dich auch weiter mit mir vertragen. Aber lieben — verstehst Du — — lieben tu ich nur einen. Sag's ihm!“ Sie lief den Gartenweg hinunter und ließ ihn stehen.

Wilhelm trat aus dem Haus und hatte endlich das Tuch. Sie sprang an ihm vorbei die Stufen hinauf. Der Prinz sah den Maler stehen und kam heran.

„Nun?“

Da legte ihm Peter Kraft die Hand auf die Schulter und sprach: „Wilhelm — Du bist ein Esel!“

Das rote Leuchten der Wälder verblaßte. Die Nebelfrauen drückten es mit feuchten Fingern aus. An der Bockenheimer Landstraße standen die Linden und Akazien kahl und streckten ihre dürren Arme dem Sommer nach. Der Wind fuhr über die grauen Felder und brachte rieselnden Herbstregen. Da warteten die Mädchen im Goldenen Lamm so manchesmal auf die beiden lustigen Stadtherren, saßen trübselig in der Stube und ließen die Köpfe hängen. Das Leben in der Fremde wollte dem blonden Gretchen nicht mehr recht gefallen, denn es fing an, langweilig zu werden. So schrieb sie heim nach Thüringen: sie habe nun im Auslande genug Bildung gelernt und wolle wieder nachhause kommen. Aber die Lamntante war gar nicht mit diesem plötzlichen Heimweh einverstanden, denn das fixe Mädel hatte ihr drei Vierteile der Arbeit abgenommen; also setzte sie durch, daß die Grete noch bis ins Frühjahr hinein dableiben solle.

Aber völlig vergessen waren die Mädchen nicht. Als nämlich zu Weihnachten die große Bescheerung im Hause König begann, stellte sich Peter Kraft ein und legte für Wilhelm ein sorglich verschnürtes Paket unter den Lichterbaum; daraus schälte der Prinz eine wundervolle Silberstiftzeichnung

„Danke.“

„Du bist die schönste.“

Sie schwieg.

„Babette!“

„Ja?“

Peter der Freiheitsmann war jämmerlich befangen. Aber er ruckte sich zusammen. „Babett! Gerade heraus: ich liebe Dich!“

Sie sah ihn lächelnd an. „Viel Vergnügen!“ Der Maler biß sich auf die Lippen; das hatte auch Wilhelm gesagt; aber damals war es anders gemeint. Das Mädchen stellte sich vor ihn hin und hatte warmtiefe Augen. „Du, Peter! Du bist ein lieber Kerl, und ich mag Dich gern. Deshalb sollst Du Dich auch weiter mit mir vertragen. Aber lieben — verstehst Du — — lieben tu ich nur einen. Sag's ihm!“ Sie lief den Gartenweg hinunter und ließ ihn stehen.

Wilhelm trat aus dem Haus und hatte endlich das Tuch. Sie sprang an ihm vorbei die Stufen hinauf. Der Prinz sah den Maler stehen und kam heran.

„Nun?“

Da legte ihm Peter Kraft die Hand auf die Schulter und sprach: „Wilhelm — Du bist ein Esel!“

Das rote Leuchten der Wälder verblaßte. Die Nebelfrauen drückten es mit feuchten Fingern aus. An der Bockenheimer Landstraße standen die Linden und Akazien kahl und streckten ihre dürren Arme dem Sommer nach. Der Wind fuhr über die grauen Felder und brachte rieselnden Herbstregen. Da warteten die Mädchen im Goldenen Lamm so manchesmal auf die beiden lustigen Stadtherren, saßen trübselig in der Stube und ließen die Köpfe hängen. Das Leben in der Fremde wollte dem blonden Gretchen nicht mehr recht gefallen, denn es fing an, langweilig zu werden. So schrieb sie heim nach Thüringen: sie habe nun im Auslande genug Bildung gelernt und wolle wieder nachhause kommen. Aber die Lamntante war gar nicht mit diesem plötzlichen Heimweh einverstanden, denn das fixe Mädel hatte ihr drei Vierteile der Arbeit abgenommen; also setzte sie durch, daß die Grete noch bis ins Frühjahr hinein dableiben solle.

Aber völlig vergessen waren die Mädchen nicht. Als nämlich zu Weihnachten die große Bescheerung im Hause König begann, stellte sich Peter Kraft ein und legte für Wilhelm ein sorglich verschnürtes Paket unter den Lichterbaum; daraus schälte der Prinz eine wundervolle Silberstiftzeichnung

— ein friſcher Mädchenkopf mit zwei langen Zöpfen.

„Sehr ſchön!“ ſagte der Senator anerkennend und ahnungslos. Auch Frau Seraphine lobte das Bild; ſie griff ſich an die Stirn — „wo hab' ich den Kopf nur ſchon einmal geſehen?“ Aber Wilhelm zuckte die Achſeln und ſchloß mit einem gefährlichen Blicke dem Magiſter den Mund. Der Maler nahm ſeinen Dank mit diaboliſchem Lächeln entgegen. „Es ſoll Dir gehören,“ ſagte er zu dem Prinzen, „aber ich hab' es trotzdem für die Wohnſtube gedacht, weißt Du: wo die kahle Stelle iſt.“

„Natürlich!“ meinte Wilhelm erfreut. Aber heimlich knuffte er den Freund in die Rippen. „Lump!!“ Feldbecher grinſte von einem Ohr bis zum andern. Der Maler ließ nicht locker. „Weißt Du auch, wo mir das Bild eingefallen iſt? In Bockenheim, im Goldenen Lamm!“

„Nicht möglich!“ ſtaunte der Prinz. Er hätte ihn ermorden mögen, und den Magiſter dazu, denn der biß auf ſeinem Taſchentuch herum und betrachtete angelegentlich die Spitze des Chriſtbaumes.

„Ja, denk' einmal!“ ſagte Peter in ſeiner ganzen Unſchuld wieder, „im Lamm, wo wir

immer ſo vergnügt waren. Da fällt mir ein: ich muß Dir noch eine Widmung draufſchreiben." Und er nahm den Stift und ſchrieb oben in die Ecke des Bildes: „Seinem getreuen Freunde Wilhelm zur Erinnerung an ſchöne Stunden im Goldenen Lamm zu Bockenheim."

„Erzlump!" murmelte der Prinz wieder. Und nahm die Widmung mit Dank an.

Nach ein paar Tagen kam Babette, erzählte, was ihr alles geſchenkt worden ſei und ſtöberte nach Wilhelms Neuigkeiten. „Was iſt das?" fragte ſie und deutete auf das Bild an der Wand.

„Peter hat's mir geſchenkt," ſagte der Prinz gleichgültig.

„So, ſo ..." Babette las die Widmung und ſchwieg. Dann ging ſie. Wilhelm wurde rot unter ihrem Blick. „Du biſt ſehr ſtill geweſen heute," ſagte er an der Türe. Da ſchoſſen ihr die Tränen in die Augen — aber hinter dem Schleier flammte es auf; ſie antwortete nicht und lief davon.

Der Winter glitt vorbei. Jeder Tag hatte das gleiche graue Geſicht und brachte wenig Freude. Peter und Wilhelm waren froh, als der letzte Caſinoball vorüber war; derlei zopfige Sachen gefielen ihnen nicht mehr. Mit dem erſten warmen

Strahl der Frühlingssonne kam ein Briefchen aus Bockenheim. Sie müsse nun wieder nachhause, schrieb die blonde Grete, ob Wilhelm ihr nicht Lebewohl sagen wolle? Der Prinz zeigte das Schreiben dem Maler. „Je! lebt das Kleine auch noch? Natürlich: wir gehen hinaus, bevor die Schwalbe heimwärts zieht. Es wird eine rührende Geschichte."

Also wanderten sie durch das rieselnde Licht des Frühlings nach Bockenheim. Im Hausflur flog ihm das Mädel um den Hals. Sie traten in das Nebenzimmer und Peter klinkte die Tür sorgsam zu.

„Ach Wilhelm! Jetzt ist's aus mit uns beiden!" sagte sie weinerlich und legte ihm den blonden Kopf auf die Schulter. Aber Peter fuhr dazwischen „Nur keine Sentiments!" Das ließen sie sich gesagt sein und wurden lustig; denn das war das Beste, was sie tun konnten. Draußen in der Stube klopfte der einzige Gast auf den Tisch, zahlte und ging.

„Nun wollen wir eins singen. Aber hole mich der Teufel — was lustiges. Gretelein, blondes, herziges — wirst Du mich auch lieb haben, wenn Du fort bist?"

„Freilich!" sagte sie eifrig und gab ihm einen

Kuß, „Du bist der allerschönste Prinz, der mir je über den Weg gelaufen ist.“

„Und laufen wird!“ ergänzte Peter.

„Und laufen wird!“ bestätigte sie. Dann fingen sie an zu singen, aber nicht laut, weil es sonst die Tante hörte. Das Mädchen brachte die zweite Flasche. Wilhelm lehnte sich zurück und seufzte elegisch. „Jetzt wird die Rose anderen blühen und uns bleibt nur ihr Duft zurück.“

„Du — ich will Dir ein Andenken geben.“ Sie flocht die Zöpfe auf. „Da, schneid dir eine feine Strähne heraus und laß vom Goldschmied zwei Ringe draus hämmern, ich will Dir einen hellen Diamanten drauf weinen, so recht aus dem tiefen Herzen herauf; denn es war eine schöne Zeit, gelt?“

„Und nun ist sie vorüber,“ sagte der Maler wehmütig. Wilhelm aber zog das Mädchen auf seine Knie und sie schlang ihm ihr goldenes Haar um den Hals und küßte ihn. „Das ist mir zuviel!“ sagte Peter, „Luft!“ Er stand auf und wollte zartfühlend hinausgehen.

Da schleppte draußen ein Schritt über die Diele.

Die Tür flog auf. „Gritche!“ kreischte die Tante, „Gritche! Mich trefft der Schlag!!“ — —

Strahl der Frühlingssonne kam ein Briefchen aus Bockenheim. Sie müsse nun wieder nachhause, schrieb die blonde Grete, ob Wilhelm ihr nicht Lebewohl sagen wolle? Der Prinz zeigte das Schreiben dem Maler. „Je! lebt das Kleine auch noch? Natürlich: wir gehen hinaus, bevor die Schwalbe heimwärts zieht. Es wird eine rührende Geschichte."

Also wanderten sie durch das rieselnde Licht des Frühlings nach Bockenheim. Im Hausflur flog ihm das Mädel um den Hals. Sie traten in das Nebenzimmer und Peter klinkte die Tür sorgsam zu.

„Ach Wilhelm! Jetzt ist's aus mit uns beiden!" sagte sie weinerlich und legte ihm den blonden Kopf auf die Schulter. Aber Peter fuhr dazwischen „Nur keine Sentiments!" Das ließen sie sich gesagt sein und wurden lustig; denn das war das Beste, was sie tun konnten. Draußen in der Stube klopfte der einzige Gast auf den Tisch, zahlte und ging.

„Nun wollen wir eins singen. Aber hole mich der Teufel — was lustiges. Gretelein, blondes, herziges — wirst Du mich auch lieb haben, wenn Du fort bist?"

„Freilich!" sagte sie eifrig und gab ihm einen

Kuß, „Du biſt der allerſchönſte Prinz, der mir je über den Weg gelaufen iſt.“

„Und laufen wird!“ ergänzte Peter.

„Und laufen wird!“ beſtätigte ſie. Dann ſingen ſie an zu ſingen, aber nicht laut, weil es ſonſt die Tante hörte. Das Mädchen brachte die zweite Flaſche. Wilhelm lehnte ſich zurück und ſeufzte elegiſch. „Jetzt wird die Roſe anderen blühen und uns bleibt nur ihr Duft zurück.“

„Du — ich will Dir ein Andenken geben.“ Sie flocht die Zöpfe auf. „Da, ſchneid dir eine feine Strähne heraus und laß vom Goldſchmied zwei Ringe draus hämmern, ich will Dir einen hellen Diamanten drauf weinen, ſo recht aus dem tiefen Herzen herauf; denn es war eine ſchöne Zeit, gelt?“

„Und nun iſt ſie vorüber,“ ſagte der Maler wehmütig. Wilhelm aber zog das Mädchen auf ſeine Knie und ſie ſchlang ihm ihr goldenes Haar um den Hals und küßte ihn. „Das iſt mir zuviel!“ ſagte Peter, „Luft!“ Er ſtand auf und wollte zartfühlend hinausgehen.

Da ſchleppte draußen ein Schritt über die Diele.

Die Tür flog auf. „Gritche!“ kreiſchte die Tante, „Gritche! Mich trefft der Schlag!!“ — —

Die beiden Freunde trabten mit hängenden Köpfen gen Frankfurt. „Du!“ ſagte der Prinz, „das war eine Kataſtrophe, meiner Seel, wie in einem Roman. Und wir haben doch ganz leiſe geſungen?“

„Ja!“ ſagte der Maler kopfſchüttelnd. Aber da packte er Wilhelm beim Arm und wies nach vorn in die Allee hinein. „Der Wagen dort — kennſt Du den blauen Mantel?“ Wilhelm bekam ſtarre Augen. „Das iſt van Heeſens Wagen, Wilhelm. Und die Babett iſt ein hölliſches, himmliſches, gottverfluchtes, verteufeltes Frauenzimmer. Aber es geſchieht Dir ja ſo recht, Menſch! Ich ſag Dir noch einmal: Wilhelm, Du biſt ein Eſel!“

Als Babette am andern Tag auf den Röderberg hinauskam, wollte ſie ein harmloſes Geſicht machen — und mußte den Prinzen doch bisweilen übermütig anfunkeln. Geſtern, da ſie hinter den Beiden her nach Bockenheim fuhr, war ihr gar nicht lächerlich zumute geweſen und ſie hätte ſich in unterdrücktem Zorn die Lippen blutig beißen mögen. Aber nun ſie ruhiger geworden war, ſah ſie das Komiſche an dem Erlebnis und ließ ſich ihre heimliche Schadenfreude auch nicht durch die

unheildrohende Falte beirren, die steil auf Wilhelms Stirn stand.

Dann kam Peter. Er wollte sehen, wie die Geschichte enden würde. Er fand die Beiden schweigend einander gegenüber auf dem Belvedere, sah, daß hier etwas getan werden mußte, und sagte freundlich: „Wenn es nach mir ginge, Babette, tät' ich Dich an den nächsten Baum hängen für Deine Niedertracht, verstehst Du wohl?"

Sie lachte. „Hab' ich Euch in die Karten gesehen, Ihr sauberen Brüder?"

Wilhelm blickte auf; das Mädchen verstummte vor seinem Gesicht. „Du, Babett — ich will Dir etwas sagen: Wenn Du denkst, daß Du mich durch solche Albernheiten fangen kannst, dann ist das ein gewaltiger Irrtum." Er sah ihre erschrockenen Augen, und seine böse, spöttische Ruhe kam wieder über ihn. „Du weißt doch, was zwischen uns steht — — — ein Gespenst ohne Kopf — wie war das doch damals, als ihm die Eisenbahn über den Hals rasselte?"

Babette wurde totenbleich. Ihre Lider sanken schwer.

Peter sprang auf und hielt die Wankende. „Bist Du wahnsinnig? Was redest Du da?"

Wilhelm nickte. „Ich weiß ganz gut, was ich

ſage. Und ſie weiß es auch. Seither hab' ich erkannt: es iſt nicht gut, daß man mit dieſem giftigen Feuer ſpiele. Das war damals eine böſe Stunde im Walde, Babette. Pfui! Aber die Toten gehen um! Die Toten —"

Der Maler beugte ſich über ſie. Das Mädchen raffte ſich auf. „Du, Wilhelm — Du ſagſt mir das? Warum iſt es denn damals ſo geweſen — wie? Weil ich ihn nicht gemocht hab', Deinetwegen! Und warum bin ich nach Bockenheim hinausgefahren? Aus Eiferſucht? Pah — ich hab' keine Angſt vor dem gelben Stroh. Aber: wenn Du mich nicht magſt, ſollſt Du auch keine andere haben! Das iſt es. Und ich tät' mich in der Seele ſchämen, wenn ich das einem andern ſagte als Dir. Aber Dir ſag' ich's — Du falſcher Heiliger. Schieb' nur immer alles auf mich! Aber nimm Dich in acht, Du! Wenn ich einmal rede — dann will ich vor Dich hintreten und will fragen: wer hat den armen Bruch denn hineingehetzt und hat doch gewußt, daß es keinen Zweck hatte — wie?"

Wilhelm warf einen Blick in die Stube. „Schweig, Babette. Wenn es jemand hört —"

Sie beugte ſich über den Tiſch und ziſchte ihm ihre Worte ins Geſicht. „Ah — ſo! Wenn es

jemand hört! Nicht wahr? Dann sehen sie, wer an der verrufenen Babette van Hees Schuld hat, die den Männern den Hals umdreht; und dann hören sie, wer ihr den Juden entgegengetrieben hat, aus Neugierde: was wohl daraus würde. Das wär' Dir arg unangenehm, gelt? O Du!!" Da brachen die Tränen gewaltsam hervor, der zornige Schmerz schüttelte den Körper mit harter Hand. Wilhelm schwieg betreten; sie hatte ihm das Heft aus der Hand geschlagen. Peter Kraft stand hinter ihrem Stuhl und sah mit großen Augen zu dem Prinzen hinüber. Er hatte mancherlei erfahren in dieser Minute.

„Es war sehr schlecht von Dir!" sagte er. Das wußte Wilhelm von selber, und es tat ihm leid. „Was quälst Du sie so? Du scheinst in der Geschichte auch Dein gemessen Teil Schmutz am Schuh zu haben —"

Drin ging eine Tür; Feldbecher trat in die Stube und wollte auf das Belvedere herauskommen. Er sah Babetten nicht, denn der Maler stellte sich ihm in den Weg. „Kommen Sie mit zu mir hinüber, Magister — ich will Ihnen ein neues Bild zeigen; ich brauch Ihren Rat zu dem Kostüm." „Große Ehre!" sagte Feldbecher dienstfertig. Sie gingen.

der Woche im Kontor tätig sei, als verantwortlicher Stellvertreter der Firma J. C. Königs Erben ... Der Senator hatte gebeten! Gebeten! Wilhelm konnte sich nicht weigern, die neue Bürde auf sich zu nehmen.

Also saß von nun an Babette van Hees des öfteren allein auf dem Belvedere; denn Feldbecher scheute sich trotz aller Abgeklärtheit doch noch ein wenig vor dem Feuer, und Peter Kraft konnte nicht gut herüberkommen, wenn Wilhelm nicht daheim war — so leid es ihm tat.

Um so verständlicher schien es, daß der Prinz, nachdem er den lieben langen Tag am Pulte gestanden, abends das Bedürfnis nach frischer Luft verspürte. Die hätte er nun zwar auf dem Röderberg auch haben können; aber sein Gemüt trieb ihn neuerdings zu den nächtlichen, mondhellen Bleichwiesen zwischen Sachsenhausen und Oberrad. Auffälligerweise erhielt er jedoch seine Leute, und sogar den Magister Jean Feldbecher in dem Glauben, daß er mit Peter an diesen Abenden zum Apfelwein gehe. Der ehrliche Kraft schüttelte dazu nach seiner Gewohnheit den Kopf. „Pfui, Wilhelm! Lebemensch!“

Der lachte und hob die Achseln. „Was kann man machen? Ich habe nun einmal eine Schwäche

— für die Blonden.“ Dazu seufzte der Maler, wandelte mit auf diesen Katersteigen und kam sich verführet vor.

Als sich jedoch eines Tages, gegen Ende des Sommers, die Schwäche des Prinzen bis nach Offenbach erstreckte, da erklärte Peter rundweg: er tue nicht mehr mit, und eine sanft verschlafene Nacht in seinem eigenen Bett sei ihm wesentlich lieber.

„Und das will ein Freiheitsmann und Künstler sein!“ sagte Wilhelm.

Peter lächelte. „Ahnst Du, wie gerade ein Künstler seine Nerven in eiserner Faust halten muß? Drauflospinseln kann jeder, aber sich den ehernen Zaum anlegen, den wilden Gaul unerbittlich zurückbändigen — das ist es.“

„Du bist meine einzige Ausrede!“ sagte der Prinz mißmutig.

„Dabei soll es meinetwegen auch bleiben. Ich gehe jeden Abend mit Dir fort. Verstehst Du?“ Also holte der getreue Peter auch fürderhin den Freund ab; aber am Allerheiligentor trennten sie sich, und der Maler wanderte nach der kleinen Apfelweinkneipe in der Alten Gasse, setzte sich ruhsam hinter sein Glas — und schlich sich bald genug wieder an dem Rosenhause vorbei in seine

Stube. Aber er ging nicht schlafen, sondern zog den Lehnstuhl an das offene Fenster und blickte hinunter auf den mondglänzenden Fluß.

Draußen im Garten schwammen Leuchtkäfer durch die blaue Nacht. Im Grase geigten die Grillen, und das leise Rauschen des Wehres klang durch die Stille. Peter stützte den Kopf in die Hand und träumte sich in die schlafende Welt hinein, hörte die tausend raunenden Stimmen des Dunkels, redete mit ihnen, und seiner Seele wuchsen Schwingen; damit flog er über die mondhellen Dächer der schlummernden Stadt, eulenflügelweich und unsichtbar. Und ließ sich als sehnsüchtig rufender Nachtvogel vor einem Fenster nieder. Ich bringe Dir mein Herz, Babette van Hees — in einem Netze von Mondstrahlen. Warum nimmst Du es nicht?

Aber hinter den Scheiben blieb das Dunkel, und der klagende Ruf ertrank im Glockenschlage der Mitternacht.

Am Morgen kam ein Schreiben, das den Maler Kraft zum jüngeren Bürgermeiſter rief. Peter ſah den Brief erſtaunt an; aber er kleidete ſich doch in feierliches Schwarz und ging. In der Stadt traf er Babetten. „Biſt Du heut nacht durch die Zeil gegangen?“ fragte ſie, „ich hab' geträumt: Du klopfteſt an mein Fenſter! Kurios — wo ich doch im zweiten Stock ſchlafe, gelt?“ Peter ging nachdenklich weiter.

Der Bürgermeiſter empfing ihn mit einer Verbeugung, die faſt ſo tief war wie die, welche er einem regierenden Fürſten zu machen pflegte; er begann eine wohlgeſetzte Rede und ſtellte zunächſt ſeine Freude darüber feſt, daß „es ihm vergönnt ſei, den großen Sohn Frankfurts perſönlich kennen zu lernen“. Der Maler ſtand verſteinert und ließ die bürgermeiſterliche Suada wortlos über ſich ergehen. Schließlich erfaßte er ihren Kern: es waren

in verschiedenen städtischen Gebäuden Bilder zu malen, und der hohe Rat hatte beschlossen, ihn mit dieser höchst ehrenvollen Aufgabe zu betrauen. Allerdings — daher die Höflichkeit! dachte Peter — allerdings sei ein Honorar für dergleichen Arbeiten im Haushalte der Republik nicht vorgesehen ... der Rat sei jedoch viel zu großdenkend, um derartig bedeutende Werke als Geschenk anzunehmen, und biete daher dem Künstler die Entschädigung von fünf Gulden pro Quadratfuß an.

Peter starrte den Bürgermeister an. „Wie soll das berechnet werden?"

„Pro Quadratfuß fünf Gulden, Herr Kraft."

Der Maler biß sich in die Lippen. Also nach der Größe bewertete der Rat die Bilder ... Aber Peter beherrschte sein Lachen und sagte: „Es wird mir eine Ehre sein, meinem Vaterlande zu nützen." Bedankte sich und unterschrieb den Vertrag.

Aber dann rannte er schleunigst dem Gasthof zum Römischen Kaiser zu und kam erst bei dem zweiten Schoppen aus seinem schüttelnden Gelächter heraus. „Die Maler sind alle ein bißchen.." sagte der Kellner entschuldigend zum Wirt und tippte sich an die Stirn. Peter aber war überglücklich: das war der große Tag, der ihm die Sturmleiter anlegte zum Gipfel des Ruhms. Er

würde im Auftrage des Staates malen! Und sein Name würde in der Zeitung stehen! Spornstreichs rannte er zu dem alten Moretti und erzählte ihm die unerhörte Sache; der weinte vor Entzücken: nun trug seine sorgsame Saat Frucht. „Sie sollen sich wundern über ihre Quadratfüße, die Pfefferſäcke!“

„Pscht!“ sagte der Alte erschrocken, „issest ihr Futter und schiltst auf sie?“

„Jawohl!“ rief der Maler, „glauben Sie, ich verkaufte meine freie teutsche Seele um dreißig Silberlinge? Ha! Ich werd' ihnen was malen, den Lavendelseelen, daß sie sich hinter den langen Ohren kratzen sollen!“

Sprach's und lief in Heißglut heim, um allsogleich den Fuß auf die erste Sprosse der neuen Ruhmesleiter zu setzen. Zu Mittag platzte er mit der Nachricht mitten in die friedliche Tafelrunde des Rosenhauses hinein und bewirkte auch richtig, daß über lauter Fragen die Suppe kalt wurde. Als er aber dann wieder in seiner Stube saß, wurd' es ihm klar: er hatte jemanden drüben vermißt — Babetten. Peter Kraft war für gewöhnlich bis zur Lumpigkeit bescheiden und verzichtete darauf, seine Bekannten mit genialischem Augenrollen in den Orkus ihrer Unbedeutendheit

hinunterzuſchmettern. Aber für diesmal wünſchte er dem Mädchen im Scheine ſeines Ruhmes entgegenzutreten; ſie würde daran erkennen, daß nicht er es war, der aufblicken mußte. Sie war durch ihre patriziſche Geburt geadelt, er aber beſaß das Freiherrnwappen des Künſtlers.

Peter Kraft fühlte den warmen Blick Babettens, als er ihr von dem Auftrag erzählte. Das machte ihn froh und ließ ihn roſenrote Träume ſpinnen. Heia! er würde den ſtaunenden Ratsherren ein Meiſterwerk malen — und dann, ja! Denk' an Babetten, Peter Kraft! wollte er ſich bei jedem Pinſelſtrich ſagen; Du ſollſt Dir ein Königreich ermalen.

Alſo fiel er mit Feuereifer über ſeine Arbeit her, ſtand mit der Sonne auf und ſah ſie von ſeinem Zeichentiſch aus untergehen, Tag um Tag, Woche für Woche. Der Sommer verrann. Als das Roſenhaus vor dem nahenden Winter grämlich ſeine Augen ſchloß, war der Maler mit den Entwürfen und Kartons fertig. Die Monate ſanken unter den Horizont, Weihnachten glitt ſtill vorüber — Peter Kraft ſtand auf dem Gerüſt oder vor der Staffelei.

Die Aprilſonne endlich ſchien auf den Maler, der auf dem Belvedere lang ausgeſtreckt lag und

ihr die Arme entgegendehnte. „Wilhelm! Weißt Du, was das heißt: fertig sein? Mensch — ich möchte die ganze Welt abküssen.“

„Nein,“ sagte der Prinz melancholisch, „ich weiß es nicht. Oder doch! Ich bin auch fertig. Mit der Welt nämlich. Pfui Teufel!“

„Oho?“ Peter Kraft richtete sich auf und blickte verwundert zu dem neugeborenen Büßer hinüber. „Was ist das?“

Wilhelm nickte wehmütig. „Sie sollen mir alle gestohlen bleiben, verstehst Du wohl? Die Blonden und die Schwarzen, und die Grünen und die Blauen — alle Farben. Ich will nichts mehr mit den Menschen zu tun haben. Nichts!“ Er bekam sein tragisches Gesicht. „Ach, warum bin ich jemals aus Arkadien fortgelaufen? Es tut nicht gut — die Welt ist ein Raubtierkäfig. Aber ich habe das nun überwunden: hier in diesem sanftsäuselnden Rosenhain will ich mein Leben in der Einsamkeit beschließen.“

„Punktum,“ sagte der Maler, „das ist ein vortrefflicher Gedanke. Und wenn die Nächte nicht mehr so kalt sind, gehen wir wieder hinüber nach Sachsenhausen oder nach Offenbach, gelt?“

Der Prinz lächelte mitleidig und überlegen. „Selbst Seckbach hat keine Reize mehr für einen,

der hinter die niederträchtige Verlogenheit der Welt gekommen iſt."

„O weh!" ſagte Peter wieder, „Dir ſcheinen ſie ein paar ordentliche Hörnlein aufgeſetzt zu haben."

„Es waren ſchon mehr Geweihe — — — Himmel, Hölle! Die Liſi hab' ich mit einem andern erwiſcht. Die Roſa hat mich zum Narren gehalten. Die Betti hat ſich verlobt. Die Tilli . . ."

Peter lachte, mitleidlos, ungeheuer. „Es geſchieht Dir ja ſo recht, Wilhelm. Es geſchieht Dir ja ſo recht!"

„Fang' nicht wieder mit der alten Leier an, Uhu." Der Prinz war ernſthaft ärgerlich. Peter zuckte die Achſeln; was hatte er damals zu Feldbecher geſagt? Wenn ſie ſich einmal aus Ärger von einem andern wegnehmen läßt . . . Der Maler ging nachdenklich heim.

Kurz vor Pfingſten wurde Peter Kraft in den Engliſchen Hof gerufen. Dort komplimentierte ihn der Wirt in das Staatszimmer. Ein ſehr langer, ſehr dünner, ſehr ausgemergelter Herr hüpfte auf Peter zu: der Hofmarſchall des Landgrafen von Homburg. Vor dieſem Geſicht wallte des Malers teutoniſcher Freiheitszorn auf; derartige untertänige Stiefelknechte eines Fürſten

waren ihm in der Seele zuwider. Und zumal einer vom homburgischen Hof! Man erzählte sich, daß der Landgraf einen jungen Kaufmann drei Jahre eingesperrt habe, weil er behauptet hatte: ein Fuchs, der in Homburg in seine Höhle fahre, komme — bei der imponierenden Ausdehnung des Reiches — im Auslande wieder heraus. Peter erinnerte sich zu guter Stunde an diese Geschichte und legte seine Stirn in unheildrohend demagogische Falten.

„Serenissimus haben geruht, Ihre Bilder in allerdurchlauchtigsten Augenschein zu nehmen," sagte der Hofmarschall mit seiner meckernden Stimme.

„Freut mich!" brummte der Maler.

Seine Exzellenz starrte ihn verblüfft an. „Sie meinten?"

„Freut mich!" sagte Peter wieder, diesmal etwas lauter, als unbedingt nötig gewesen wäre.

„Hm — ja — Ihre Bilder haben Serenissimo ausgezeichnet gefallen," fuhr der lange Dürre einigermaßen unsicher fort, „ja — in der Tat; ganz ausgezeichnet."

Der Maler schwieg hartnäckig.

„Es dürfte Ihnen bekannt sein, daß das Schloß in Homburg vor acht Jahren erweitert worden ist."

„Nein.“

„Ja — alſo es iſt erweitert worden ... Sereniſſimus wünſchen nun den neuen Teepavillon ausgemalt zu ſehen, und — ja — wünſchen Sie mit dieſem Auftrage zu beehren.“

„Fällt mir ja gar nicht ein!“ ſagte Peter geſinnungstüchtig.

Der Hofmarſchall war ſprachlos. Was war dies für ein widerborſtiges Individuum? Einen Wunſch Sereniſſimi nicht zu reſpektieren? Unglaublich. In der Tat unglaublich. Seine Exzellenz hatten gar nicht übel Luſt, den Kerl hinauswerfen zu laſſen. Aber es fiel dem Hofmarſchall noch rechtzeitig ein, daß der Landgraf äußerſt ungehalten ſein werde, wenn die Sache nicht zuſtande kam, und die in letzter Zeit ohnehin etwas wackelige Stellung Seiner Exzellenz war dadurch höchlich gefährdet. Seine Exzellenz beſchloß alſo, mildere Saiten aufzuziehen und dem bockbeinigen Menſchen mit Güte beizukommen.

„Es würde aber eine große Freude für Sereniſſimus ſein, lieber Freund.“ Das war die Grenze des Entgegenkommens; aber Peter ſchwieg. „Hm — und es iſt doch eine hohe Ehre für Sie.“ Peter ſchwieg. „Aber lieber Freund — der Landgraf will ja nur Ihr Beſtes!“

„Freilich!“ explodierte der Maler, „aber gerade das will ich für mich behalten!“ Der Hofmarschall geriet in Verzweiflung.

„Aber — mon cher — —“ Er krähte förmlich.

„Reden Sie teutsch!“ brüllte Peter; er fühlte einen schwarz-rot-goldenen Wutanfall nahen.

Da kam Seiner Exzellenz der rettende Gedanke. Vielleicht war die Krapüle auch hier durch Geld zu ködern. „Es würde ganz bei Ihnen stehen, das Honorar zu bestimmen. Wir sind kunstverständig genug, um die Leinwand nicht nach Maß zu bezahlen ...“ Der Maler horchte auf: das war ein Hieb auf die Frankfurter. Der Kerl schien doch nicht so blödsinnig, wie er aussah. „Und im Falle der Zufriedenheit Serenissimi würde Ihnen vielleicht mit einem Titel gedient sein ... landgräflich homburgischer Hofmaler ...“

Peter geriet in einen schlimmen Konflikt zwischen seinem antityrannischen Gewissen und seinen Träumen von Ruhm und — — Peter! wie würde das klingen: Frau landgräflich homburgische Hofmalerin?

„Geben Sie den Wisch her!“ sagte er brummig. Und unterschrieb. Er ging versonnen aus dem Zimmer. Fausts Pakt mit dem Teufel der Despotie! Sein Gewissen pickte; es ist doch immer

das alte Lied — ob sie nun Gretchen heißt oder Babette ...

An diesem Abend saß Peter Kraft in der puppenhaften Apfelweinschachtel, stemmte die Hand gegen das Kinn und grübelte über die Lächerlichkeit der Welt. Er tat das sehr selten, denn seinem wirklichkeitsfreudigen Malerherzen waren solche Gedanken zuwider; er verglich sie mit einem Hunde, der sich in den Schwanz beißen möchte, aber sich nicht ganz so weit umbiegen kann — nun dreht er sich um sich selber und kriegt den Schwanz doch nie zu fassen. Aber wenn Peter Kraft einmal über die Tollheiten des Lebens nachdachte, dann tat er es auch gründlich. Was war das doch für eine Verrücktheit: er, der die Fürsten und ihre Kumpane nur als Laternenpfahlzierden ansah, würde für den Landgrafen einen Pavillon ausmalen und den durchlauchtigen Dank untertänigst aufbuckeln; würde bei den Deckenmalereien sich das Genick verrenken, um Hofmaler zu werden. Und das Wahnsinnigste: wofür? Für ein vornehmes kleines Frauenzimmer, das der Herrgott in seiner spielerischsten Sonntagsnachmittagslaune geschaffen hatte, das er durchaus haben wollte, und das nur einen andern liebte — leider einen andern, der ausgerechnet sein bester Freund sein mußte,

nichts von Babetten wiſſen wollte und doch außer ſich geraten würde, wenn ſie ihm weggenommen würde. Himmel! Dieſer wahnwitzige Gedankenhund wollte in ſieben Schwänze zugleich beißen und drehte ſich deshalb zu gleicher Zeit in ſieben verſchiedenen Richtungen, glotzte ihn mit mondmäßigen Augen an und grinſte gottlos ...

Hoho! wir werden dir helfen, du infernaliſche Beſtie! Sechs von deinen ſieben Schwänzen werden wir dir abhacken: um die Sache kurz zu machen. Erſtens: wenn ich auch für den Homburger Paſcha male, ſo behalt' ich doch meine zollfreien Gedanken. Siehſt du wohl? Proſt, Höllenvieh! Zweitens: was kann ich dafür, daß Babette den Prinzen liebt? Nichts. So komm ich dir den zweiten Schoppen! Drittens: was kann ich dafür, daß der Prinz Babetten nicht mag? Nichts. Mög' dir der dritte gedeihen!

Alſo lag der tapfere Peter als Ritter ohne Furcht und Tadel gegen den dräuenden Gedankenhund zu Felde und hieb humpenſchwingend auf den ſiebenſchwänzigen Knoten los, bis ihm aus dem ganzen Wirrwarr die allerſchönſte Prinzeſſin entzaubert in die Arme fiel. Das geſchah beim ſiebenten Schoppen, und Peter fühlte ſich erhoben, als hätt' er bei jedem Becher mit einer

der Kardinaltugenden Brüderschaft getrunken. Mutig stand er auf und verließ die Walstatt. Aber als er in die frische Nachtluft hinaustrat, spürte er doch, wie sehr der Kampf ihn angestrengt hatte und mußte sich schwer auf seinen Stock stützen.

Er steuerte vorsichtig die Große Friedberger Gasse hinunter und nahm sich unterwegs vor, mit dem Senator ein Wörtlein zu reden über das gefährlich unebene Frankfurter Pflaster. Trotz allen Schwierigkeiten kam er bis an die Ecke der Zeil, stand der Konstablerwache gegenüber, erinnerte sich genau, daß daneben Babettens Haus war und postierte sich ihm gegenüber.

Die Laternen, die an Ketten über der Straßenmitte hingen, waren längst ausgelöscht. Sie waren auch durchaus unnötig, denn der Vollmond schwamm durch die kleinen Frühlingswolken und schien gerade auf die Zeil herunter. An dem Schilderhäuschen vor der Wache lehnte der Posten, hatte den hohen Tschako schief auf dem Kopf und hielt sein Feuerrohr schußbereit im Arm. Und schlief. Peter hörte es über die Straße herüber.

Vom Turme der Katharinenkirche schlug es halb zwölf, und alle die andern Uhren antworteten

getreulich. Dann ſank die ſchlafende Stadt wieder in Schweigen.

Da wurde oben Babettens Fenſter hell. Der Maler traute ſeinen Augen nicht. Aber nein — es war wirklich Licht, und nun ſah er auch einen Schatten hinter den Gardinen huſchen.

„Babette!“ Er erſchrak faſt vor ſeiner Stimme. Alles blieb, wie es war. Auch der Poſten ſchnarchte weiter.

„Babette!“ Das Licht verloſch. Die Vorhänge bewegten ſich ein wenig. Dann wurden ſie zurückgeſchlagen und das Fenſter knarrte ſacht auf.

„Biſt Du verrückt, Peter? Was ſchreiſt Du ſo? Was willſt Du?“ Der Maler verſtand die leiſe Stimme.

„Ich wollte Dich nur fragen, ob Du ſchläfſt. Oh Babette — Du biſt ja im Hemd!“

„Ich hab' doch das Licht ausgemacht ...“

„Dann dreh' nur auch gleich den Mond aus.“

„Schafskopf! War das alles?“

„Ja. Ich wollte Dir nur ſagen, daß ich hamburgiſcher Hofmaler werde. Dann will ich Dich heiraten.“

„Du biſt wohl betrunken.“

„Nur ein ganz kleines bißchen, Babette. Und auch nur, weil ich dem Hunde die vielen Schwänze

Frauenzimmer nichts taugen; zog sich also, so gut es gehen wollte, in die Einsamkeit zurück und suchte bei Schopenhauer die Bestätigung seiner Ansichten. In diesem Sommer wollte er die süßwehmütige Resignation Arkadiens genießen. Dabei blieb es.

Peter dachte im Dahinwandern an den bekehrten Sünder, lächelte ein wenig und sprang über den Straßengraben, um sich ein frischgrünes Zweiglein von der Hecke zu brechen; das sollte von seiner Mütze lustig in die Welt hineinnicken. So trabte er die Friedberger Landstraße hinaus bis an die Warte. Dort standen die rotweißen Grenzpfähle, und links ging es nun durch Hessen nach Homburg. O du liebes Deutschland! In ein paar Stunden lief man quer durch drei Staaten; das wäre für den Politiker in Peter eine unerfreuliche Tatsache und Grund genug zum Räsonnieren gewesen. Aber das Auge des Malers merkte nichts von den spießbürgerlichen Grenzen der Landkarte und sah nur das eine große, wunderschöne, deutsche Land. Vor ihm stieg die fernblaue Wellenmauer des Taunus aus den Wäldern und reckte sich gegen Westen hoch zum Feldberg auf. Und Peter wanderte mit glücklicher Seele durch blumenwiegende Wiesen zu der waldigen

Höhe hinan. Die Lerchen hingen in der sonnigen Luft — heia, singen! Fast hätte er ein Wanderlied begonnen, aber er besann sich noch schnell, daß es möglicherweise unpassend sei, wenn ein zukünftiger Hofmaler singend in die Gemarkung Seiner Durchlaucht einfiele wie ein frecher Star — auch wenn sich diese Gemarkung nur über fünf Geviertmeilen ausdehnte, wie die homburgische. Er legte also sein Gesicht in würdevolle Falten und überschritt hinter Obereschbach mit gehobenen Gefühlen die Grenze.

In Homburg fiel es ihm gar nicht ein, sich im Schlosse zu melden. Er mietete sich dort ein, wo ihm das hübscheste Mädchen die Haustür aufmachte; denn Peter Kraft hielt etwas auf eine schöne Umgebung. Dann ging er auf die Post und ließ seine Habseligkeiten nach der neuen Wohnung schaffen. Es war schon lange her, seit er Homburg vor der Höhe nicht mehr gesehen hatte; kaum konnte er sich darauf besinnen. Und nun, als er durch die freundlichen Straßen des Städtchens wanderte, staunte er darüber, wie vornehm hier alles war. Das machten die sieben heilsamen Quellen bei dem neuen Kurhause, das erst vor drei Jahren gebaut worden war; dort suchten die reichen Engländer ihre Gesundheit

Frauenzimmer nichts taugen; zog sich also, so gut es gehen wollte, in die Einsamkeit zurück und suchte bei Schopenhauer die Bestätigung seiner Ansichten. In diesem Sommer wollte er die süßwehmütige Resignation Arkadiens genießen. Dabei blieb es.

Peter dachte im Dahinwandern an den bekehrten Sünder, lächelte ein wenig und sprang über den Straßengraben, um sich ein frischgrünes Zweiglein von der Hecke zu brechen; das sollte von seiner Mütze lustig in die Welt hineinnicken. So trabte er die Friedberger Landstraße hinaus bis an die Warte. Dort standen die rotweißen Grenzpfähle, und links ging es nun durch Hessen nach Homburg. O du liebes Deutschland! In ein paar Stunden lief man quer durch drei Staaten; das wäre für den Politiker in Peter eine unerfreuliche Tatsache und Grund genug zum Räsonnieren gewesen. Aber das Auge des Malers merkte nichts von den spießbürgerlichen Grenzen der Landkarte und sah nur das eine große, wunderschöne, deutsche Land. Vor ihm stieg die fernblaue Wellenmauer des Taunus aus den Wäldern und reckte sich gegen Westen hoch zum Feldberg auf. Und Peter wanderte mit glücklicher Seele durch blumenwiegende Wiesen zu der waldigen

Höhe hinan. Die Lerchen hingen in der sonnigen Luft — heia, singen! Fast hätte er ein Wanderlied begonnen, aber er besann sich noch schnell, daß es möglicherweise unpassend sei, wenn ein zukünftiger Hofmaler singend in die Gemarkung Seiner Durchlaucht einfiele wie ein frecher Star — auch wenn sich diese Gemarkung nur über fünf Geviertmeilen ausdehnte, wie die homburgische. Er legte also sein Gesicht in würdevolle Falten und überschritt hinter Obereschbach mit gehobenen Gefühlen die Grenze.

In Homburg fiel es ihm gar nicht ein, sich im Schlosse zu melden. Er mietete sich dort ein, wo ihm das hübscheste Mädchen die Haustür aufmachte; denn Peter Kraft hielt etwas auf eine schöne Umgebung. Dann ging er auf die Post und ließ seine Habseligkeiten nach der neuen Wohnung schaffen. Es war schon lange her, seit er Homburg vor der Höhe nicht mehr gesehen hatte; kaum konnte er sich darauf besinnen. Und nun, als er durch die freundlichen Straßen des Städtchens wanderte, staunte er darüber, wie vornehm hier alles war. Das machten die sieben heilsamen Quellen bei dem neuen Kurhause, das erst vor drei Jahren gebaut worden war; dort suchten die reichen Engländer ihre Gesundheit

wieder und schütteten ihre dicken Geldbeutel auf der Pharaobank aus.

Nach dem Abendbrote setzte sich Peter vor ein kleines Kaffeehaus und bewunderte die Spitzenkleider der vorüberschwebenden Damen. Es war ihm neu, daß hier auch die gute Gesellschaft im Kaffeehause saß; in Frankfurt scheute man sich davor, und das Café Parrot am Paradeplatz hatte noch keinen Patrizier gesehen. Freilich: der Magister hatte ihm einmal gesagt, in Berlin seien die Konditoreien fast so wichtig wie die Ministerien, denn dort versammelten sich die geistreichsten Leute (im Gegensatze zu den Ministerien). Davon war der Maler entzückt gewesen und hatte Frankfurt für ein elendes Nest erklärt, in dem sich ein regsames Gehirn am besten in das nächste Mausloch verkriechen müsse. Jetzt saß er nun in der ersehnten kaffeelöffelklirrenden Umgebung — aber von Politik und staatsmännischen Gesprächen war nichts zu spüren. Peter bekam grimmige Augen — natürlich: wo sollte es in diesem Homburg auch freimütige Männer geben? Hier, wo der Landgraf August Friedrich schon seit vier Jahren eine Verfassung versprochen hatte und sich nun eisern dagegen sperrte, dies Versprechen einzulösen? Und für einen solchen Henkersknecht

der Freiheit malst Du? Pfui, Peter! Da war der siebenschwänzige Gedankenhund schon wieder ...

Aber Peter Kraft wußte sich jetzt ein einfaches Mittel dagegen: er fühlte in seine Brusttasche und dachte flugs ein wenig an Babetten. Da konnten ihm die Fledermäuse nichts mehr anhaben. Zugleich fühlte er den sehr erklärlichen Wunsch, irgend jemanden in Frankfurt von seiner glücklichen Ankunft wissen zu lassen, und es war auch durchaus folgerichtig, daß er beschloß, den Brief gerade an Babetten zu schreiben; denn sie hatte ja eigentlich Schuld, daß er in diesem Tyrannenzwinger saß. Also ließ er sich Papier und Feder geben und machte sich an die Arbeit.

Am andern Morgen entschloß sich Peter, dem Hofmarschall seine Aufwartung zu machen; es kam ihn schwer an, aber es mußte sein. Er packte seine Entwürfe zusammen und stieg zum Schloß hinauf. Die Freude, mit der er empfangen wurde, war so unverfälscht, wie dies bei einem Hofmarschall nur irgend möglich ist. Und zum großen Erstaunen des Malers betrachtete der hohe Herr die Skizzen mit ziemlicher Kennerschaft und wählte mit sicherer Hand die besten aus. „Serenissimus haben geruht, die Entscheidung mir zu überlassen. Serenissimus weilen seit kurzem in England."

Gott sei Dank! dachte Peter, dann brauch' ich ihm nicht vorgestellt zu werden; übrigens scheint es, als ob dieser Oberlakai ein ganz gescheites Glied der menschlichen Gesellschaft hätte werden können — wenn er nicht unglücklicherweise auf einem Schlosse geboren wäre. Also verabschiedete er sich mit einiger Sympathie für den Marschall, und auch die Exzellenz sah ihm wohlwollend nach; denn die Exzellenz glaubte allbereits einen günstigen Einfluß der Hofluft auf diesen widerhaarigen Kerl feststellen zu können.

Von jetzt an kommandierte Peter über eine handvoll Arbeiter, die ihm das Gerüst in dem Pavillon aufschlagen mußten. Er fand den Raum erfreulich gut gegliedert, und nach einer Woche stand er im weißen Kittel da und malte an dem ersten Bilde: dem Prinzen von Homburg, Sieger von Fehrbellin. Es war ein mühseliges Arbeiten, und die landgräflichen Wände hörten manchen gutbürgerlichen Fluch. Der Kalk, Himmel, Hölle — der Kalk! Was nützte die beste Idee, wenn die Farbe auf dem infernalischen Kalk anders auftrocknete? Er probierte, tünchte, mauerte, manschte — bis endlich der richtige Weg gefunden war. Das hatte allerdings zur Folge, daß nach vierzehn Tagen von dem kostbaren Rosenholz-

eſtrich nichts mehr zu ſehen war; aber Peter bemerkte das mit grimmigem Vergnügen: der Landgraf ſollte nur zahlen.

Ende Juni kam ein Brief von Babetten. Der Maler war ob dieſes unerhörten Ereigniſſes ſo ſelig, daß er an dieſem Tage nicht zum Schloſſe hinaufging, ſondern in der Kurpromenade ſich der Reihe nach auf jede Bank ſetzte und auf jeder den Brief noch einmal durchlas. Es war ein kleiner hellblauer Bogen, und oben in der Ecke ſaß eine weiße Taube in einem Blumenſtrauß; dann begann die zierliche Schrift.

Lieber Peter!

Über Deinen Brief aus Homburg habe ich mich ſehr gefreut. Du biſt ein unverſchämter Menſch, indem Du mir das Strumpfband nicht wiedergegeben haſt, welches ich doch nur im Finſtern und aus Verſehen erwiſcht hatte. Und Du wirſt ſchon ſehen, wenn Du wiederkommſt.

Bei uns iſt alles ungeändert. Wilhelm lebt ſehr zurückgezogen und ſtudiert mit dem Magiſter als in Geſchichtenbüchern, welche jedoch überaus langweilig ſind. Ich hoffe, daß

es Dir gut geht. Herzlichste Grüße von uns allen, auch von Deiner Freundin

Babette.

Nachschrift: Unser Handpferd hat das Bein verrenkt.

Jedes Wort dieses Briefes legte Peter auf die Goldwage. „Lieber ...“ schrieb sie; das war vielsagend. Aber eigentlich — was hätte sie anderes sagen sollen? Und dann: „Deine Freundin“; für gewöhnlich lautete ja wohl der Schluß: Deine Dichliebende Freundin. Dichliebend war sie also nicht. Man konnte verrückt werden dabei.

Hier mußte Klarheit geschaffen werden.

Und zwar sofort!

Der Maler rannte nach Hause, zog den schwarzen Frack an und legte die seidene Halsbinde um. Dann lief er zu dem Hofmarschall, schob den Diener, der ihn meldete, kurzerhand beiseite und platzte in das Zimmer Seiner Exzellenz. Der alte Herr war ihm wegen seiner heiteren Unbekümmertheit und seines Fleißes gewogen — also blickte er ihm beinahe menschlich entgegen und setzte sich sogar über die unerhörte Etikettverletzung hinweg.

„Ich will heiraten, Exzellenz!“

„Das freut mich aufrichtig,“ sagte der Marschall

mit feinem Lächeln, „kommen Sie deshalb zu mir? Sie ſehen aus, als ob Sie das allein beſorgen könnten.“

„Sonſt — ja. Aber es iſt ein verzweifelter Fall. Sie iſt ein vornehmes Frauenzimmer. Ich bin nichts ...“

„Doch!“ ſagte der Marſchall mit ehrlichem Reſpekt, „Sie ſind ein Genie. Ich weiß, was Sie ſagen wollen: das hat in dieſem Falle keinen Wert.“ Er ſtrich ſich über die kahle Stirn und lächelte wieder. „Ja, ja, die Frauenzimmer; man weiß das ... Sie wollen mich daran erinnern, daß ich Ihnen einen Titel verſprochen habe, nicht wahr? Ich werde Ihnen morgen das Dekret mit Ihrer Ernennung zum Hofmaler ſchicken. Bitte, bitte! Das iſt ja ſelbſtverſtändlich. Nur um eins möchte ich Sie erſuchen: heiraten Sie erſt, nachdem die Bilder im Pavillon fertig ſind.“

„Natürlich!“ ſagte Peter erſtaunt. „Aber warum?“

„Weil — ja — wiſſen Sie, lieber Kraft, damit iſt es ſo eine eigene Sache. Glauben Sie mir: ich habe in meinem langen Leben viele begabte Leute kennen gelernt; es war wohl auch hier und da einer darunter, der ein Genie geweſen wäre, wenn er dazu Zeit gehabt hätte. Und was meinen

Sie wohl? sobald die Kerle heirateten, war's aus. Einfach aus. In der Tat. Liebe: gut! Heirat: nein! Der Vogel Phönix ist auch Junggeselle. Womit ich nicht sagen will, daß alle Junggesellen Genies sind; zum Beispiel: ich. Na ja — wenn ich ein Genie wäre, wär' ich auch nicht Hofmarschall, unter uns gesagt. Ich weiß sehr wohl, daß es nicht hübsch von mir ist, wenn ich Ihnen das alles erzähle. Aber es liegt mir sehr am Herzen, daß die Bilder so fertig werden, wie sie angefangen sind; und ich fürchte eben, daß Ihre Heirat nicht gerade dazu beitragen würde. Ein Genie, dem Ehe gut bekommt, wird alle tausend Jahre nur einmal geboren. — Aber ich schwätze da griesgrämiges Zeug, verzeihen Sie dem alten Manne; also: morgen sind Sie Hofmaler, und wenn Sie hier bei uns fertig sind, heiraten Sie in Gottesnamen. Ich wünsche Ihnen möglichst viel Glück. Werde mich unterweilen auf ein Patengeschenk besinnen, gelt?" Er winkte freundlich. Peter wirbelte davon.

Zu Hause zog er sein steifes Hofkleid aus und fuhr in eine bequeme Joppe. Zum Denken gehört Ungeniertheit, und wenn sich einer sein Leben zurechtzimmern will, muß er die Arme frei haben. Dann zog er den Lehnstuhl ans Fenster, brannte

ſich eine Pfeife an, wie er dies in beſonders glücklichen Stimmungen zu tun pflegte, und begann ein unerhörtes Luftſchloß zu bauen; an das Burgtor nagelte er ein goldenes Schild mit ſilbernen Buchſtaben: Peter Kraft, Hofmaler.

Schließlich holte er ſeine geſtickte Schreibmappe herbei, legte ſie auf ſeine Knie und fing an, einen Brief an Babetten zu ſchreiben. Den Brief. Es wurd' ihm ſonderlich feiertäglich und wehmütig ums Herz. Denn dieſer Brief ſollte der Paß in ein neues, glückliches Land ſein.

Homburg vor der Höhe,
den 28. Junius 1842.

Liebe Babette!

Ich bitte Dich, dieſen Brief zu leſen, wenn Du allein biſt und Ruhe haſt; denn Du ſollſt ihn mit Ernſt leſen. Meine Bilder haben hier ſehr reüſſiert, und ich bin nun landgräflich homburgiſcher Hofmaler geworden. Jetzt brauch ich nicht mehr vor den Regierenden in Frankfurt zu buckeln, denn ich bin jetzt auch was. Wenn ich an mein bisheriges Leben denke, ſo muß ich ſagen: es iſt alles gut geweſen. Wer hätte dem Kinde meiner Mutter prophezeien mögen, daß es einmal zu ſo großen

Ehren kommen würde, und so jung? Aber wir laufen alle auf den sonderbaren Pfaden eines unerkennbaren Schicksals, und diese Pfade führen oft zu wunderlichen und wunderbaren Zielen. Wir werden an den Anfang gestellt und dann sagt uns einer: nun geh Deines Weges! Aber daß es auf dieser Straße neben holdseligen Blumenwiesen auch gebrechliche Brücken gibt, die über Abgründen schwanken — das sagt uns keiner, und wenn wir es nicht aus eigener Kraft merken, kann es leicht geschehen, daß wir einen Fehltritt tun; dann stürzen wir von unserer Bahn, wie der griechische Phaeton, und es ist bitter schwer, wieder zu den Höhen hinaufzuklimmen. Es kann einer sein Leben damit verbrauchen — und steht dann doch nur wieder oben, um zu sterben. Mir ist's bis zu dieser Stunde geglückt, den wegverfehlenden Schritt zu meiden, denn ich habe einen wackeren Stab: meinen Willen zur Höhe. Er ist fest und sicher, und es können sich auch zwei darauf stützen.

Liebe Babette, Du mußt nicht glauben, daß es Spaß von mir war, als ich Dir damals in der Nacht zum Fenster hinaufsagte, ich wollte Dich heiraten. Du hast nicht nein gesagt, aber auch nicht ja. Und ich habe deshalb immer

geglaubt, Du wäreſt Dir ſelber noch nicht klar über Dein Herz, und ich könnt' es mir verdienen. Deshalb hab' ich mich ſo angeſtrengt, es war nur Deinetwegen, und Du mußt mir jetzt zugeben: ich hab' es gut weitergebracht. Wie ſehr ich Dich lieb habe, kann ich Dir nicht ſo ſchreiben; andere können es, habens vielleicht auch nötig. Aber Du wirſt es ſchon wiſſen, Babette. Deshalb frage ich nun: willſt Du mich?

Du ſollſt mir nicht antworten. Denn ich muß erſt hier fertig ſein, wie es der Hofmarſchall wünſcht, der zwar eine Exzellenz, aber ſonſt ein ganz verſtändiger Mann iſt. Aber wenn ich dann wieder nach Frankfurt heimkehre, will ich mir Deine Antwort holen, Frau Hofmalerin. Bis dahin verbleibe ich in herzlicher Liebe

Dein Peter.

Nachſchrift. Hoffentlich iſt Euer Handpferd wieder geſund. Hier ſchicke ich Dir auch Dein Strumpfband wieder. Ich weiß nicht, warum ich es tue, aber es iſt mir ſo danach.

Der Maler war ſehr ernſt geworden über dieſem Briefe, und als er geendet hatte, ſaß er lange nachdenklich am Fenſter. Draußen ſangen die

Amſeln im Abendlichte, und über den Waldbergen des Taunus lag ein goldwarmer Schleier. Noch halt' ich mein Schickſal in der Hand, dachte Peter; aber morgen nicht mehr. Dann haſt Du's, Babette van Hees ...

Fort mit den Träumen! Arbeite! Arbeite Dich Deinem Glück entgegen!

Nun ſtand Peter Kraft wieder vom morgen bis zum abend auf dem Gerüſt, und ſein Werk wuchs ihm unter den Händen. Als die Erntewagen hereinſchwankten, konnt' er ein Ende abſehen.

Und als der Herbſt ſeine rotgelbe Glut über die Wälder goß, da ſchrieb der Maler an ſeine Mutter: in vier Wochen ſei er daheim, hei!

Dann kam der Tag, an dem er zum letzten Mal in die Gartenvilla des alten Hofmarſchalls ging. Die bedachtſame Exzellenz entließ ihn mit herzlichen Wünſchen.

Und am andern Morgen wanderte der Hofmaler Peter Kraft, beide Taſchen voll guter preußiſcher Talerſcheine, den gleichen Weg zurück, den er vor vier Monaten als ſimpler Herr Kraft heraufgekommen. Die Straße war hartgefroren, und an den Bäumen glitzerte der erſte Rauhreif. Und obwohl jetzt keine jubelnde Lerche mehr im Blau hing, konnte der Maler doch ſein glückliches

Herz nicht halten und ſang luſtig in die froſthelle Welt hinein. So wanderte er ſeiner lieben freien Stadt Frankfurt entgegen.

Es war ein fröhlicher Empfang, als er im Abenddunkel auf dem Röderberg ankam. Mutter Kraft war gewaltig ſtolz auf ihren Sohn und fragte ihn genau über alles aus, was er in Homburg erlebt hatte. Das war nicht eben viel, und er fand darum noch Zeit, nach dem Abendbrot in das Roſenhaus hinüberzugehen. Dort waren die Dinge in ihrem gewohnten Geleiſe weitergelaufen, und Frau Seraphine rüſtete ſich bereits für den Umzug nach der Stadt.

Wilhelm ſaß ſtill bei der Unterhaltung, lächelte ein wenig und warf wohl einmal ein heiteres Wort dazwiſchen. Aber im übrigen merkte Peter, daß der Prinz den eleganten Allerweltskerl gründlich abgelegt hatte. „Du haſt eine zerleſene und büchergelehrte Stirn bekommen," ſagte der Maler. „Glücklicherweiſe!" antwortete Wilhelm.

Den ganzen Abend lag Peter die Frage auf den Lippen: wie es Babetten gehe. Aber er hielt ſie zurück, denn er fühlte, daß er rot werden würde dabei. Endlich wünſchte er eine gute Nacht. Feldbecher und Wilhelm begleiteten ihn durch den Garten zur Pforte. Da fragte er nach dem

Mädchen. Wilhelm hatte die Hände in den Taschen und lehnte am Zaun; er sagte: „Je nun — sie ist wie immer. Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt. Aber glücklich scheint ihre Seele nicht; wer wollte sagen, ob sie liebt? Mir war der Funkelkram von je zuwider und ist es jetzt nicht minder als früher."

„Du hast ihr immer Unrecht getan," sprach Feldbecher kopfschüttelnd. „Peter und ich — wir kennen sie besser. Man muß sich nur Mühe geben, sie zu verstehen; sie ist eine von denen, die Krieg und Frieden im Gewande tragen."

„Freilich. Wenn sie am Hofe des vierzehnten Ludwig gelebt hätte — sie wär' imstande gewesen, zu ihrem Vergnügen Europa ein wenig anzuzünden. Meinetwegen. Feldbecher und Du, ihr habt ja immer eine Schwäche für sie gehabt."

Der Magister sah den Maler an. Der Maler sah den Magister an. Es war ein verlegenes Schweigen.

„Na ja — und Du wirst sie ja nun wohl heiraten, Peter?"

Der zögerte; und sagte endlich: „Es ist möglich, daß ich es versuche. Warum machen Sie so große Augen, Feldbecher?" Der Magister spürte: hier wollte sich die Wagschale eines Lebens neigen; ein

Rat konnte schwere Verantwortung bringen. So sagte er mit sokratischer Weisheit: „Heirate oder nicht — Du wirst es bereuen."

Nach einer Woche begleitete Peter den Prinzen zur Stadt hinunter. „Sie weicht mir aus," sagte er traurig, „und jetzt schließt das Rosenhaus seine hellen Fenster vor dem Winter und schlägt mir eine Planke vor die letzte Möglichkeit: sie bei Euch zu sehen."

„Dann warte, bis der Frühling kommt."

Da blieb der Maler stehen und legte Wilhelm die Hand auf die Schulter. „Mensch! Dein Herz ist kühl wie eine Hundenase. Du hast Dein Tag nicht geliebt, sonst könntest Du nicht solchen Unsinn schwätzen. Aber wir werden einen Weg finden. Jawohl!"

Also überlegte Peter, und fand den Weg. Am Sonntag zog er in feierlichem Schwarz zu dem Haus auf der Zeil und hatte zum ersten Mal in seinem Leben einen Zylinderhut auf. Er ist das Ordenszeichen der Reaktionäre und — der Bräutigame, pflegte er von diesem Möbel zu sagen. Jetzt tat er's auf.

Und saß wartend in der guten Stube. Van Hees kam herein und sah ihn mit herzlicher

Freude. „So feierlich, Herr Hofmaler? Willst Du mich zum Frühschoppen in den Ratskeller abholen? Wir gehen zusammen!“

„Nein!“ sagte Peter mit wehmütiger Ironie über den Ahnungslosen, „so wichtig ist es nicht. Ich wollte Sie bloß fragen, ob Sie etwas dagegen haben, wenn ich Ihre Tochter heirate.“

Van Hees sank in einen Stuhl und starrte den Maler an.

„Das war gerade heraus!“ sagte er endlich. „Aber schließlich hast Du recht: wozu viele Worte? — — — Also: meinetwegen; wenn sie damit einverstanden ist, he?“

Peter zuckte kläglich die Achseln. „Ich weiß nicht. Ich habe noch nicht mit ihr darüber gesprochen.“ Da schaute der Ratsherr eine Weile fassungslos zu ihm hinüber und begann dann zu lachen. „Peter! Malmensch! Du bist ja zweitausend Jahre zu spät geboren! Oder glaubst Du: die Mädel würden auch heute noch verkauft?“

„Nein,“ sagte der Maler, „gerade deshalb bin ich ja zu Ihnen gekommen. Ich hab' sie nämlich seit vier Monaten nimmer gesehen. Aber ich dachte: daheim müßt' ich sie finden.“

„Ich will sie holen!“ sagte van Hees und ging hinaus. Dieses Drauflos gefiel ihm.

Babette kam in die Stube, ohne den Vater. Sie war blaß und unſicher.

„Haſt Du meinen Brief bekommen, Babette?“

„Ja.“

„Nun?“

Sie ſchwieg und ſah ihn traurig an. Über dieſem Blick lief ein Sprung mit wehem Singen durch das hochherrliche gläſerne Schloß, das Peter aus ſeinen Wünſchen in die Luft gebaut hatte.

„Nun?“

„Ich habe ſehr geweint bei dem Briefe, Peter. Warum muß uns beiden ſo großes Herzeleid geſchehen?“

Der Maler ſtand auf und ging geſenkten Hauptes zur Tür.

Babette ſah ihm nach. „Ich kann nicht helfen. Mir nicht und Dir nicht. Irgend ein blaßblondes Lieschen oder Gretchen ließe ſich wegnehmen. Ich kann's nicht. Peter! Geh nicht ſo fort. Ich hab' Dich lieb. Aber — anders. Wir ſind zuſammen erwachſen wie Bruder und Schweſter. Und das wollen wir bleiben. Gib mir Deine Hand darauf.“

Er hielt ihre Hand und ſah ſie ſchmerzlich an. „Es hat doch keinen Zweck, Babette ...“

Da traten ihr in heißem Weh die Tränen in

die Augen. „Dann will ich die roten Rosen meiner Liebe zu einem Strauße binden und will ihn hüten bis an den Tod. Und ich will die welken Blumen mit in mein Grab nehmen.“

„Leb wohl, Babette.“ Er ging.

Die schöne Babette van Hees saß noch am Fenster und weinte bitterlich.

Der Winter ſchritt hart über das Land. In dem Haus am Mainkai arbeiteten ſie Weihnachten entgegen, von morgens bis abends, Tag um Tag. So ließ ihnen die Geſchäftigkeit kaum Zeit, ſich über Peters Fernbleiben zu wundern. Nur abends, wenn die Lampe ihr ſanftes Licht über den großen runden Tiſch breitete, ſprachen ſie manchmal von ihm. Van Hees hatte die Geſchichte erzählt; er ſagte auch, daß Babette darunter litte. Wilhelm ſchwieg wie die Nacht.

„Ein Frauenzimmer!“ ſagte der Magiſter einmal zu ihm, als ſie allein waren, „ein Frauenzimmer — es fehlt mir jedes Beiwort. Sollte man's denken!“

Der Prinz war nachdenklich. „Es iſt eine merkwürdige Geſchichte. Faſt könnte man Reſpekt vor ihr bekommen: ſie weiß, was ſie will. Und wer behauptet, daß ſie nicht ſchön und begehrenswert

ſei? Ich tue mir manchmal leid, daß ich ſie nicht lieben kann ... Aber hören Sie, Feldbecher, ich komme nicht darüber weg: Peter hat Ihnen ja wohl erzählt — wie — er — er — ſich damals unter die Eiſenräder warf! Es gibt ſolche — wie nennt man es gleich? wenn einer unverſehens in ein Raſiermeſſer greift und ihn der ſtechende Schreck packt ... da reißt ihm etwas im Gehirn, und es fällt ein entſetzliches Grauen vor allem Schneidenden über ihn, ſo daß er beim bloßen Anblick eines Meſſers zuſammenfährt und davonrennt. Haben Sie von dieſen Gehirnkrankheiten gehört? So geht es mir mit Babetten."

Der Magiſter hob die Schultern. „Solche Eindrücke verlieren ſich mit der Zeit; es ſind nun ſchon vier Jahre her —"

Wilhelm ſagte nichts. Er dachte daran, daß er doch einmal auf den Röderberg gehen müſſe, um nach Peter zu ſehen. Aber tagsüber ließ ihm das Geſchäft keine Zeit. So machte er ſich eines Abends auf den Weg. Draußen heulte der Schneeſturm das Maintal herunter und ſchlug ihm naſſe Flocken ins Geſicht, rüttelte an dem klappernden Türlein der Handlaterne und wollte das Licht ausblaſen. Wilhelm arbeitete ſich ihm entgegen und fand in der unheimlich dunklen Nacht kaum

den verwehten Weg. Wie eine ſtählerne Mauer baute ſich die Finſternis rings um den Lichtkreis der ſchwankenden Laterne. Endlich ſchimmerte ein helles Fenſter durch den Flockenfall.

Peter riegelte die Haustür auf und ſah verwundert auf den Freund. „Der Schneemann kommt durch die Nacht.“ Er zog Wilhelm in die Stube.

„Nein,“ ſagte der, „ich komm' als Weihnachtsmann: ich will Dir ſagen, daß wir Dich am heiligen Abend erwarten.“ Er hing den ſchneeſchweren Mantel an den Ofen.

„Das geht nicht. Ich muß daheim bleiben — was ſollte meine Mutter ſagen?“

„Lieber Peter, die könnte ja mitgehen. Aber Du lügſt ſchrecklich. Du willſt Babetten nicht treffen.“ Der Maler ſah unſicher an ihm vorbei. „Ich kann das wohl verſtehen — und trotzdem muß ich mit Dir darüber zanken. Was? Kannſt Du's ändern? Nein! Warum mußt Du Dich ſo vergraben?“

„Das tu ich nicht,“ ſagte Peter mit wehmütigem Lächeln, „aber ich wollte nun einmal keine Geſichter ſehen, die mich daran erinnern. Ich bin auf niemanden böſe, am allerwenigſten auf Babetten. Aber es muß erſt vernarben. Freilich — wenn man ſtets allein iſt, geht ſo etwas lang-

ſam; das hab' ich ſchon nach den erſten ſchlimmen Tagen gemerkt. Und deshalb bin ich auch in der letzten Zeit faſt jeden Abend fortgeweſen — was meinſt Du, wo?" Er machte ein geheimnisvolles Geſicht. „In der Apfelweinſchachtel!"

„Das iſt vernünftig," ſagte Wilhelm, „denn wie heißt der Vers?

Plagt dich Liebe, trinke Wein!
Dann ſchläft der loſe Amor ein."

Peter ſchüttelte den Kopf. „Nein. An den loſen Amor darfſt Du nicht denken; das war ſchon mehr. Ein Glück, daß mir der liebe Gott ein dauerhaftes Rückgrat mit auf den Weg gegeben hat; andere wären vielleicht zerbrochen darüber — aber laſſen wir das. Die Toten ſtehen nicht mehr auf. — — Nein, ich bin dort in eine Tiſchrunde hineingeraten, die nach meinem Herzen iſt. Ich mache mir manchmal Gedanken über uns beide. Jeder Menſch wird mit Ikarusflügeln geboren; aber etwelche haben den Warner in ſich, der ihnen ſagt: ſchwanke nicht zwiſchen Himmel und Hölle auf und nieder, ſondern fliege gerade Deine Bahn. Du haſt den Warner nicht, Wilhelm. Wenn ich denke, mit welchen Rößelſprüngen Du auf dem Schachbrette des Lebens umhertaumelſt! Du haſt nach Tyrannenblut gelechzt, Du biſt

reaktionär gewesen, Du hast Dich durch alles durchgeliebt, was langes Haar und Schürzen trägt, und hast Dich wieder in deine Büchereinsiedelei zurückgeflüchtet. Aber ich bin geblieben, der ich war. Meine Malerei hab' ich mit auf die Welt gebracht; was ich dazugelernt habe, ist nur Handwerk. Und ich habe als Dreizehnjähriger das Bild des edlen Sand über mein Bett gehängt — es ist noch heut an seinem Platz. Ich sage Dir: es sind nicht die Schlechtesten, die gleich mir das Werden für die Freiheit auf ihr Banner geschrieben haben. Und endlich haben wir uns gefunden zum gemeinsamen Werke, eben in der Puppenschachtel. Verstehst Du, Wilhelm?"

Der Prinz wiegte lächelnd den Kopf. „Zum gemeinsamen Werke? Mich deucht, das heißt: zusammen die Beine unter einen Tisch strecken, eine gehörige Quantität Apfelwein beseitigen, und sich die Köpfe heiß reden."

„Das scheint so. Aber in Wahrheit tragen wir Stein um Stein zusammen für den Tempel der Freiheit. Wilhelm! Es muß alles vorbereitet werden, und je größer eine Sache ist, desto größer muß die Vorbereitung sein. Einen Regenwurm kannst Du mit dem Fuße zertreten, aber zum Kampf mit dem Drachen mußt Du Dir ein gutes

Schwert schmieden. Wie war's damals vor zehn Jahren? Die fünfzig hitzigen Köpfe, die von der Heidelberger Burschenschaft herüberkamen in einem plötzlichen Revolutionsrausch — die haben nichts ausrichten können; die Hauptwache haben sie gestürmt und die Glocken geläutet! Und als diese Staatsaktion vorbei war, wurden sie arretiert. Es ist traurig und grotesk zugleich: mit einem Zwirnsfaden wollten sie die jahrtausendstarke Despotie erdrosseln. Aber wir — wir bleiben im Verborgenen, warten auf den Tag des deutschen Frühlings und weben, weben an dem Leichentuch der Fürstenherrschaft, still und geduldig —"

„Eine passende Arbeit für den Herrn Hofmaler!"

„Haha! Es hat sich ausgehofmalert, Wilhelm! Das war nur ein Pakt mit dem Teufel, Du weißt warum. Aber jetzt! In meiner ersten Begeisterung wollt' ich dem Landgrafen seinen Wisch zurückschicken; aber die Brüder haben mir mit Recht gewehrt: es würde den Henker nur aufmerksam machen."

„Da seid Ihr besonnene Leute," sagte der Prinz nachdenklich, „das gefällt mir nun. Aber eins muß ich Dich fragen, Peter: wo steuert ihr hin?

Wenn Ihr den Thron stürzen wollt — auf Trümmern ist nicht gut wohnen."

„Wir sehen das künftige Deutschland als mächtige Republik. Einer für alle, alle für einen. Komm' einmal mit, Wilhelm! Sie werden auch Dich mit ehrlichem Handschlag begrüßen. Ich will ihnen sagen, daß Du nicht einer von den Unseren bist, aber ein aufrechter Gesell und verschwiegen."

„Ja, das kannst Du ihnen sagen. Ich komme."

„Und ich," sprach Peter, „ich werde am heiligen Abend bei Euch sein. Warum soll ich mich vor den Toten fürchten? Meine Liebe gilt jetzt Deutschlands Zukunft."

Weihnachten ging vorüber. Peter war Babetten am Mainkai nicht begegnet.

Der Januar begann, und eines Abends holte der Maler den Freund ab. Sie gingen durch die Fahrgasse und die Große Friedberger Gasse nach der Apfelweinschachtel. Der Schnee knirschte unter ihren Schuhen, und über der Stadt spannte sich ein mitleidslos kalter Sternhimmel. Von der Peterskirche schlug es Neun.

Aus der Gaststube schlug ihnen die heiße Luft

entgegen, und um die Öllampe an der Decke hing der Tabaksqualm in Schwaden. An dem großen dunkelbraunen Tisch in der Ecke saßen die Genossen und riefen den Kommenden ein lautes Halloh entgegen. Denn es war Montag und in der Stube war kein Gast außer ihnen. Peter zog Wilhelm heran. Oben am Tisch lehnte ein breitschultriger Riese in seinem Stuhle. Er schwenkte zur Begrüßung seine Tabakspfeife, daß die schwarz-rot-goldenen Troddeln baumelten, und dröhnte mit seinem Baß einen Guten Abend. Dann nannte Peter die Namen: Bunsen, Mack, Müller — und wie sie alle hießen.

„Sie kommen zur guten Stunde!" sagte der baßgewaltige Bunsen, „wir sind heute unter uns Mädchen — haha! — außer dem sogenannten Hammelbein, welcher hier den Wirt spielt und übrigens ein guter Republikaner ist, gelt, Alter?" Der dienerte hinter dem Schanktisch. „Wir sind lauter ehrliche Kerle, und Sie brauchen keine Sorge zu haben, daß der Senator König etwas erfährt. Nein, das brauchen Sie weiß Gott nicht, gelt?"

„Nein!" rief die respektable Runde.

Unterweilen langte Peter aus seiner Tasche die freiheitsbetroddelte Pfeife heraus. „Und das

für, daß mein Freund Wilhelm auch ein ehrlicher Kerl ist, bürg' ich mit meinem Kopf." Er stand auf und zündete den Fidibus an der Lampe an. „Und jetzt — paff paff — wollen wir die Bundestagsverhandlungen beginnen; wer hat etwas auf dem Herzen?"

„Ich!" rief der kleine Müller mit seiner hellen Stimme, „buchstäblich! Schaut her!" Er zog zwischen Hemd und Weste ein paar gedruckte Blätter hervor. „Da hab' ich etwas besonders Kostbares. Wenn das die Polizei erwischt, schnobern sie mir mein Lebtag in der Wohnung herum. Es ist die berühmte Rede, die der mannhafte Siebenpfeiffer anno Zweiunddreißig auf dem Hambacher Fest gehalten hat."

„Silentium!" dröhnte Bunsen, „der Müller wird die Rede vorlesen. Hammelbein — an die Türe!"

Also erhob sich der kleine Müller und begann zu lesen. Die andern saßen breit und selbstbewußt, stemmten die Ellbogen auf den Tisch und pafften sich gegenseitig den Rauch ins Gesicht. Nun sprudelte ein unerhörtes Feuerwerk von Freiheitsfunken über die Runde. Die zündende Brandrede, die schon vor zwölf Jahren fünfundzwanzigtausend deutsche Herzen entflammte, hatte nichts

Hingebung den zweiten Vers — der genau ſo lautete, wie der erſte. Als ſie aber den dritten beginnen wollten, ſprach das Auge des Geſetzes: „Im Winter gibt es keine Fliegen, meine Herren ...“

„Wenigſtens ſind ſie ſehr ſelten,“ ſagte Peter ſachlich.

„Sie ſind ſehr luſtig, meine Herren!“ Das klang einigermaßen argwöhniſch. Aber Bunſen meinte mit Seelenruhe: „Das müſſen wir auch, Herr Wachtmeiſter, denn wir feiern den Geburtstag des Kaiſers Nero.“

„Nero?“ fragte der Poliziſt unſicher, „unter den gegenwärtig regierenden Bundesfürſten gibt es keinen dieſes Namens. Ich will nicht hoffen, daß Sie mit dem Auslande —“

„Was denken Sie?“ Bunſen war ſehr gekränkt. „Aber ich erinnere Sie daran, daß heute der zwanzigſte Januar iſt.“

„Ja?“ Der Mann war noch immer mißtrauiſch.

„Nun — es wird Ihnen bekannt ſein, daß der Kaiſer Nero am zwanzigſten Januar des Jahres Fünfundvierzig vor Chriſti Geburt den erſten Kreuzzug zum heiligen Grabe unternommen hat!“

„Wenn es ſchon ſo lange her iſt, kann man nichts dagegen einwenden,“ ſagte der Wachtmeiſter be-

ruhigt. „Wünsche allerseits guten Abend!“ Er ging. „Eine verrückte Gesellschaft!“ brummte er auf der Straße zu seinem Kameraden, „wie das johlt!“

Seit diesem Abend saß Wilhelm öfter an dem aufgeregten Tisch in der Krawallschachtel. Denn er sah, daß Peter recht hatte mit seinem Worte: es seien lauter gute Kerle. Freilich — mittun konnte er bei ihren blutrünstigen Gesprächen nicht und war deshalb ein schweigsamer Gast. Der Maler merkte das und versuchte nicht, ihn zu bekehren; er war der Ansicht, daß in dem Prinzen das Patrizierblut allzu mächtig sei, und achtete es schon als erfreuliches Zeichen, daß Wilhelm überhaupt in dieser Gesellschaft verkehren mochte. Die Freunde waren sich über der Politik wieder näher gekommen und gingen oft zusammen durch die winterlichen Felder nach Bornheim oder nach der Gerbermühle, um ungestört disputieren zu können. „Es wundert mich manchmal,“ sagte der Prinz, „daß ich jetzt den Strömungen unserer Zeit so nahe getreten bin. Früher hätt' ich das nicht getan und hab' über Deinen Eifer gelächelt.“

„Mich wundert es nicht,“ erwiderte der Maler, „denn es ist kein Zufall, sondern der Geist der

Zeit trägt sein politisches Gepräge immer deutlicher zur Schau. Die geruhigen Jahrzehnte, in denen der deutsche Bürger glücklich war, wenn er sich eine loyale Schlafmütze über die Ohren ziehen und in seinem Lehnstuhl Kaffee trinken durfte, sind vorbei. Wenn einer mit Maleraugen in die Welt schaut wie ich, dann sieht er mancherlei Anzeichen dafür. Auch in den Äußerlichkeiten des Lebens. Sieh Dir die Mode an! Die Blümelein und die Vögelein auf den Frauenkleidern verschwinden, ein ernster Klang kommt hinein. Der liebe, lustige, bunte Frack — wer trägt ihn noch? Die Väter, ja, die an der guten alten Zeit hängen — aber die Jüngeren? Alles wird freier und formsamer. So komisch es klingt: man sieht's an den Hüten! Der steife Zylinder kommt aus der Mode, der breitkrämpige weiche Filz taucht auf. Ich sage Dir: der letzte Zylinder wird von der Faust eines Barrikadenmannes eingetrieben werden!"

Wilhelm lachte. Peter blieb stehen und deutete einer alten Frau nach.

„Die da! Früher hätte sich niemand etwas dabei gedacht, daß die Armen ihr mühsam gesammeltes Holz meilenweit nach Hause tragen. Aber heute will das Gewissen der Menschheit

erwachen, und jeder Funke, der aus diesen Aschen herauskniſtert, kann in das große Pulverfaß ſpringen, auf dem wir leben. Wie viel Brennſtoff einer künftigen Revolution tragen die Armen mit dieſen Prügeln zuſammen?“

Zeit trägt sein politisches Gepräge immer deutlicher zur Schau. Die geruhigen Jahrzehnte, in denen der deutsche Bürger glücklich war, wenn er sich eine loyale Schlafmütze über die Ohren ziehen und in seinem Lehnstuhl Kaffee trinken durfte, sind vorbei. Wenn einer mit Maleraugen in die Welt schaut wie ich, dann sieht er mancherlei Anzeichen dafür. Auch in den Äußerlichkeiten des Lebens. Sieh Dir die Mode an! Die Blümelein und die Vögelein auf den Frauenkleidern verschwinden, ein ernster Klang kommt hinein. Der liebe, lustige, bunte Frack — wer trägt ihn noch? Die Väter, ja, die an der guten alten Zeit hängen — aber die Jüngeren? Alles wird freier und formsamer. So komisch es klingt: man sieht's an den Hüten! Der steife Zylinder kommt aus der Mode, der breitkrämpige weiche Filz taucht auf. Ich sage Dir: der letzte Zylinder wird von der Faust eines Barrikadenmannes eingetrieben werden!"

Wilhelm lachte. Peter blieb stehen und deutete einer alten Frau nach.

„Die da! Früher hätte sich niemand etwas dabei gedacht, daß die Armen ihr mühsam gesammeltes Holz meilenweit nach Hause tragen. Aber heute will das Gewissen der Menschheit

erwachen, und jeder Funke, der aus diesen Asien herauskniſtert, kann in das große Pulverfaß ſpringen, auf dem wir leben. Wie viel Brennſtoff einer künftigen Revolution tragen die Armen mit dieſen Prügeln zuſammen?"

Es wurde Frühling. Das Haus auf dem Röderberg öffnete seine Fenster sonnensehnsüchtig und in warmer Freude. So fröhlich hatte Frau Seraphine die lieben hellen Stuben noch nie begrüßt; denn der Strahl kindlicher Heiterkeit, den Wilhelm in früheren Jahren durch das graue Haus am Mainkai getragen hatte, war sacht verblaßt. Die Senatorin sah wehmütig, daß ihr Sohn ein Mann geworden sei, und sie fühlte sich fast einsam, wenn er mit dem Vater über die Geschäfte sprach. Die umsichtige Sorge der Mutter brauchte nun keiner mehr so notwendig: daran sah die feine Frau, daß sie alt geworden sei. Das war ein leiser Kummer für sie. Aber nun sie wieder träumen und still an dem rosenrankigen Fenster sitzen und auf den alten Main hinunterblicken konnte, trug sie es leichter. Das liebe Häuslein bewahrte treulich die Erinnerung an

fröhliche Kinderjahre; und die pflegte Frau Seraphine mit sanften Händen. Sie schloß das Spinett auf und spielte die Lieder von ehemals. Wilhelm hörte lächelnd zu.

„Ja, ja!“ sagte die Mutter sinnend, „das waren schöne Zeiten, als Du noch unter dem Tische hocktest und ich das Lied von Elisens Abschied singen mußte, weißt Du noch? Aber jetzt fragt keiner mehr danach, und das Lied klingt beinahe seltsam heute; aber ich hab' es gern, denn ich bin eine altmodische Frau.“

Wilhelm nickte: auch dieses Lied paßte nicht mehr ins Leben; Peter hatte recht.

„Und Du spieltest damals Mann und Frau mit Babetten — ach Wilhelm — wie ist das alles so anders geworden ...“

„Kommt Zeit, kommt Rat!“ sagte Feldbecher und zog die Tür hinter sich zu, „es ist noch nicht aller Tage Abend, und Rom ist nicht an einem Tag erbaut, und steter Tropfen höhlt den Stein und —“

„— und der Magister Feldbecher schwätzt dummes Zeug!“ sprach der Prinz. Lächelte aber doch ein wenig.

„Apropos: Babette!“ sagte der Magister, „ich habe sie eine Ewigkeit nicht gesehen. Das letzte Mal

wurde mir die Ehre zuteil, als der Schnee schmolz; da lief sie durch die Schäfergasse, auf den Fußspitzen, und seiltänzerte an den Pfützen vorbei, mit zierlich gelüpften Röcken. Ich hab' mich — bei meiner Seele — weidlich über ihre hübschen Beine vergnügt."

„Feldbecher!" sagte Frau Seraphine empört. Dann tat sie einen Seufzer: „Es ist alles anders geworden. Nur die Männer sind gerade so nichtsnutzig wie ehedem."

„Aber die Frauen bleiben immer Engel!" sagte der Magister galant und küßte ihr die Fingerspitzen. Dann klinkte er die Türe zum Belvedere auf und setzte sich einen Lehnstuhl in den lieben Sonnenschein, denn jetzt waren die glücklichen, warmen, rosenroten Tage wieder da, in denen die schäferliche Ruhe Arkadiens über dem Röderberg wob.

Und mit den Frühlingsfaltern kam auch Babette van Hees aus der Stadt. Der Prinz saß mit Peter auf dem Belvedere, als ihr helles Kleid aus dem Garten heraufleuchtete. „Sie kommt!" sagte er bedeutsam zu dem Freunde. Der aber lächelte und lehnte sich in seinem Stuhle zurück. „Das freut mich von Herzen. Ich hab' ein gutes Mittel gegen die Erinnerung an ge-

aus den Augen und reckten die Arme gegen die Fesseln selbstherrlicher Dynastien. Nur der deutsche Michel saß auf der Bank vor seinem Hause, hatte die lange Pfeife im Munde und träumte. Freilich — an seinem Tabaksrohr baumelten schon die dreifarbigen Einheitsquasten, und die Träume wurden allgemach recht unruhig. Aber der Schlummer war noch zu tief; den hatte sich der deutsche Michel vor dreißig Jahren redlich verdient, als er anno Fünfzehn den großen Napoleon aus der Welt warf. Den riesenhaften Tyrannen war er nun los, aber dafür schmarotzten jetzt ein halbes Schock kleine an seinem Gut und Blut. Schon nach den Befreiungskriegen hatte man dem Volk eine Verfassung versprochen; in ein paar kleinen Staaten war sie auch eingeführt worden — aber die großen sperrten sich samt ihren Anhängseln gegen jede Neuerung. Dreißig Jahre hatte das deutsche Volk auf die Früchte seiner Befreiungskriege gewartet und wurde doch immer wieder darum betrogen. Mit neidischem Seufzer blickte man über den Rhein hinüber; in Frankreich waren die Leute nicht so gemütlich, das mußte man wohl sehen. So standen auch die besten und feurigsten Köpfe zur Fahne des Fortschritts und riefen den Massen den Schlachtruf in

kommen würdeſt. Denn Du wirſt Dich erinnern, daß heute Dein Geburtstag iſt. Hier will ich Dir auch was ſchenken — aber ich ſag' Dirs gleich: Feldbecher hat die Hälfte bezahlt. 's iſt ein neues Stammbuch, und er hat auch ſchon etwas hineingeſchrieben, verſtehſt Du wohl?"

„Oh Wilhelm!" jubelte ſie, „gleich werd' ich Dir einen Kuß geben ..."

„Nur nicht!" ſagte er grob und rückte ihr einen Stuhl vor die Füße. Da mußte ſie ſitzen bleiben. Sie ſchlug das Buch auf. Der Magiſter aber hatte auf die erſte Seite zierlich geſchrieben:

Kommt Zeit, kommt Rat.

So war mit dem Sommer eine friedliche Freundſchaft herangeblüht, verheißungsvoll und ſchön wie in früheren Zeiten. In der lieben alten Runde gab es keinen heimlichen Mißklang mehr, und das Leben im Roſenhauſe ſchien um zehn Jahre zurückgedreht mit ſeiner beſchaulichen Ruhe.

Aber draußen in den deutſchen Landen war dieſe gartenhafte Stille mehr und mehr gewichen, und über den heiteren Himmel rollte immer vernehmlicher ein unheilkündendes Grollen. Rings um Deutſchland rieben ſich die Völker den Schlaf

aus den Augen und reckten die Arme gegen die Fesseln selbstherrlicher Dynastien. Nur der deutsche Michel saß auf der Bank vor seinem Hause, hatte die lange Pfeife im Munde und träumte. Freilich — an seinem Tabaksrohr baumelten schon die dreifarbigen Einheitsquasten, und die Träume wurd.n allgemach recht unruhig. Aber der Schlummer war noch zu tief; den hatte sich der deutsche Michel vor dreißig Jahren redlich verdient, als er anno Fünfzehn den großen Napoleon aus der Welt warf. Den riesenhaften Tyrannen war er nun los, aber dafür schmarotzten jetzt ein halbes Schock kleine an seinem Gut und Blut. Schon nach den Befreiungskriegen hatte man dem Volk eine Verfassung versprochen; in ein paar kleinen Staaten war sie auch eingeführt worden — aber die großen sperrten sich samt ihren Anhängseln gegen jede Neuerung. Dreißig Jahre hatte das deutsche Volk auf die Früchte seiner Befreiungskriege gewartet und wurde doch immer wieder darum betrogen. Mit neidischem Seufzer blickte man über den Rhein hinüber; in Frankreich waren die Leute nicht so gemütlich, das mußte man wohl sehen. So standen auch die besten und feurigsten Köpfe zur Fahne des Fortschritts und riefen den Massen den Schlachtruf in

die Ohren; aber die liebe, biedere deutſche Anhänglichkeit an Ruhe und Herrſcherhaus ſaß als ſolide Zipfelmütze über dieſen Ohren, und wenn das Kind ja einmal unruhig wurde, ſo ſtopfte man ihm den Lutſchbeutel der Vertröſtung in den Mund und regierte luſtig weiter.

Aber jetzt wollte ſich das ändern. Denn das Leben des Bürgers und Handwerkers bekam ein böſes Geſicht mit hohlen Augen, aus denen der Hunger ſprach. Das hatte ſeine Gründe. Als im Jahre 1835 der erſte Eiſenbahnzug mit Kanonendonner und vom Jubel ganz Deutſchlands geleitet den Nürnberger Bahnhof verließ, ahnten nur wenige, daß die glänzende Medaille dieſes Fortſchrittes eine unheilvolle Kehrſeite verbarg. Die fürſtlich Thurn und Taxisſche Poſtſchnecke geriet ins Sterben — bravo! Auf den Waſſerſtraßen überholten die Dampfſchiffe hochmütig die langſamen Ruderkähne — bravo! Man überſah, daß alle die Leute, die von der Poſt und von den Ruderſchiffen ihren Lebensunterhalt erarbeitet hatten, jetzt dem Nichts gegenüberſtanden; doch das waren nicht viel, und ihre Klagen verhallten.

Dann kamen die neuen Dampfmaſchinen von England herüber. Sie fraßen am Tage für einen Taler Kohlen und leiſteten Arbeit für hundert

Taler; sie schafften in zwölf Stunden so viel wie zwölf Arbeiter in einer Woche. Das werktätige Volk wurde stutzig. In Schlesien setzten die Fabrikanten ihre alten Weber vor die Tür und ließen die neuen Maschinen spinnen und weben: das war das Todesurteil des Handwerks; mit höhnischem Mitleid kauften die Fabrikanten den Armen ihre mühselige Ware ab, um Jammerpreise. Und dieses Dampfgespenst, das die menschliche Arbeit wertlos machte, spukte überall. Man schob's auf den bösen Willen, auf die Habgier der Reichen und Mächtigen; denn das Volk sperrte sich eigensinnig gegen die Erkenntnis: daß eine neue Zeit der Weltgeschichte hereingebrochen sei, eine neue, unbarmherzige, hastende, eisendröhnende Zeit.

In Frankfurt spürte man noch wenig davon, denn Frankfurt war die große Handelsstadt, die kaum etwas selber erzeugte, sondern nur Fremdes aufstapelte, ordnete und weiterverkaufte. Aber die Nachrichten von allerhand unheimlichen Bewegungen kamen doch von draußen herein und wurden mit ängstlichem Interesse vernommen. Die politische Unzufriedenheit und die neue Not des Lebens — diese beiden großen Ströme der Gefahr — wollten zusammenfließen. Die stets

wachen und aufgeweckten Geister der freien Stadt fürchteten die Katastrophe und sahen Deutschland in einem verworrenen Netze. Man merkte: es wühlten sich große Ereignisse ans Licht und das Gewitter zog sich immer drohender zusammen. Wann würde der erste Strahl aus dem finsteren Gewölk niederkrachen? Darüber flüsterten sie auf den Straßen, und davon redeten sie laut in den Hinterstuben der Gasthäuser. Sozialer und politischer Aufruhr! Gewalttat! Einigkeit! Der Wirtshausrepublikaner wurden immer mehr, und die heimlichen Brandreden immer kecker. Die Polizei hatte viel zu horchen — und wurde doch um das Wichtigste geprellt. Nur einer blieb unberührt von der wachsenden Erregung, und dieser eine war der Deutsche Bundestag, der seinen Sitz im Palais des Fürsten von Thurn und Taxis in der Großen Eschenheimergasse hatte. Seit dem Wiener Kongreß tagte er da; man hatte in diesen dreißig Jahren wenig von ihm gehört, sehr wenig — und auch das war schlecht und reaktionär gewesen. Die demagogenschnüffelnde Zentraluntersuchungskommission hatten sie eingesetzt, die Herren von der Regierung. Nun wurde jedes mannhafte Wort zum Verbrechen, und wenn gar ein Staatsdiener seinem deutschen Weh einmal

Luft machte, so warfen sie ihn kurzerhand hinaus. So war es dem Breslauer Professor Hoffmann v. Fallersleben ergangen, und so erging es noch manchem nach ihm. Und was war die Missetat dieses Hoffmann gewesen? Die Demagogen und Freiheitsmänner schnoben vor grimmiger Wut: „Unpolitische Lieder" hatte er gedichtet. Peter Kraft besaß ein Exemplar von diesem verruchten Buch und donnerte die Gedicht voll Inbrunst hinaus. Der ganze ohnmächtige deutsche Schmerz sprang ihm aus den Zeilen entgegen, wenn er den Nachtwächter von 1813 las:

O Gott! wofür? wofür?
Für Fürsten-Willkür, Ruhm und Macht
Zur Schlacht?
Für Hofgeschmeiß und Junker hinaus
Zum Strauß?
Für unsres Volkes Unmündigkeit
Zum Streit?
Für Most-, Schlacht-, Mahl- und Klassensteuer
Ins Feuer?
Und für Regal und für Zensur
Nur
Ganz untertänigst zum Gefechte?
Ich dächte, dächte —

Jawohl!! „Ich dächte, dächte ...!" Der Maler

wütete schlimmer denn je gegen Fürsten und Macht. „Aber der Strick, mit dem die Gottesgnadenschaft an den Himmel gebunden ist, ist durch den vielen Gebrauch schon verflucht durchgewetzt!“ sagte er, „paßt auf: er reißt.“

Der Sommer schien seinen unheilvollen Prophezeiungen recht zu geben. Im Juni kamen böse Zeitungen aus Schlesien. Die Weber hatten sich zu drohenden Haufen zusammengeschart und waren in die Spinnereien eingedrungen; von den Maschinen blieben nur noch ein paar verbogene Eisenstangen übrig. Einer hatte die Leute geführt, mit klapperndem Gebein unter dem schwarzen Mantel: der Hunger. Doch das Feuer war bald erstickt worden, und als das Schweidnitzer Militär abzog, lagen Tote in den verwüsteten Fabriken.

Im Rosenhause sprachen sie lange über dieses Ereignis. Der Senator ließ dem Maler die Freiheit seiner Rede; als aber auch Wilhelm für die Aufständischen eintrat, stand wieder die drohende Falte auf der Stirn des Alten. Feldbecher sprach ein Wort der Ablenkung und der Zusammenstoß wurde vermieden. Auch hier hatte dieser erste Blitz nicht gezündet.

Aber nach vier Wochen saßen sie wieder mit ernsten Augen und aufgeregten Gemütern bei-

einander. Der Magiſter las zum dritten Male den Brief vor, den ihm ſein Bruder aus Berlin geſchrieben hatte. Es war unerhört! Schrecklich und lächerlich zugleich! Auf den König von Preußen hatte einer geſchoſſen! „Wie hieß der Kerl?“ fragte der Senator.

Feldbecher ſuchte in dem Brief. „Tſchech. Bürgermeiſter Tſchech.“

„Bürgermeiſter!“ ſagte Frau Seraphine entſetzt, „die Welt geht unter; man denke: ein Bürgermeiſter ſchießt auf ſeinen König!“

Peter beherrſchte ſich; am liebſten hätt' er dieſem Tſchech Beifall geklatſcht: in tyrannos!

„Das iſt nun daraus geworden,“ meinte Wilhelm nachdenklich, „mit welchen Hoffnungen hat das Volk dieſen König begrüßt — und jetzt ſchießen ſie auf ihn.“

„Es iſt nicht ſo ſchlimm,“ ſagte Feldbecher, „das Volk hat nichts damit zu tun; mein Bruder ſchreibt es auch: nach dem Attentat hat man dem Könige große Huldigungen dargebracht. Es iſt ihm ja auch nichts geſchehen.“

„Gott ſei Dank!“ ſagte Peter ironiſch, „aber dennoch: es iſt ein Sturmzeichen.“

„Nein!“ Feldbecher las wieder. „Sie haben damit nichts zu tun, ſag' ich Dir. Nun der Schreck

vorbei iſt, lacht man ſchon wieder darüber; ſo ſind die Berliner. Da ſteht eine Strophe:

Und man hat es gleich erraten,
Daß er wollte attentaten,
Als er kam ſo grau bemäntelt
Übern Schloßplatz hergewentelt.

Glaubſt Du, daß Leute, die eine ſolche Strophe ſingen, die Sache ernſt nehmen? Nein, Peter — mit Deiner närriſchen Revolution hat das nichts gemein. Dieſer Schreck fährt ihnen in die Glieder: es wird Ruhe werden."

Und wirklich — auch dieſe Prophezeiung traf ein. Man hörte nichts mehr. Der deutſche Michel hatte nur im Schlaf ein bißchen geknurrt. Der Sommer lief vorbei, roſenumrankt, freundlich, verträumt — wie in alten Zeiten.

Kurz nach dem Herbſtfeſt auf dem Belvedere ſah das hellblaue Haus eines Morgens mit verdutzten Augen in die Welt. Es war unglaublich! Geſtern hatte die Sonne noch warm in den Stuben gelegen, die Mainebene ſtrahlte in herbſtlichem Schmuck — — und heute breitete ſich über dieſer luſtigen Pracht eine kalte weiße Winterdecke. Die Sonne wird ſie beiſeite ſchaffen! tröſtete ſich Frau Seraphine. Aber der Schnee blieb liegen, denn am Himmel hing ſchweres Grau und wehrte dem

lebensfrohen Schein. Gar gegen Abend fielen wieder die Flocken, dichter und immer dichter. Da wurde selbst die Senatorin hoffnungslos. Kopfschüttelnd packte sie das wenige Hausgerät auf einen Schlitten — das war auch so eine neumodische Sache: Schnee im Anfange des Oktobers. Nun fing das graue Leben in der Stadt wieder an; Frau Seraphine war sehr ärgerlich über diese Frühwinterpossen.

Der Prinz aber, der sonst auch nur in wehmütiger Besinnlichkeit sein Arkadien verlassen hatte, war diesmal ganz einverstanden mit dem vorzeitigen Auszuge. Denn es war seine Gewohnheit geworden, zweimal in der Woche bei den siedeheißen Freiheitsmännern zu sitzen, die sich mit großer Pünktlichkeit noch immer in der Krawallschachtel versammelten. Sie gaben sich dort die größte Mühe, den Prinzen davon zu überzeugen, daß es nur ein Mittel gebe, um das Vaterland groß und stark zu machen: alle Fürsten waren abzusetzen — wenn sie nicht gutwillig gingen, mußten sie eben umgebracht werden — und aus Deutschland sollte eine große, freie, einige Republik werden, in der alle Bürger gleichen Anteil an der Regierung hatten.

„Ihr seid Toren und weltfremde Kinder!“ sagte

Wilhelm zu Peter Kraft, „seht Euch doch in der Geschichte um — was ist aus der großen Revolution in Frankreich geworden? Ein Kaiserreich! Das selbstherrlichste Kaiserreich, das man je erlebt hat. Wenn mich einmal die Laune ankommt, werd' ich in der Krawallschachtel das auch auseinandersetzen, und es wird eine Rede werden, die sich gewaschen hat ..."

„Tu's nicht, es gibt einen Skandal."

„Das weiß ich, und deshalb hab' ich auch bisher geschwiegen. Aber es wird doch einmal mit mir durchgehen." Dennoch hielt er sich mit fester Hand zurück, verdarb es nicht mit den Freunden und stapfte weiter mit dem getreuen Peter durch den Schnee nach der Krawallschachtel. Es schien, als ob dieser Schnee für alle Ewigkeit liegen bleiben wollte. Hartherzig wuchs die Kälte vom Oktober bis zu Weihnachten, Tag um Tag. In anderen Jahren war da wohl einmal ein warmer West gekommen, der den gestrengen Winter auf eine Woche verjagte; aber diesmal blieb der erbarmungslose Frost unberührt. Es war das kälteste Christfest seit dreißig Jahren, und die alte Mina brummte etwas von schlimmen Anzeichen. Der Main lag unter einer starren Eisdecke — man konnte hinüberlaufen, wo man

wollte. Nach altem Brauch versammelte sich die ehrsame Küferzunft auf dem blanken Eise, und die geschicktesten Gesellen schlugen ein prachtvolles Faß zusammen, zierten es schön mit rot-weißen Fähnlein, hoben es auf einen Wagen und zogen's zum Ufer hinauf: nun gab es einen fröhlichen Umzug mit dem denkwürdigen Fasse, auf dem oben ein pelzvermummter Bachus saß und den Neugierigen an den Hausfenstern gewaltig zutrank. Auf dem Römerberg aber kam der Wagen ins Rutschen, und die ganze Herrlichkeit kugelte in den weichen Schnee! Es war ein Hauptspaß!

Auf dem Flusse gab es ein lustiges Schlittschuhlaufen; aber als Ende Januar die Kälte immer grimmiger wurde, hörte auch das auf: das Blut wollte in den Adern gefrieren. Der Februar trieb es am schlimmsten — schier konnte man dran verzweifeln, jemals die Sonne wieder zu sehen. Aber der März blieb seiner lieben Gewohnheit treu und warf einen warmen Weststurm das Maintal herauf. Der prallte dem Winter entgegen, und es erhob sich ein wütender Kampf. Endlich krachte der Eispanzer des Flusses, und in langsamem Zuge schwamm das Heer der Schollen zutal, knirschte an den Brückenpfeilern

vorbei und staute sich widerwillig zu Bergen. Der Main stieg: auch im Osten war die Herrschaft des Winters gebrochen, und von den thüringischen und fränkischen Bergen stürzten die Bäche herunter. Am letzten Tage des März trat der Fluß über die gemauerten Ufer und leckte auf den Mainkai herauf. Da schloß der Senator die Tür seines Hauses und ließ fetten Ton in die Fugen streichen: dem konnte das Wasser nichts anhaben.

Am andern Morgen war das benachbarte Sachsenhausen zur Insel geworden, lag mitten in einem gelben, strudelnden Meer und hing mit dem Festlande nur noch durch die Mainbrücke und die hochgelegene Darmstädter Landstraße zusammen. An den Mauern des Königschen Hauses zischte das Wasser vorbei; man war eingeschlossen. Oben an den Fenstern saßen sie in ruhigem Vertrauen auf die Festigkeit des Gebäudes und schauten mit großen Augen auf die neue Sintflut. Der ganze Mainkai stand unter Wasser, auch das Fahrtor war überschwemmt, und die Flut stieg und stieg langsam den Römerberg hinauf. Von den Türmen begann ein ängstliches Läuten und machte die Menschen nur noch aufgeregter. Über die Brücke konnte längst niemand mehr gehen, sie ragte aus dem Strudel wie ein

gewölbter Walfischrücken. Selbst die höheren Straßen nach Hausen und nach Offenbach wurden am ersten April überflutet. Mit unerhörter Gewalt preßte sich das Wasser durch die steinernen Brückenbogen; besorgt sahen es die Leute am Kai und fragten, ob wohl der vierhundertjährige Mörtel halten würde. Er hielt den zweiten April aus. Er hielt den dritten April — nein. Als es dunkel wurde, stürzte krachend der vierte Pfeiler zusammen, unterwühlt und morsch.

Den Zuschauern blieb das Herz stehen. Jetzt — jetzt — —

Nein.

Es war, als sei der wütende Strom mit diesem Opfer zufrieden. Noch in der gleichen Nacht ließ die Gewalt des Wassers nach und der Main begann zu sinken. Das drohende Strafgericht war vorübergegangen, und als das erste Stücklein Blau durch den unheimlichen Vorhang der Sturmwolken blickte, fanden die Frankfurter ihr Lachen wieder. Nach ein paar Tagen glitt der Fluß harmlos in seinem gewohnten Bette dahin. Nur an dem mittelsten Brückenpfeiler hing eine Hundehütte — wie weiland die Arche Noah auf dem Berge Ararat.

Peter Kraft stieg von der sicheren Höhe des

Röderberges herunter und fand zu seinem Erstaunen noch alle Königs am Leben. Der Anblick der überfluteten Mainebene war ein großes Erlebnis gewesen, und er stand noch unter dem Eindruck. „Selbst die Natur deutet auf die brausend hereinbrechende Macht der Freiheit. Wie sagt Shakespeare? Kometen sieht man nicht, wenn Bettler sterben. So wird die Zukunft alles Alte mit sich reißen."

Der Senator lächelte. „Vorläufig steht das gute Alte noch fest, Peter. Zugegeben: der schlesische Pfeiler ist unterwühlt; aber das große Gewölbe der Brücke steht unerschüttert, wie seit Jahrhunderten; der zischende Strudel ist ohnmächtig dagegen — er wird's auch bleiben."

Dann ging Peter mit Wilhelm fort, durch die Straßen, auf denen noch der gelbe Schlamm des Flusses trocknete; sie wurden in der Krawallschachtel mit Jubel begrüßt. Der Maler wiederholte seine großartige Rede von der zukunftsdeutenden Überflutung, und hier war keiner, der ihm die kühlen Worte des Senators entgegenhielt. Wie leckendes Feuer liefen seine Gedanken über den Tisch und prasselten in einem gewaltigen Schwall von Freiheitsbegeisterung und Republikanertum in die Höhe. Der Prinz aber saß stumm

dabei. In seinem Herzen brodelte der Ärger über diese jungenhaften Lächerlichkeiten.

„Na?“ schrie der lange Bunsen, „was sitzen Sie so sonderbar da?“ Er schlug auf den Tisch, daß die Gläser hüpften. „Wollen Sie etwas sagen?“

„Allerdings.“ Wilhelm sprach das Wort so ruhig und kalt, daß es still wurde in der aufgeregten Runde. Sie sahen betroffen zu ihm hinüber. „Laß, Peter! Es muß doch einmal heraus. Ihr alle — auch Du, Peter — seid Kindsköpfe. Das wollte ich sagen.“

Über Bunsens Gesicht schoß eine jähzornige Flamme. Aber er bezwang sich und fragte mit mühsamer Ruhe: „Nämlich?“ Das klang wie aufziehendes Gewitter.

„Mit Eurer Republik! So kann nur einer reden, der blind ist gegen die Eisenschrift, die ihm die Geschichte der Menschheit vor die Augen hält. Republik! Wann hat es eine gegeben, von der ihr sagen dürft: sie hat die Zeitalter überdauert? Athen? Die Mazedonier lehrens Euch anders. Karthago? Es hat in blöder Pöbelherrlichkeit den einzigen verstoßen, der ihm helfen konnte: Hannibal. Rom? Es war am gewaltigsten unter Augustus — und Augustus war Kaiser. Was war das Ende der französischen Revolution? Ein

Kaiſerreich. Niederreißen wollt Ihr — es iſt das Vergnügen des Kindes, wenn es die mühſelig erbaute Sandburg zerſtören darf. Aber aufbauen? Wer von Euch hat je darüber geſonnen, wie ein Staat aufgebaut werden muß? Keiner! Ihr wollt ein Volksreich gründen von der Nordſee bis nach Ungarn, in dem einer ſo viel gilt, wie der andere — ja, und in dem einer den anderen überkreiſcht, zum allgemeinen Wohle. Nein — Ihr ſollt daran arbeiten, daß die alte deutſche Kaiſerherrlichkeit von neuem erſteht! Die Habsburger können ſie uns nicht bringen, denn Öſterreich iſt im Inneren krank. Ich ſag' Euch: der Zollverein iſt die Wurzel, aus dem das künftige Reich emporwachſen muß. Öſterreich wird's nicht leiden wollen — mögen die Fetzen fliegen; dem ſollen ſie zur Ader laſſen, damit es geſunde. Und dann, ja dann erſt kann die große Vereinigung der beiden Adler kommen — in hundert Jahren vielleicht! — Ihr aber, ſchreiende Kinder! Glaubt einen Weltbrand zu ſchüren und ſpielt doch nur mit Papierfähnchen ..."

„Halt!!" brüllte Bunſen. „Bis hierher! Vaterlandsmeuchler! Knechtsſeele! Und das darf an unſerem Tiſche ſitzen?"

„Hinaus!" kreiſchte der kleine Müller.

„Totschlagen will ich ihn!“ Bunsen sprang auf und riß seinen Stuhl hoch.

Der getreue Peter fiel ihm in den Arm. „Bist Du verrückt?“

„Hinaus!!“ schrien sie wieder, alle durcheinander.

Wilhelm stand auf und ging zur Türe. Bunsen wollte hinter ihm her, aber der Maler hängte sich an ihn. Der kleine Müller schnellte wütend hoch — krachend stürzte der Tisch um. Die Scherben klirrten über die Diele —

Da flog die Tür auf. Konstabler.

„Es geht sehr aufgeregt zu hier!“ sprach der Wachtmeister deutsam in die jähe Stille. „Hüten Sie sich, meine Herren! Es ist uns allerlei zu Ohren gekommen. Wir kennen das. Sie sind insultiert worden, Herr König?“

„Nein!“ sagte der Prinz, „das war nur die Rührung über meinen Abschied. Ihr Verdacht ist unbegründet. Guten Abend!“ Er ging.

Aber eine Spur von dem Skandal sickerte doch unter die Leute. Man schwätzte und trug die abenteuerlichsten Geschichten weiter. So kam auch etwas davon dem Senator zu Ohren.

Der alte König hatte zu der neuen Gesellschaft Wilhelms mit Mühe geschwiegen. Er sah, daß der Prinz zu besonnen sei, und daß man diese republikanischen Freundschaften nicht mehr als Jugendtorheiten betrachten dürfe. Es war ihm in der Seele zuwider, seinen Sohn in solchen Kreisen zu wissen. Nun war der große Krach gekommen; der Senator durchschaute den Zusammenhang und war befriedigt; seine Befürchtungen, Wilhelms politische Gesinnung könnte in die rotrepublikanische Bahn einlenken, waren grundlos gewesen — Gott sei Dank! Da schien doch noch ein Tropfen des alten ehrlichen Königschen Blutes zu sein. Trotzdem: der Skandal war

da; Peter würde Wilhelms Freund bleiben — aber wenn einer von den anderen den Prinzen auf der Straße traf ... Der Gedanke machte den Senator unruhig. Er ſuchte nach einem Ausweg, denn die Ehre der Familie König ſollte nicht durch die Mäuler gezogen werden.

Aus dieſer Bedrängnis half dem Senator ein Brief, der juſt zur rechten Zeit ankam: Ein Seidenhaus in Paris war fallit. Die Firma J. C. König in Frankfurt hatte einiges Intereſſe daran, denn die Franzoſen ſtänden bei ihr mit dreitauſend Gulden auf der Seite der Debitoren. Der Senator hatte das Falliſſement kommen ſehen; er war alſo nicht überraſcht und noch weniger erſchreckt: er hatte ſeine Sicherheiten. Dennoch aber ſchien er bei dem ſonntäglichen Frühſchoppen im Ratskeller ſehr beunruhigt und redete gegen ſeine Gewohnheit von dem Geſchäftsärger. Erklärte auch, daß er nun auf ſeine alten Tage noch die Reiſe nach Paris machen müſſe und wie unangenehm das ſei. Da ſagte van Hees: „Warum wollen Sie das ſelber tun? Ich ſollte meinen, es wäre für Wilhelm recht nützlich, wenn er ſich einmal in der Welt umſieht — hm?“

König trat ihm unterm Tiſche dankbar auf den den Fuß. „Das iſt ein Gedanke — ſo machen

wir es!" Er freute sich so höchlich über di
ständnisinnige Hilfe des Ratsherrn, daß B
zu ihrem Geburtstage zwölf Ellen der sch
chinesischen Seide geschenkt bekam.

Der Prinz war sehr zufrieden mit dem Au
ahnte den Grund — und schwieg ebens
ständnisinnig, wie van Hees es getan hatte.
Seraphine jammerte erschrecklich und nahm
helm unter die Flügel wie eine besorgte
ihr Küchlein; sie sprach von all den fürchter
Gefahren und Unannehmlichkeiten, die sol
große Reise mit sich bringe; gönnte ihm die
aber doch von Herzen. Vollends Feldbeche
Peter Kraft wollten bersten vor Neid über
helms unverhofftes Glück. Der Senator
sprach: „Was willst Du in Paris, Hofn
Spar Dein Geld und zieh' über die Alpe
Italien. Da gehörst Du hin mit deiner Fo
seele."

„Das tu ich auch," antwortete Peter,
später. Erst muß ich helfen, den großen K
des Jahrhunderts durchzuhauen ..."

„Vom Biertisch aus!" sagte der alte Se
lächelnd.

Die einzige, der die Reise wirklich Ku
machte, war die schöne Babette van Hees.

weinte sich in den Schlummer, weil das liebe Band einer verheißungsvollen Freundschaft abgerissen werden sollte, das die heilende Zeit endlich wieder zusammengeknüpft hatte; und die Gefahren, die dem Prinzen auf der Reise bevorstanden, erschienen ihr in wesentlich anderer Gestalt als der Senatorin ... Aber sie mußte sich mit dem Beschlusse abfinden.

Seinen Geburtstag sollte Wilhelm noch auf dem Röderberg feiern. Sie waren alle sehr gerührt, und Feldbecher konnte sich nicht anders helfen: er hielt eine Rede; sagte, daß der Prinz nun mit besonderer Sendung in die Welt hinauszieh — gerade so wie weiland sein Namensvetter Wilhelm Meister. Diesen Vergleich führte er mit seinem harmlosen Witze durch, erregte vorhergesehenermaßen mit der Andeutung über die Mignons und Philinen großen Anstoß bei der Senatorin und Babetten, und brachte schließlich eine ehrliche Fröhlichkeit zuwege, wie er es gewollt hatte.

Am neunzehnten Mai aber zogen sie alle zum Eisenbahnhofe vor dem Gallustor. Frau Seraphine stopfte noch die Reisetasche oben in das Paketnetz. Auf diese Reisetasche hatte sie mit bunten Perlen eine wunderschöne Lokomotive

gestickt, und hatte eine unglaubliche Fülle von Lebensmitteln darin verborgen, gerade als ob Frankfurt der einzige Platz der Erde wäre, in dem es etwas Eßbares gäbe. Babette drückte dem Prinzen feuchten Auges ein Buch in die Hand zur Unterhaltung auf der langen Fahrt; es waren richtig Wilhelm Meisters Lehrjahre (und später fand Wilhelm König die Worte Philinens mit einem Fragezeichen versehen und unterstrichen: „Wenn ich Dich lieb habe, was geht's Dich an?").

Dann pfiff die Maschine und der Zug rollte hinaus in das sonnige Land. Sie hielten die Schnupftücher in der Hand und wischten sich über die Augen. Jetzt würde das Leben in dem Rosenhause noch blumenstiller sein als zuvor.

Nach drei Wochen kam der erste Brief aus Paris, an Frau Seraphinen. Jawohl, es ging ihm gut; jawohl, die Stadt gefiel ihm ausgezeichnet, und nein — er brauchte nichts. Dabei aber lagen noch ein paar Blätter für Feldbecher und Peter Kraft. Dem Magister erzählte er von Kuriositäten, dem Maler berichtete Wilhelm, welche Eindrücke er von der politischen Lage habe. Die beiden studierten eifrig darüber und antworteten umständlich.

„Und für mich?" fragte Babette.

„Einen schönen Gruß an Dich hat er auch ge-

ſchrieben!" ſagte die Senatorin. Sie log aber. Babettlein freute ſich heftig über dieſes Gedenken und verfaßte einen langen Brief an Wilhelm. Das hatte den Erfolg, daß der Prinz ihr das nächſtemal wirklich einen Gruß beſtellen ließ: ſie las es mit eigenen Augen. Von da an ſchrieb ſie regelmäßig alle Monate einmal, und bekam ebenſo regelmäßig keine Antwort. „Er iſt ein abſcheulicher Kerl!" klagte ſie dem Magiſter. Der nickte; er konnte nicht anders.

So träumte ſich der Sommer vorbei.

So verglomm der Herbſt.

Zu Weihnachten hätte Wilhelm eigentlich wieder daheim ſein ſollen. Aber ſie ſtanden allein unter dem Lichterbaum, denn der weltluſtige Prinz war in London; er hatte herausgefunden, daß da ein Geſchäftsfreund des Hauſes König wohnte und hielt es für unerläßlich, die freundſchaftlichen Beziehungen durch perſönliche Bekanntſchaft zu feſtigen — ſo ſchrieb er heim; der Senator lachte und willigte in dieſe Verlängerung der Reiſe. Alſo war Wilhelm König am heiligen Abend in England, aß Plumpudding, ſtand unter dem Miſtelzweig und war eben im Begriffe, die vorgenannten freundſchaftlichen Beziehungen durch einen — aoh! — Kuß zu befeſtigen, den er der

hochblonden Tochter des Hauses zu appl
beabsichtigte. Aber in diesem gefährlichen
blicke — hol der Teufel das dumme deutsch
— mußte er an Babetten denken, wie sie
lieben Frankfurt saß und gewiß zu Frau
phinen sagte: Ach, wenn Wilhelm doch a
wäre — — — und er zog den Arm zurü
er gerade um die Taille der schlanken Mi
wollte. Es war merkwürdig.

Am nächsten Morgen ärgerte er sich schwe
dieses Ereignis und setzte sich hin, um
erbosten Brief an die unschuldige Babe
schreiben. Aber wieder kam es anders: de
wurde ebenso lang als freundlich. W
wunderte sich, gab ihn auf die Post — und
sich sogleich wieder über seine Weichmü
Aber nun war es zu spät.

Das Jahr Sechsundvierzig kam herauf
Prinz saß noch in London. Im März fr
heim: ob nicht auch ein Besuch in den
französischen Seidenstädten, in Lyon und
seille, ratsam sei. Da schrieb der Senator:
Denn erstens sei Wilhelm nun schon ba
Jahr auf Reisen, zweitens werde er, einm
Süden, gewiß auch nach Italien wollen, d
sei er im Geschäft höchst notwendig, und vie

ob er wohl schon einmal nachgerechnet habe, was dieses Reisejahr der Firma gekostet habe?

Gegen solche gewichtige Gründe konnte man nichts einwenden. Also packte der Prinz trübselig seinen Koffer, fuhr an einem trübseligen Nebeltag aus der Themsemündung und kam in einer noch wesentlich trübseligeren Verfassung in Hamburg an; denn das frühlingsstürmende Meer hatte den Segler bös geschaukelt. Aber als Wilhelm zum ersten Male wieder in einer deutschen Gaststube saß und ehrliche deutsche Gesichter sah, fiel's ihm wie eine Last von der Seele. Daheim! Daheim! Jetzt konnte er ruhig nachdenken über die neuen, unerhörten Dinge, vor denen er in Paris und London mit unbesonnener Bewunderung gestanden hatte, und jetzt erkannte er auch ihre Nachteile und Mängel. Der fremde Schleier wich von seinen Augen, und was bislang von dem nimmerruhenden Treiben der großen Welt übertäubt worden war: das Heimweh, brach plötzlich mit deutscher Inbrunst hervor. Eigentlich hatte er noch eine Zeit in Hamburg bleiben wollen — aber es ging nicht. Nein! Nach Hause! Nach Hause!

Am nächsten Tage schon fuhr er weiter.

Und nach einer Woche rollte die vielgeschmähte

bedrückt, „ja — ſo einen Rock hab' ich auch; und in London dacht' ich wunder wie ſchön er wäre. Aber Gott ſei Dank! bei uns gelten ſolche Rechenkäſtlein auf dem Anzuge nicht, und darum hab' ich auch heute meine frühlingsblumigſte Weſte angetan. Ach Du mein liebes, goldenes Frankfurt!"

Gegen Mittag kam der Senator heraus und brachte Peter Kraft mit; der Maler grüßte den Freund mit einem Handſchlag, vor deſſen teutoniſcher Urkraft dem Prinzen die Gelenke knackten; daran ſah Wilhelm ſogleich: auch Peter Kraft war der Alte geblieben. Gleich danach rumpelte der Poſtknecht die beiden großen Koffer heran, und als nach dem Eſſen die Alten ihr Schläfchen machten, zogen die drei Jungen miteinander ein ganzes Muſeum aus der Tiefe dieſer Koffer. „Das iſt für Dich!" ſagte Wilhelm und gab dem Freund einen Kaſten mit feinen engliſchen Waſſerfarben. „Dem Magiſter hab' ich einen Shakeſpeare mitgebracht, und den Eltern ..." An alle hatte er gedacht, ſogar an die Magd Mina. Babette ſtand ſtumm dabei. Peter ſah es, und ſein Herz zuckte ein wenig — „noch aus alter Gewohnheit!" entſchuldigte er ſich vor ſich ſelber. Als aber alle die ſchönen Sachen auf dem Tiſche ſtanden und ſo rein garnichts für Babetten dabei war, da konnt'

er sich nicht mehr halten und sprach vorwurfsvoll: „Und was hast Du für Babetten?“

„Je!“ sagte der Prinz und tat sehr verblüfft, „an die hab' ich ja gar nicht gedacht —“ Aber als er sah, wie dem Mädchen die Tränen in die Augen schossen, holte er ein eigroßes Päcklein aus der Tasche. „Es war ja sündhaft gelogen, Babette! Siehst Du, das hier — —“ Da lächelte sie glückselig in ihrem Kummer und langte danach; aber er nahm's ihr weg. „Nein! Du mußt schon bis zu Deinem Geburtstag warten, gelt?“

Sie nickte. Und sah plötzlich wieder, wie strahlend blau doch der Himmel war.

Als Babette van Hees Geburtstag hatte, ereignete sich wirklich eine unerhörte Sache. Ganz früh am Morgen — die Zeil war noch dämmerblau, und das Mädchen stand gerade vor dem Spiegel und wickelte sich ihr schwarzes Haar um das Lockenholz — zog einer unten an der Schelle. Babette warf ein Tuch um die Schultern und beugte sich zum Fenster hinaus. Es war Wilhelm. Und richtig: vor Schreck und staunender Freude ließ sie das Lockenholz fallen; das purzelte hinunter und hüpfte über die Pflastersteine, wie Hans Wurst auf einem Bein. Der Prinz haschte es,

bedrückt, „ja — so einen Rock hab' ich auch; und in London dacht' ich wunder wie schön er wäre. Aber Gott sei Dank! bei uns gelten solche Rechenkästlein auf dem Anzuge nicht, und darum hab' ich auch heute meine frühlingsblumigste Weste angetan. Ach Du mein liebes, goldenes Frankfurt!"

Gegen Mittag kam der Senator heraus und brachte Peter Kraft mit; der Maler grüßte den Freund mit einem Handschlag, vor dessen teutonischer Urkraft dem Prinzen die Gelenke knackten; daran sah Wilhelm sogleich: auch Peter Kraft war der Alte geblieben. Gleich danach rumpelte der Postknecht die beiden großen Koffer heran, und als nach dem Essen die Alten ihr Schläfchen machten, zogen die drei Jungen miteinander ein ganzes Museum aus der Tiefe dieser Koffer. „Das ist für Dich!" sagte Wilhelm und gab dem Freund einen Kasten mit feinen englischen Wasserfarben. „Dem Magister hab' ich einen Shakespeare mitgebracht, und den Eltern ..." An alle hatte er gedacht, sogar an die Magd Mina. Babette stand stumm dabei. Peter sah es, und sein Herz zuckte ein wenig — „noch aus alter Gewohnheit!" entschuldigte er sich vor sich selber. Als aber alle die schönen Sachen auf dem Tische standen und so rein garnichts für Babetten dabei war, da konnt'

er sich nicht mehr halten und sprach vorwurfsvoll: „Und was hast Du für Babetten?“

„Je!“ sagte der Prinz und tat sehr verblüfft, „an die hab' ich ja gar nicht gedacht —“ Aber als er sah, wie dem Mädchen die Tränen in die Augen schossen, holte er ein eigroßes Päcklein aus der Tasche. „Es war ja sündhaft gelogen, Babette! Siehst Du, das hier — —“ Da lächelte sie glückselig in ihrem Kummer und langte danach; aber er nahm's ihr weg. „Nein! Du mußt schon bis zu Deinem Geburtstag warten, gelt?“

Sie nickte. Und sah plötzlich wieder, wie strahlend blau doch der Himmel war.

Als Babette van Hees Geburtstag hatte, ereignete sich wirklich eine unerhörte Sache. Ganz früh am Morgen — die Zeil war noch dämmerblau, und das Mädchen stand gerade vor dem Spiegel und wickelte sich ihr schwarzes Haar um das Lockenholz — zog einer unten an der Schelle. Babette warf ein Tuch um die Schultern und beugte sich zum Fenster hinaus. Es war Wilhelm. Und richtig: vor Schreck und staunender Freude ließ sie das Lockenholz fallen; das purzelte hinunter und hüpfte über die Pflastersteine, wie Hans Wurst auf einem Bein. Der Prinz haschte es,

putzte säuberlich daran herum und schaute lächelnd hinauf.

Babette schämte sich schrecklich. „Was willst Du denn so zeitig?“

„Oh!“ sagte er freundlich, „ich wollte Dir nur Dein Lockenholz wiederbringen.“ Aber da tat sich unten schon die Tür auf und er trat in das Haus. Babette sank fassungslos auf ihr Bett. Nach einer Weile klopfte es. Klopfte wieder.

„Du darfst ja nicht herein, Wilhelm!“

„So will ich Dir viel Glück zu Deinem neuen Jahre wünschen — durch die Türe!“

„Danke.“

„Und wenn Du jetzt nicht aufmachst, kriegst Du das Holz nicht wieder und mußt an Deinem Geburtstag unfrisiert herumlaufen.“ Das Mädchen blickte über den Tisch: es war zum Verzweifeln — alles, alles hatte die reiche Babette van Hees doppelt und dreifach. Nur dieses eine, scheußliche Lockenholz nicht; und für einen lumpigen Kreuzer bekam man zwei!

„Also will ich ein wenig aufmachen,“ sagte sie kläglich, „aber Du mußt mir schwören, daß Du nicht hersehen willst!“

Er lachte und versprachs. Worauf sie durch den Spalt ihren Arm hinausstreckte und das Holz

wiederbekam. „Jetzt mach', daß Du fortkommſt!"

„Aber ich habe Dir doch noch etwas mitgebracht."

„Dann warte!"

„Das kenn' ich: zwei Stunden."

„So?" ſagte ſie entrüſtet, „ſo! Das kennſt Du? Sieh mal einer an!"

„Alſo: mach' auf!"

Babette entrüſtete ſich über dieſe Unverfrorenheit immer mehr; und wenn ſie entrüſtet war, fiel ſie in ihren ſchönſten Frankfurter Dialekt. Rief alſo: „Dreckelche! Dreckelche in e Babbierche gewickelt! Nix werd aufgemacht! Don Juan! Blaubart!"

Da erhub ſich draußen auf dem Flur ein gewaltiges Gelächter, und ſie hörte, daß auch Mutter van Hees dabei war. Die rief: „Steck' doch die Hand heraus, Babette!", und die Tochter erinnerte ſich daran, daß man den Eltern gehorchen ſolle. Langte alſo abermals durch den Spalt und bekam ein goldenes Herz zu faſſen; das konnte man aufklappen; es war innen mit blauem Atlas gefüttert, in dem allerlei Winzigkeiten gebettet lagen: ein Fingerhütlein, ein Kalenderchen, ein kleiner Spiegel — nur Nadel und Schere fehlten, obgleich der Platz dafür vorgeſehen war;

aber: was ſchneidt und ſticht, das ſchenkt man nicht.

„Uh je!“ jubelte Babettlein, „Wilhelm, Goldprinz!!“ Stieß die Tür auf und flog ihm um den Hals. Im Negligé, ſozuſagen. Aber die Mutter ſtand dabei.

Immerhin: dabei blieb es. Mutter van Hees hatte sich von diesem Negligé so manches versprochen, aber Wilhelms Interessen wurden gerade in dieser Zeit gespalten. Das kam, weil er lange Abende beim Wein saß, mit dem Senator, Feldbecher und Peter. Auf dem runden Tische lagen dann seine Reisetagebücher, und er mußte erzählen — gründlich und genau. Jeder hatte anderes zu fragen, nur in einem trafen sie alle zusammen: in der Politik. Wilhelms Blick war in dem Jahre auf große Ereignisse eingestellt worden; er kannte jetzt zwei machtvolle, einige Reiche und ihre Ziele. Deshalb kam ihm die deutsche Kleinstaaterei noch ein wenig lächerlicher vor als früher. „Male, Peter!“ sagte er, „male und laß Dein Gerede von der großen Revolution. Ehedem dacht' ich: dem deutschen Michel sei die Zipfelmütze nur ein bißchen zu fest über die Ohren

gezogen — aber jetzt dünkt mich: sie ist ihm angeboren und festgewachsen. Was soll auch daraus werden, wenn ein Dutzend Parteien den Karren nach zwölf verschiedenen Richtungen ziehen will? Er bleibt stehen, wo er seit Menschengedenken schon immer stand. Ja, in Frankreich! Da gibt's nur eines: Paris. Paris ist Frankreich. Dort hat jedesmal nur eine Partei Recht und Stimme; wenn die sich vor den Karren spannt, geht's weiter — 1793 fuhr er den sechzehnten Ludwig zum Schaffot. Ich glaube, es rumort wieder da drüben, denn die Welschen sind unruhige Köpfe und kreißen mit ungeheuren Plänen. Nur, daß sie jedesmal zum Alten zurückkommen! Louis Philippe rückt nicht mit dem versprochenen Wahlrecht heraus, und es scheint mir, als ob an den Wurzeln der drei Königslilien schon wieder einmal der Wurm nagt. Wir wollen zusehen. Eins aber weiß ich: von Frankreich geht kein Völkerfrühling aus. Denn die Blüten, die uns blenden, sind kranke Gewächshauspflanzen. — Und England? Ich halte es für das Dorado der Freiheit. Sie werden auf der Insel vergnügt grinsen, wenn die Völker Europas an ihren Ketten zerren; denn für England springt aus allem ein Profit heraus. Es sind kluge Rechner da drüben, aber es ist kein

Herz dabei. Und doch haben die Franzoſen und Briten, was uns Deutſchen gemeinhin fehlt: den Zug ins Große. Ehe der einmal bei uns zutage kommt, muß es ſchon ganz böſe ſtehen — wie 1813."

„Weiß Gott!" ſagte der Maler, „wenn Du damit recht haſt, dann ſind wir nahe am Ziel; denn es ſteht ganz böſe."

Der Senator nickte dazu. „Mir iſt bange vor den nächſten Jahren. Die Armut und die Hetzer, das üble Beiſpiel ringsum, und zuletzt: die verteufelten Maſchinen ..."

Nur der Magiſter Jean Feldbecher lächelte ein faltenreiches Lächeln und ſprach: „So Ihr nicht werdet wie die Kinder, ſo wird Euer keines in das Himmelreich kommen. Punktum."

Wilhelm ſah ihn fragend an. „Du mußt wiſſen," ſagte Peter Kraft, „daß Feldbecher ſechstauſend Jahre in der Weltgeſchichte zurückgerutſcht iſt. Der biſſige Schopenhauer iſt ſchuld daran."

Feldbecher lächelte wieder. „Ja. Man braucht immer eine Zeit, um neuen Lehren gegenüber den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Ich hab' den Schopenhauer halb auswendig gelernt und habe gebohrt und geſucht: ob ſich nicht doch etwas

fände, das seine karfreitägliche Lehre zunichte macht. Nun — in seinem Buche find' ich nichts dergleichen. Aber, aber: er spricht von Entsagung — und sitzt doch jeden Mittag im Englischen Hof und läßt sich's schmecken. Darum hab' ich mich schwer über den Alten geärgert. Je, er ist eben ein Genie; vielleicht ist er gerade deshalb weniger verpflichtet, seinen eigenen Lehren zu folgen. Immerhin bin ich seinem Fingerzeige nachgegangen, und Peter hat recht: ich bin sechstausend Jahre zurückgelaufen, über die Erde weg, nach Indien. Die Wiege der Menschheit hat auch die einzige Weltanschauung geboren: den Buddhismus. Auslöschen, ins Nichts fließen — das ist es! Aber es ist schwer, diesen Weg ehrlich zu finden; ich habe zwei Menschenalter dazu gebraucht, um zu erkennen, wie man auf anständige Weise — sterben kann."

„Tja ...," sagte der Senator gedehnt, „und den Anfang damit hat er schon gemacht: er ißt kein Schweinefleisch mehr."

„Das hat mit dem Buddhismus nichts zu tun!" eiferte der Magister, „das ist meine persönliche Ansicht; man wird sehr heikel, wenn man darüber nachdenkt. Stelle Dir bloß vor, Wilhelm, was so ein Schwein alles frißt — und wo! Und den

Leichnam dieſes Erzſchweines eſſen wir nun wieder? Ich bedanke mich! Wenn man wenigſtens noch Pferde äße, wie unſere Altvorderen; das wäre gewiſſermaßen Heu und Hafer in ihrer Transſubſtantiation."

Sie lachten.

„Aber ich will Euch etwas ſagen: wir kommen wieder zurück zu dieſen alten Gebräuchen! Jawohl! Moretti und ich haben einen Verein gegründet zur Wiedereinführung des Pferdefleiſcheſſens. Moretti iſt Vorſtand, ich bin Kaſſierer."

Der Senator ſtaunte. „Und wer gehört noch dazu?"

„Ja —" ſagte Feldbecher kleinlaut, „vorläufig — — — aber wir haben bereits Ausſicht auf ein drittes Mitglied."

Da ſchug Peter auf den Tiſch. „Bravo, Feldbecher! Es leben die alten Deutſchen! In dieſer Stunde tret' ich dem Verein bei. Sie ſollen ſehen: übers Jahr gibt es das erſte Pferdediner im Engliſchen Hof."

Der Magiſter drückte ihm gerührt die Hand und erhob ſogleich einen Gulden Jahresbeitrag. Jetzt waren ſchon drei Gulden in der Kaſſe — ein halbes Pferd, ſozuſagen.

„Eigentlich," geſtand Peter dem Prinzen am

nächsten Tag, „eigentlich denk' ich mir ja Pferdefleisch nicht gerade lockend. Aber wie gesagt, es leben die alten Deutschen! Im Grunde ist es ja dasselbe, ob ich eine schwarz-rot-goldene Pfeifentroddel habe oder ob ich den vorderen Bestandteil eines Einspänners aufesse. Es kommt nur auf das Prinzip an. Und das Prinzip, Wilhelm, wird immer mehr anerkannt. Das magst Du mir glauben. Ich habe gehört, daß man allerlei uralte Handschriften aufgefunden hat, manche schon seit langem. Darin stehen die herrlichsten Geschichten von unseren Vorfahren. Die Gelehrten haben sich gleich daran gemacht, die Sachen in ein vernünftiges Deutsch zu übertragen, und reden auch viel davon, daß unsere bärenfellrauhen Altvorderen eine richtige Sprache gesprochen haben, die eben jetzt ausgegraben wird. Es sind berühmte Leute unter den Männern, die sich damit befassen, und sie nennen sich Germanisten. Im Spätsommer wollen sie hier in Frankfurt zum ersten Male zusammenkommen und über die Angelegenheit reden. Ich finde das großartig, aber eins fürcht' ich doch: daß sie die ganze Sache zu einer Wissenschaft verderben. Dann ist's aus mit der Poesie — kennst Du die Nibelungen? Nein? Dann komm' mit hinüber zu mir; ich habe das

Lied in einer Übersetzung von Simrock; der lebt in Bonn und muß ein gescheiter Kerl sein. Du wirst Augen machen! Es ist das Hohe Lied der Treue."

Also lasen sie in diesem Sommer der Nibelunge Not und gerieten selbstverständlich heftig aneinander. Denn Wilhelm deutete darauf hin, daß Peters geliebte alte Germanen doch eigentlich sehr loyale Fürstendiener gewesen seien, und daß Gunthers Mannen, anstatt ihren König aufzuknüpfen, samt und sonders für ihn in den Tod gegangen seien — welcher Verlegenheit sich Peter nur durch ein unerhörtes Freiheitsgebrüll entziehen konnte. Immerhin aber lasen sie sich beide in eine ehrliche Begeisterung hinein und beschlossen, sich die Germanisten im September zu betrachten.

So lief der Sommer hin. Peter bewirkte durch eine feurige Rede, daß seine Freunde aus der Krawallschachtel geschlossen zu Feldbechers roßschweifgeschmückter Fahne traten und neue Mitglieder warben. Der Magister sah sich infolgedessen vor einer erklecklichen Schreibarbeit und merkte kaum, welch heidnischer Greuel aus seinen frommbuddhistischen Anfängen herausgewachsen war.

Im frühen Herbst endlich schmückten die Frankfurter den Kaisersaal des Römers, um den sprachgelehrten Gästen einen ehrenvollen Empfang zu bereiten. Peter und Wilhelm postierten sich eines Tages auf dem Römerberg und sahen voll Ehrfurcht die berühmten Männer vorübergehen: die unzertrennlichen Brüder Grimm, den wundervollen Uhland, den alten Ernst Moritz Arndt, und Gervinus, und wie sie alle hießen. Es war eine feierliche Stunde, und mit feierlich erhobenen Seelen gingen sie wieder nach dem Rosenhause hinauf.

Aber der Tag endete mit einem schlimmen Mißklang. Zur selben Stunde, in der sich die Häupter der deutschen Wissenschaft im alten Kaisersaale versammelten, traf in Frankfurt die erste Nachricht von dem Offenen Briefe des Königs Christian VIII. von Dänemark ein.

Der Senator brachte die Kunde, als er gegen Sonnenuntergang heimkam. Lauenburg und auch Schleswig, so hatte der Dänenfürst erklärt, sollten untrennbar mit Dänemark verbunden sein — — Über das Geschick Holsteins entschied er noch nicht.

So war der Wappenspruch der beiden Herzogtümer Schleswig und Holstein: Up ewig ungedeelt! von frevler Hand zerrissen worden, und

so wurde die alte Streitaxt wieder ausgegraben, deren Heft Kaiser Konrad der Zweite vor achthundert Jahren dem Dänen in die Hand gegeben hatte. Schleswig gehörte zum Deutschen Bunde; seit Urzeiten war es mit Holstein verbunden — und nun sprengte Dänemark dieses Band. Frankfurt, als Sitz des Deutschen Bundestages, fieberte. Was würde die Regierung tun? Es gab eine heftige Debatte zwischen denen auf dem Röderberg. Denn plötzlich handelte es sich in der deutschen Politik nicht mehr um innere Fragen, sondern um einen Angriff von außen.

„Krieg!" schrie Peter auf, „Krieg! Das Blut, das die Bundestruppen in der Nordmark vergießen werden, wird den Boden bereiten für Blüten der Einheit und Freiheit! Die deutsche Republik wird mit Blut gekittet werden!" Er riß den Hut vom Nagel und rannte davon, glühend vor Gegenwartsempfinden. In der Krawallschachtel saßen die Brüder schon und brüllten über den Tisch.

Als er spät in der Nacht mit heißem Kopf nach Hause kam, stand es bei ihm fest: es gab Krieg. Denn ganz Frankfurt schnob Empörung.

„Die Preußen sind schon ausgerückt!" hieß es am andern Morgen.

„Woher wißt Ihr's?"

„Der Poſtillon ..."

„Nein, der Wirt vom Kaffeehaus ..."

Man wartete auf Telegramme. Den ganzen Tag; auch den nächſten. Aber es kam nichts, alles blieb ruhig. Dann ſagten die Beſonnenen: man wartet, bis klar iſt, was Dänemark über Holſtein entſchieden hat. So wartete man nun auf dieſe Entſcheidung. Aber auch ſie blieb aus, und die aufgeregten Wogen verebbten.

Peter Krafts Empörung über die Frechheit des Dänen ſchlug jetzt in Ekel um über die Tatloſigkeit des Deutſchen Bundes. „Wir können nicht heraus aus dem Schlafrocke!" klagte er.

Er wanderte mit Wilhelm zur Mainluſt hinaus. Es lagen ſchon welke Blätter zwiſchen den Gartentiſchen. Drinnen im Saal polterten die Scheuerfrauen mit den Holzeimern. Der Wirt kannte die Beiden. „Es war eine gewaltige Feſtivität geſtern, meine Herren! Die Germaniſten! Vierzig Herren. Sie haben ſich nichts abgehen laſſen, haha! Bemerken Sie gefälligſt: ſiebzig Gulden ſtanden auf der Rechnung für Speiſen, zweihundertſechsundfünfzig Gulden für Wein! Eine trockene Wiſſenſchaft, nicht wahr? Hihi!" Er war ſtolz auf ſeinen Witz.

Aber Peter knirschte. „Jawohl! Saufen können wir. Aber dreinhauen? Pfui Teufel!“ Wilhelm nickte schwermütig. Das milde Sterben in der Herbstwelt schien ihm deutsam. Ein Blatt nach dem andern rieselte zu Boden. Und ein Blatt nach dem andern fiel von der Krone des tausendjährigen deutschen Eichbaums. Würde der wohl noch einen neuen Frühling erleben?

Es schien nicht so. Denn die Aufregung, die über jenen Offenen Brief durch die deutschen Gemüter gebraust war, blieb das einzige Echo der dänischen Anmaßung. Der Winter kam, lief mit eintönigen, schläfrigweichen Schritten über das Land und breitete mit seiner Ereignislosigkeit ein Leichentuch auf die Hoffnungen der deutschen Patrioten. Selbst über den rauschblütigen Peter Kraft fiel eine wehmütige Resignation; und als die ersten Frühlingsstürme an dem Dache seines Häuschens rüttelten, sah er seufzend zu dem welken Eichkranz hinauf, der noch immer um Sands Märtyrerbild hing. Er schrieb in sein Tagebuch:

„Der Lenz ist gekommen, ich höre das große Brausen in der Welt. Jetzt treiben alle kraftspendenden Säfte zu neuem Leben, in der Natur und vielleicht auch im Baume der Menschheit.

Nur ein Aſt ſcheint abgeſtorben: Deutſchland, das dereinſt ſo hochherrlich geblüht — — hat. Dereinſt! Ein bitterſüßes Wort."

Ja, einmal ertappte ſich der Maler auf einem unerhörten Gedanken, nämlich: daß die abendlichen Brandreden in der Krawallſchachtel vielleicht doch recht kindiſch ſeien, und daß letzten Endes ein Stammtiſch voll Wirtshausrepublikaner ein elendes Gemächte ſei gegen ein preußiſches Gardebataillon. Aber ſogleich fuhr er vor dieſem Renegatengedanken entſetzt von dannen und ſchämte ſich ſeiner Geſinnungsloſigkeit ſo gewaltig, daß er an dieſem Abend zu den größten Schreiern der Runde gehörte. An dieſem Abend war die ganze Geſellſchaft überhaupt weidlich aufgeregt, ſintemalen der kleine Müller einen Gaſt mitgebracht hatte, der ſich durch den Namen Franz Xaver Huber einwandfrei als Münchener auswies.

Dieſer Huber goß mit ſeinen Berichten ein beträchtliches Quantum Öl in das ohnehin ſchon wilde Feuer. Nach ſeiner Erzählung mußte das biedere München in den letzten Monaten ein wahrer Pfuhl von Monarchenwillkür und Sittenloſigkeit geworden ſein. Man denke: der König war völlig in die Netze der Lola Montez verſtrickt — und dieſes teufelsmäßige Frauenzimmer tanzte

nicht nur auf dem Parkett, sondern auch auf den Nasen der Behörden, des Magistrats und somit auch auf denen des steuerzahlenden, schnöde geknechteten Bürgertums! Sie allein hatte die neuen kostspieligen Bauten auf dem Gewissen („mit dem sauren Schweiße des arbeitenden Volkes werden die Marmorblöcke aneinander gemörtelt," sagte Franz Xaver Huber), sie allein verärgerte das Offizierkorps, und endlich: sie allein war schuld an der Erhöhung des Bierpreises. Dieser letzte Punkt drohte katastrophal zu werden. Im Februar hatte der König die schöne Kanaille in den Adelsstand erheben wollen — ein Schrei der tiefsten Empörung aus allen Schichten der Bevölkerung war die Antwort, und das Ministerium Abel erbat und erhielt auch sogleich seine Entlassung. Unerhört: das neue Ministerium Wallerstein gab nach, und die abentreuernde Lola wurde zur Gräfin Landsfeld!

Die Krawallrunde vernahm schnaubend diesen Bericht. „Paßt auf!" brüllte der lange Bunsen, „entweder: der König jagt das Weib zum Teufel, oder: er baumelt!"

„Baumelt!" schrien sie begeistert.

Aber Franz Xaver Huber schüttelte bedachtsam den Kopf und sprach gelassen: „Oder aber end-

des Wirtshauses Zum Adler in Bornheim mieten konnte; denn dort sollte die neue Epoche der Kulturgeschichte aus der Taufe gehoben werden. Der gesamte Tierschutzverein hatte seine Mitwirkung zugesagt, und am bestimmten Tage rollte Kutsche auf Kutsche durch den strömenden Regen hinaus nach Bornheim.

Der Saal war festlich geschmückt und an den langen Tafeln warteten hundert Gedecke auf die Gäste. Die kamen — kamen — in schier überwältigender Zahl. Jeder wollte dabei gewesen sein, jeder wollte das erste Stück des Pferdebratens essen. Pferdefleisch stand in der Zeitung. Pferdefleisch war das Schlagwort der Woche. Hippophagomanie nannte man auf deutsch diese Erscheinung — Pferdefleischfreßsucht. Und als es endlich so weit war, gingen alle mit erhobenen Gefühlen zu Tisch, hörten voll Andacht eine wohlgesetzte Rede des Magisters Jean Feldbecher, aßen ihre Portion voll Wohlbehagen und Würde, und stellten ehrlich fest, daß sie noch nie einen so leckeren Braten gegessen hätten.

Feldbecher war selig. Er fühlte sich heute als Faktor in der Geschichte der Zivilisation. Und deshalb kostete es ihn auch wenig Überwindung, von dem Prinzip abzuweichen, das er seit Jahr-

zehnten innehielt, nämlich: nur am lieben Wäldchestag zu tief ins Glas zu ſchauen. Im Gegenteil — als man in der Dunkelheit das Bankett aufhob und nach der Stadt zurückfuhr, war der treffliche Magiſter der Luſtigſten einer und kletterte mit längſt vergeſſener Gewandtheit auf den Kutſchbock, um hochthronend in Frankfurt einzuziehen. Seine Freunde ſchalten, denn es pfiff ein kalter Wind über die Heide und der Regen floß unerbittlich. Er aber widerſetzte ſich ihren Bitten und blieb unentwegt auf ſeinem erhabenen Sitze, bis der Wagen vor dem Haus am Mainkai hielt.

Am andern Morgen erſchien Jean Feldbecher nicht am Kaffeetiſch. Man wartete — und ſchließlich flieg Wilhelm die ſteile Treppe zum Olymp empor. Er fand den Magiſter im Bett, mit fiebernden Schläfen und geſchloſſenen Augen; ſein Atem ziſchte.

Der Prinz lief hinunter und ſchickte nach dem Arzt; dann ging er eilends wieder hinauf und ſaß bei dem Kranken. Der Sanitätsrat Varrentrapp kam; er ſchimpfte ſchon auf der Stiege, nach ſeiner Gewohnheit. Eine ſchöne Beſcherung! Ob das alte Queckſilber ſich nicht in die geſchützte Kutſche hätte ſetzen können? Leichtſinn, miſerabler!

Aber dann beugte ſich der Arzt über das Bett und unterſuchte; er wurde immer haſtiger und ſchweigſamer. Endlich richtete er ſich auf und hatte ernſte Augen. „Lunge — genau wie damals — aber ſchlimmer, viel ſchlimmer. Mittag komm' ich wieder.“ Er verordnete noch einiges und ging.

Das war nun das böſe Ende eines frohen Tages. Wie ein laſtender Nebel legte es ſich auf das graue Haus. Jean Feldbecher pflag in ſeinen Fiebern Zwieſprach mit dem Tode. Manchmal in der Nacht, wenn Wilhelm einſam am Lager des Kranken wachte, ſchlürfte es wie ein ſchwerer Tritt die knarrende Holztreppe herauf — ſtand vor der Tür und zögerte — zögerte — — und blieb ſtill.

Oder es ſchlug wider die ſchwarzen Fenſterſcheiben mit beinernem Finger.

In ſolchen Stunden ſetzte ſich Wilhelm ſteil auf und lauerte auf den Tod, ihm in den Arm zu fallen. Aber der Tod blieb vor der Tür, der Tod grinſte vor den Scheiben und kam nicht herein.

Als es beſſer zu werden begann mit dem Magiſter, teilte ſich Wilhelm mit Babetten in die Wache. Das warme, ſonnenſelige Leben, das von dem Mädchen ausſtrahlte, ſchuf Wunder: von Stund an ward Feldbecher geſund, ſchneller und immer ſchneller. Der Sanitätsrat ſchüttelte den

borſtigen Kopf und ſchimpfte; das war ein erfreuliches Zeichen, denn wenn es gefährlich war, vergaß er ſeine Grobheit.

Der Magiſter lächelte wieder; er lag blaß und mager in den weißen Kiſſen und grüßte die Lieben mit dankbarem Blick. Erſt lächelte er wehmütig, dann heiter, dann vergnügt; und als er zum erſten Male ſein herzhaftes, luſtiges Lachen bekam und nicht einmal mehr huſten mußte danach, durfte er aufſtehen.

Alſo ſaß er ſorglich verpackt auf dem großen Kanapee in der Wohnſtube und ſprach: „Höre Wilhelm! Ich bin ein alter Mann, und Du biſt ein Grünſchnabel, mit Reſpekt zu ſagen. Ich habe mit Dir zu reden — geh hinaus, Babette! Nein? Dann bleib meinetwegen. Nämlich ich will Dir ſagen, was wir alle ſchon lange wiſſen, und nur Du biſt ſo dumm und ſperrſt Dich dagegen. Es gibt nur eine Geſcheitheit, die Du in Deinem Leben begehen kannſt, und die iſt: heirate die Babett—!“

„Willſt Du ſtill ſein!“ ſagte das Mädchen und wurde feuerrot.

„Nichts will ich, Jungfer Naſeweis! Jetzt weißt Du's, Prinz. Heirate die Babett. Punktum. — Und jetzt gieß mir noch einen Kaffee ein, Kleines.“

Wilhelm ſah ihn nachdenklich an.

Feldbecher nickte über den Tisch herüber, lehnte sich behaglich in das Sofa zurück und trank seine Tasse leer. „Denke dran, eh' es zu spät ist . . ."

„Magister!" rief Babette erschreckt und sprang auf. Die feine Porzellantasse war aus der Hand des Alten gefallen und zerklirrte am Boden. Sie sahen ihn vorwurfsvoll an.

Aber Jean Feldbecher blieb freundlich in der Sofaecke sitzen und kümmerte sich gar nicht um das große Unglück.

Denn er war gestorben.

Im rieselnden Novemberregen trugen sie ihn hinaus nach dem großen Friedhof. Es war ein schlichtes Begräbnis, und doch gingen viele Menschen hinter dem Sarge. Kein Trauermarsch mußte der Welt einen theatralischen Schmerz künden, weil Alle, die Jean Feldbecher das letzte Geleit gaben, die ehrliche Trauer in ihrem Herzen trugen.

Es war ein langer, langer Weg.

Von den kahlen Herbstbäumen schüttelte der Wind die Tropfen. Der Regen warf ein graues Netz um den wehmütigen Zug. Sie gingen fröstelnd, die Hände in den Manteltaschen vergraben. Schritt um Schritt, dem Grab entgegen.

Dann ließen ſie den Sarg hinab. Die Erde fiel feucht ſchollernd darüber. Babette ſenkte ſchluchzend das ſchöne Haupt. Die Männer preßten die Lippen aufeinander.

Durch die ſinkende Dämmerung ſchritten ſie wieder der Stadt entgegen, wortkarg und traurig. Peter Kraft ſprach. „Er iſt geſtorben, wie er gelebt hat: ohne Knalleffekt. Er war ein Menſch.“

Feldbecher nickte über den Tisch herüber, lehnte sich behaglich in das Sofa zurück und trank seine Tasse leer. „Denke dran, eh' es zu spät ist ..."

„Magister!" rief Babette erschreckt und sprang auf. Die feine Porzellantasse war aus der Hand des Alten gefallen und zerklirrte am Boden. Sie sahen ihn vorwurfsvoll an.

Aber Jean Feldbecher blieb freundlich in der Sofaecke sitzen und kümmerte sich gar nicht um das große Unglück.

Denn er war gestorben.

Im rieselnden Novemberregen trugen sie ihn hinaus nach dem großen Friedhof. Es war ein schlichtes Begräbnis, und doch gingen viele Menschen hinter dem Sarge. Kein Trauermarsch mußte der Welt einen theatralischen Schmerz künden, weil Alle, die Jean Feldbecher das letzte Geleit gaben, die ehrliche Trauer in ihrem Herzen trugen.

Es war ein langer, langer Weg.

Von den kahlen Herbstbäumen schüttelte der Wind die Tropfen. Der Regen warf ein graues Netz um den wehmütigen Zug. Sie gingen fröstelnd, die Hände in den Manteltaschen vergraben. Schritt um Schritt, dem Grab entgegen.

Dann ließen ſie den Sarg hinab. Die Erde fiel feucht ſchollernd darüber. Babette ſenkte ſchluchzend das ſchöne Haupt. Die Männer preßten die Lippen aufeinander.

Durch die ſinkende Dämmerung ſchritten ſie wieder der Stadt entgegen, wortkarg und traurig. Peter Kraft ſprach. „Er iſt geſtorben, wie er gelebt hat: ohne Knalleffekt. Er war ein Menſch.“

Als die erſte ratloſe Trauer vorbei war und das Leben wieder ſeine gewohnte Bahn ging — da merkten ſie erſt, wie lieb ihnen der beſcheidene Mann geweſen war. Die Lücke, die ſein Tod hatte aufklaffen laſſen, wollte und wollte ſich nicht ſchließen. Es wurde ein trauriges Weihnachten. In des Prinzen ſchwermütiger Seele hatte dieſes plötzliche Sterben einen tiefen Eindruck hinterlaſſen. Jedesmal, wenn er unten Schopenhauer vorbeirennen ſah, gab es ihm einen Stich — an dem hatte der Magiſter ſo gehangen, und ſie lernten ſich doch nie kennen. Und nun war es zu ſpät.

Zu ſpät! Das war Feldbechers letztes Wort geweſen. Wilhelm lächelte trübe: eine ſchöne Stimmung für Liebesgedanken!

Am Sylveſterabend kam Peter Kraft, und als ſie um den dampfenden Punſchnapf ſaßen und ſich abquälten, ein wenig Luſtigkeit in ihre Reden zu

bringen, quoll er plötzlich über vor Neuigkeiten. Der lange Bunsen hatte einen Brief aus Paris bekommen. — Als der Senator das hörte, runzelte er die Stirn: aus Paris? Also hatten die harmlosen Republikaner in der Krawallschachtel auch dahin Verbindungen? Das konnte einen stutzig machen.

In diesem Briefe waren Andeutungen von großen Dingen. Peter behauptete, genauer sei das nicht bezeichnet worden. Aber der alte König setzte sich steil auf und sagte gemessen: „Hüt' Dich, Hofmaler! Es gehen sonderbare Gerüchte über Euch in der Stadt. Wenn es einmal im Rate zur Sprache kommt — was soll ich sagen? Tu Dir den Gefallen und laß die Hand vom Feuer. Denn schließlich verbrennst Du Dich nur selber dabei."

Peter erschrak; es fiel ihm zum ersten Male ein, daß der Senator sein politischer Feind sei. Dieser Gedanke verschlug ihm die Rede, und er ward schweigsam für den ganzen Abend. Als es Zwölf schlug, stießen sie miteinander an und wünschten sich viel Glück für das kommende Jahr. Aber es war keine Kraft in diesem Wunsche. Gedrückten Herzens gingen sie auseinander.

So stieg das Jahr Achtundvierzig über den Horizont.

Schon der Januar brachte verworrene Nachrichten aus Frankreich. Die unehrliche Geldsackherrschaft Louis Philippes, die Verrottung der Gesellschaft ließen eine scharfe Opposition entstehen. Man rief nach einer Reform des Parlaments, des Wahlrechts, der Regierung. Überall fanden große Reformbanketts statt, bei denen man nicht eben glimpflich über den König und seinen Minister Guizot redete. Diese Bewegung griff von Woche zu Woche um sich. Am 22. Februar kam es zu riesigen Straßendemonstrationen. Barrikaden wurden gebaut. Von St. Denis aus rückten die Truppen vor — das Bürgerblut floß in Strömen. Da kam die Katastrophe: die Nationalgarde schloß sich den Empörern an und riß die übrigen Truppen mit sich. Noch hielt ein Rest der Garde zur Dynastie und stürzte sich in die Blutwogen des Barrikadenkampfes. Ganz Paris brüllte nach Rache — „on égorge le peuple!“

Und plötzlich brach der Widerstand des Thrones zusammen. Der König floh, zu Fuß, lächerlich in Frack und Zylinder. Man erkannte ihn — und ließ ihn laufen. Eine ironische Hand schrieb an das Schloß: Grande boutique à louer pour cessation de commerce.

Das war das Ende des französischen Königstumes.

Die Nachricht von diesen Ereignissen kam mit Windeseile über den Rhein und flog wie ein Funken ins Pulverfaß; oder brauste als Frühlingssturm über die deutschen Lande und riß den deutschen Michel aus dem Schlummer. Jedes Krähwinkel hatte plötzlich seine Krawalle und Protestadressen. Versammlungen über Versammlungen donnerten ihren Fluch und ihre Forderungen dem Deutschen Bund entgegen — und das unerhörte Wunder geschah: auch der Bundestag in Frankfurt begann den Ernst der Lage einzusehen. Ende Februar hob man in der Stadt die Druckschriftenzensur auf.

Dazu kamen während des März die aufregendsten Nachrichten aus Österreich. Wien flammte in hellem Aufruhr. Metternich, der allgewaltige Metternich, der Erzdespot Europas, stürzte. Die Freiheit der Presse wurde auch dort hergestellt.

Wie ein dämonischer Funke sprang die Bewegung nach Preußen über. In Berlin kam es zu Krawallen, große Versammlungen unter den Zelten forderten Freiheit der Meinung und der Schrift. Die Truppen trieben die Aufrührer auseinander, aber an der nächsten Straßenecke stießen

Als die erste ratlose Trauer vorbei war und das Leben wieder seine gewohnte Bahn ging — da merkten sie erst, wie lieb ihnen der bescheidene Mann gewesen war. Die Lücke, die sein Tod hatte aufklaffen lassen, wollte und wollte sich nicht schließen. Es wurde ein trauriges Weihnachten. In des Prinzen schwermütiger Seele hatte dieses plötzliche Sterben einen tiefen Eindruck hinterlassen. Jedesmal, wenn er unten Schopenhauer vorbeirennen sah, gab es ihm einen Stich — an dem hatte der Magister so gehangen, und sie lernten sich doch nie kennen. Und nun war es zu spät.

Zu spät! Das war Feldbechers letztes Wort gewesen. Wilhelm lächelte trübe: eine schöne Stimmung für Liebesgedanken!

Am Sylvesterabend kam Peter Kraft, und als sie um den dampfenden Punschnapf saßen und sich abquälten, ein wenig Lustigkeit in ihre Reden zu

bringen, quoll er plötzlich über vor Neuigkeiten. Der lange Bunsen hatte einen Brief aus Paris bekommen. — Als der Senator das hörte, runzelte er die Stirn: aus Paris? Also hatten die harmlosen Republikaner in der Krawallschachtel auch dahin Verbindungen? Das konnte einen stutzig machen.

In diesem Briefe waren Andeutungen von großen Dingen. Peter behauptete, genauer sei das nicht bezeichnet worden. Aber der alte König setzte sich steil auf und sagte gemessen: „Hüt' Dich, Hofmaler! Es gehen sonderbare Gerüchte über Euch in der Stadt. Wenn es einmal im Rate zur Sprache kommt — was soll ich sagen? Tu Dir den Gefallen und laß die Hand vom Feuer. Denn schließlich verbrennst Du Dich nur selber dabei."

Peter erschrak; es fiel ihm zum ersten Male ein, daß der Senator sein politischer Feind sei. Dieser Gedanke verschlug ihm die Rede, und er ward schweigsam für den ganzen Abend. Als es Zwölf schlug, stießen sie miteinander an und wünschten sich viel Glück für das kommende Jahr. Aber es war keine Kraft in diesem Wunsche. Gedrückten Herzens gingen sie auseinander.

So stieg das Jahr Achtundvierzig über den Horizont.

Führer der deutschredenden Völker anerkannt hatte. Zwar hatte auch München, hatte auch Berlin seinen Aufruhr gehabt, und in allen Staaten schien es gleichmäßig zu flammen — aber dennoch fürchtete der Senator, daß das Ergebnis der künftigen Beratungen (wenn es überhaupt dazu kommen sollte ...) ein Deutschland ohne Österreich sein werde. Und dann war er und seine großdeutsche Partei endgültig besiegt.

Wilhelm wiederum grüßte die Nationalversammlung mit freudigem Herzen. Er hoffte darauf, daß jetzt jenes Reich gegründet werden solle, das er damals in der Krawallschachtel angekündigt hatte — und dessentwegen er von den roten Republikanern vor die Türe gesetzt worden war. Diese Republikaner waren von der Entwicklung der Dinge schwer betroffen. Ein großes, einiges Deutschland wollten sie wohl auch, aber ohne Ministerliquen und Despoten — und es sah ganz danach aus, als ob das künftige Parlament eine Kaiserkrone verschenken werde. Aber noch konnte man nicht sicheres darüber wissen, und deshalb schwiegen sie, verblüfft und ungewiß, und warteten auf die Zukunft.

Der April ging vorüber, ohne daß die Nationalversammlung eröffnet wurde. In Baden ver-

ſuchten die Republikaner einen Putſch; Hecker, Struve, Herwegh waren die Hauptleute. Aber die Bewegung wurde überraſchend ſchnell von den Bundestruppen eingedämmt und ſcheiterte jämmerlich.

Der Mai kam heran, ſtrahlend, wundervoll. Wilhelms fünfundzwanzigſter Geburtstag ſtand vor der Tür, und Babette wirtſchaftete geheimnisvoll herum; denn ſie wollte dem Prinzen etwas ganz beſonderes ſchenken: einen höchſteigenhändig verfertigten und gemalten Lampenſchirm, damit er nicht mehr über das grelle Licht ſeiner nächtlichen Studierlampe zu klagen brauche. Babette freute ſich auf den Tag, war ſtolz auf ihr Werk und genoß im voraus den überwältigenden Eindruck, den das Geſchenk auf Wilhelm machen würde. Aber das Schickſal nahm ihr die Trumpfkarten aus der Hand; denn die Weltgeſchichte ſelbſt ſchien dem Prinzen eine Gabe zu Füßen legen zu wollen: für den achtzehnten Mai wurde die Eröffnung der Nationalverſammlung feſtgeſetzt.

Wieder geriet die Stadt in einen Taumel der Begeiſterung. Das neue Parlament ſollte in der Paulskirche tagen. Ein feſtfroher Zug der Abgeordneten bewegte ſich durch die fahnenwallenden

sie auf erneuten Widerstand. Unter den Linden protestierte man gegen diese „Militärexzesse" — und endlich am achtzehnten März wuchsen die Barrikaden aus der Erde. Der blutige Straßenkampf war da.

Die Abgeordneten der deutschen Parlamente und Ständeversammlungen blieben nicht untätig. Der Gedanke, ein „Vorparlament" zu schaffen, tauchte auf, und der Bundestag sah sich gezwungen, ihm zuzustimmen. So versammelten sich am letzten Tage des März gegen sechshundert Abgeordnete aus allen deutschen Gauen in Frankfurt. Die Stadt fieberte. Alle Wirtshäuser waren gedrängt voll; im Wolfseck, im Weidenbruch hatten die Republikaner ihren Hauptsitz. Peter Kraft fand kaum mehr Zeit, heimzugehen. Er lief von einer Versammlung in die andere, hörte, schrie, redete selber.

Der Frühling! Der deutsche Frühling!!

Wie ein Rausch fiel es über die alte Stadt. Schwarz-rot-goldene Fahnen überall. Girlanden, Teppiche an den Häusern. Man jubelte einander zu, sah die Umzüge, die Flaggen — und hatte doch keine Ahnung, was aus all dem Trubel werden sollte. Es war ein politisches Jahrmarktsfest. Über den Rhein herüber sah die schlangen-

haarige Revolution und grinste über die kindliche Gutmütigkeit der deutschen Seele ...

In der Krawallschachtel lagen sie abends alle selig unter dem Tisch; denn Franz Xaver Huber aus München hatte geschrieben, daß die gottverfluchte Lola zum Teufel gejagt sei. Ihren König habe sie gleich mitgenommen. Und nun würde ja wohl auch das Bier wieder billiger werden.

Viktoria! Das Vorparlament beschloß die Einberufung einer deutschen Nationalversammlung, die eine einheitliche Verfassung für das Deutsche Reich ausarbeiten sollte.

Für das Deutsche Reich! Das klang wie goldener Trompetenton und schmetterte sonnig durch das Land. Das Deutsche Reich — endlich, endlich! Die drohende Gefahr war durch dieses Wort beseitigt, die ewige Frage schien gelöst. Nun konnte die Ruhe wiederkehren, die liebe Ordnung. Denn man würde ein Reich zusammendisputieren ...

Dieses widersinnige und ironische Wort vom Zusammendisputieren stammte von dem Senator König. Der hatte die Ereignisse der letzten Zeit mit recht unbehaglichen Augen betrachtet. Die Revolution in Wien bedrückte ihn schwer, denn er sah in ihr das Ende eines mächtigen, ehrwürdigen Monarchentums, das er von jeher als

Wort halten — gut! Aber wehe, wenn es anders kommt!“

Doch die mannhafte Erklärung schien ihren Zweck zu erreichen: die Friedensgerüchte verstummten, und man wandte sich wieder zu der eigentlichen Arbeit an der Verfassung.

Und während in Paris im Juni die Revolution von neuem aufflammte und fünftausend Opfer forderte, geschahen in Frankfurt denkwürdige Dinge. Man verkündete den Entschluß, eine deutsche Zentralgewalt zu schaffen, und Heinrich von Gagern konnte die Worte sprechen: „Die Majorität scheint mehr und mehr zu der Ansicht gekommen zu sein, daß die künftige Zentralgewalt einem Reichsverweser übertragen werden müsse.“

Es gab heiße Köpfe über diesen Spruch, und wieder begann die fiebernde Aufregung in der Stadt. Wilhelm jubelte dem kommenden Kaiser zu. Der Senator nickte resigniert: es war geschehen, was er befürchtet hatte: das Ende der kleinen Staaten schien gekommen. Peter Kraft tobte, und mit ihm das ganze republikanische Lager. „Dazu die Anstrengung?“ höhnte er, „dazu das ganze Jubelparlament von Hanswürsten? Ich will Euch sagen: noch ein einziger Mißgriff der

ſuchten die Republikaner einen Putſch; Hecker, Struve, Herwegh waren die Hauptleute. Aber die Bewegung wurde überraſchend ſchnell von den Bundestruppen eingedämmt und ſcheiterte jämmerlich.

Der Mai kam heran, ſtrahlend, wundervoll. Wilhelms fünfundzwanzigſter Geburtstag ſtand vor der Tür, und Babette wirtſchaftete geheimnisvoll herum; denn ſie wollte dem Prinzen etwas ganz beſonderes ſchenken: einen höchſteigenhändig verfertigten und gemalten Lampenſchirm, damit er nicht mehr über das grelle Licht ſeiner nächtlichen Studierlampe zu klagen brauche. Babette freute ſich auf den Tag, war ſtolz auf ihr Werk und genoß im voraus den überwältigenden Eindruck, den das Geſchenk auf Wilhelm machen würde. Aber das Schickſal nahm ihr die Trumpfkarten aus der Hand; denn die Weltgeſchichte ſelbſt ſchien dem Prinzen eine Gabe zu Füßen legen zu wollen: für den achtzehnten Mai wurde die Eröffnung der Nationalverſammlung feſtgeſetzt.

Wieder geriet die Stadt in einen Taumel der Begeiſterung. Das neue Parlament ſollte in der Paulskirche tagen. Ein feſtfroher Zug der Abgeordneten bewegte ſich durch die fahnenwallenden

Wort halten — gut! Aber wehe, wenn es anders kommt!"

Doch die mannhafte Erklärung schien ihren Zweck zu erreichen: die Friedensgerüchte verstummten, und man wandte sich wieder zu der eigentlichen Arbeit an der Verfassung.

Und während in Paris im Juni die Revolution von neuem aufflammte und fünftausend Opfer forderte, geschahen in Frankfurt denkwürdige Dinge. Man verkündete den Entschluß, eine deutsche Zentralgewalt zu schaffen, und Heinrich von Gagern konnte die Worte sprechen: „Die Majorität scheint mehr und mehr zu der Ansicht gekommen zu sein, daß die künftige Zentralgewalt einem Reichsverweser übertragen werden müsse."

Es gab heiße Köpfe über diesen Spruch, und wieder begann die fiebernde Aufregung in der Stadt. Wilhelm jubelte dem kommenden Kaiser zu. Der Senator nickte resigniert: es war geschehen, was er befürchtet hatte: das Ende der kleinen Staaten schien gekommen. Peter Kraft tobte, und mit ihm das ganze republikanische Lager. „Dazu die Anstrengung?" höhnte er, „dazu das ganze Jubelparlament von Hanswürsten? Ich will Euch sagen: noch ein einziger Mißgriff der

Verſammlung, eine Unzufriedenheit unter den Wählern — und das ganze Deutſchland fliegt ſamt ſeinem übervortrefflichen Parlament in die Luft!"

Eine gefährliche, entzündbare Stimmung wuchs in dieſen Kreiſen.

Plötzlich brüllten am dreißigſten Juni die Kanonen. Die Glocken dröhnten. Der Maler rannte zur Stadt; aber er ſah Fahnen hochſteigen und murrte: das war keine Revolution.

Nein. Die Nationalverſammlung hatte Johann, Erzherzog von Öſterreich, zum Reichsverweſer gewählt. Er nahm die Wahl an.

Peter lachte bitter: oh Deutſchland ...

Aber der Senator ſtieg an dieſem Tage ſelber zum Weinkeller hinunter und holte eine Flaſche vom Beſten; denn ihm deuchte, Öſterreich ſtehe wieder an der Spitze.

Am elften Juli zog das neue Haupt Deutſchlands unter unermeßlichem Jubel in Frankfurt ein. Peter Kraft ſaß daheim und verfluchte die germaniſche Hurrahknechtſchaft. „Es ſieht düſter aus, und die Freiheit verhüllt ihr Haupt." Er ſchrieb in ſein Tagebuch: „Ich wäre der treueſten Deutſchen einer. Aber wenn Torheit auf Torheit folgt, ſo will ich den Staub von meinen Füßen

Wort halten — gut! Aber wehe, wenn es anders kommt!"

Doch die mannhafte Erklärung schien ihren Zweck zu erreichen: die Friedensgerüchte verstummten, und man wandte sich wieder zu der eigentlichen Arbeit an der Verfassung.

Und während in Paris im Juni die Revolution von neuem aufflammte und fünftausend Opfer forderte, geschahen in Frankfurt denkwürdige Dinge. Man verkündete den Entschluß, eine deutsche Zentralgewalt zu schaffen, und Heinrich von Gagern konnte die Worte sprechen: „Die Majorität scheint mehr und mehr zu der Ansicht gekommen zu sein, daß die künftige Zentralgewalt einem Reichsverweser übertragen werden müsse."

Es gab heiße Köpfe über diesen Spruch, und wieder begann die fiebernde Aufregung in der Stadt. Wilhelm jubelte dem kommenden Kaiser zu. Der Senator nickte resigniert: es war geschehen, was er befürchtet hatte: das Ende der kleinen Staaten schien gekommen. Peter Kraft tobte, und mit ihm das ganze republikanische Lager. „Dazu die Anstrengung?" höhnte er, „dazu das ganze Jubelparlament von Hanswürsten? Ich will Euch sagen: noch ein einziger Mißgriff der

er klopfenden Herzens die Türme der Vaterſtadt wiederſah, ſchon damals fühlte er, was ihn ſo ſehnſüchtig heimbegehren ließ. Seitdem waren zwei Jahre vergangen, Jahre des Ruhigwerdens und der Beſinnung. Und jetzt ſchienen ihm im lachenden Sommer die Früchte endlich entgegenzureifen. Er wußte: ein leiſes Wort, und die ſchöne Babette van Hees, die ſo lange ſeiner Liebe geharrt, war ſein.

Nun war wohl die Stunde für dieſes Wort gekommen.

Daß er es nicht ſprach, war nicht ſeine Schuld. Im Juli geſchah es, daß die große, ſtarke Frau van Hees vom Schlag getroffen wurde. Lange Wochen ſaß Babette an dem Krankenlager der Mutter, und Barrentrapps Umſicht erreichte endlich eine Geneſung. Aber der roſenblühende Sommer war vorbei. Ein wenig blieb zurück von der Krankheit: die linke Seite der Mutter war halb gelähmt. So gab es ein wehmütiges Wiederſehen, als zum erſten Male der Wagen des Ratsherrn van Hees vor dem Röderberghauſe hielt; denn nur mit Mühe konnte die Frau den Gartenweg hinaufgehen. Die Senatorin fiel ihr weinend um den Hals. Seit dieſem Tage hielt der Wagen des öfteren vor der Roſenpforte, denn Babettens

schütteln und die Heimat verlassen. Denn mein Herz verblutet sich in der Erkenntnis des ewigen Unsinns. Wahrlich: die große Zeit findet ein kleines Geschlecht."

So grollte der Maler mit der Weltgeschichte, weil sie seine Hoffnungen nicht erfüllen wollte. Den ganzen Sommer über zog er sich fast zurück von seinen Freunden und arbeitete verbissen an seinen Bildern. Er glaubte zu spüren, daß die Sache der Republik endgültig verloren sei.

Wilhelm freilich sah Deutschlands Zukunft auf Adlerfittichen und verfocht in hundert Gesprächen die Sache der Nationalversammlung. Eine starke, warmblütige Zuversicht war seit jenem achtzehnten Mai über ihn gekommen. Und nun, da ihm die deutsche Frage gelöst schien, die bislang lastend auf seinem Herzen gelegen hatte — nun fühlte er die Zeit gekommen, in der er Feldbechers letzter Mahnung folgen konnte.

Die wehe Wunde, die ihm das Ungestüm und die Kaltherzigkeit Babettens vor Jahren geschlagen hatte, war verharscht; die goldene Schrift auf Ludwig Bruchs Grabe verblaßte schon — die Zeit fuhr mit ebnendem Finger über die jähen Schroffen dieses Schicksals. Schon damals, als es Wilhelm aus England zurückgezogen hatte, als

er klopfenden Herzens die Türme der Vaterſtadt wiederſah, ſchon damals fühlte er, was ihn ſo ſehnſüchtig heimbegehren ließ. Seitdem waren zwei Jahre vergangen, Jahre des Ruhigwerdens und der Beſinnung. Und jetzt ſchienen ihm im lachenden Sommer die Früchte endlich entgegenzureifen. Er wußte: ein leiſes Wort, und die ſchöne Babette van Hees, die ſo lange ſeiner Liebe geharrt, war ſein.

Nun war wohl die Stunde für dieſes Wort gekommen.

Daß er es nicht ſprach, war nicht ſeine Schuld. Im Juli geſchah es, daß die große, ſtarke Frau van Hees vom Schlag getroffen wurde. Lange Wochen ſaß Babette an dem Krankenlager der Mutter, und Barrentrapps Umſicht erreichte endlich eine Geneſung. Aber der roſenblühende Sommer war vorbei. Ein wenig blieb zurück von der Krankheit: die linke Seite der Mutter war halb gelähmt. So gab es ein wehmütiges Wiederſehen, als zum erſten Male der Wagen des Ratsherrn van Hees vor dem Röderberghauſe hielt; denn nur mit Mühe konnte die Frau den Gartenweg hinaufgehen. Die Senatorin fiel ihr weinend um den Hals. Seit dieſem Tage hielt der Wagen des öfteren vor der Roſenpforte, denn Babettens

Mutter saß gern auf dem Belvedere und ließ den geschwächten Leib von den Strahlen der späten Sonne umschmeicheln.

Während der Wochen ihrer Krankheit hatte sich im Verborgenen eine neue politische Aufregung vorbereitet. Jenes Gerücht, daß der deutsche Bund zu einem schmählichen Waffenstillstand mit Dänemark neige, war im Juni vor der mannhaften Erklärung der Nationalversammlung verstummt. Aber jetzt lief es wieder mit unsicheren Schritten durch die Gassen, raunte in den Wirtsstuben und schuf Angst und Unruhe.

Als Frankfurt am 28. August den Geburtstag seines größten Sohnes beging, kam die Nachricht: der Waffenstillstand zu Malmö sei geschlossen ...

Ein Wutschrei brauste auf. Unter dem Drucke Rußlands, Englands und Frankreichs hatte die Regierung nachgegeben — die große Schmach war über das schwache Deutschland gekommen.

Aber noch hatte das Parlament in der Paulskirche das Unerhörte nicht gutgeheißen, noch durfte man auf ein ehrenhaftes Ende hoffen. Bei den Malmöer Verhandlungen hatte man das Mitwirken des neuen Reichsministers Max von Gagern höflich abgelehnt — eine zweite Frechheit

gegen den Bund. Ganz Deutſchland wartete auf die Debatte in der Paulskirche.

Der Tag kam. In der Dämmerung verſammelten ſich die Abgeordneten. Und als die achte Abendſtunde von den Türmen dröhnte, mußte der Präſident die große Schande verkünden: das Parlament ließ den Waffenſtillſtand beſtehen.

Ein furchtbarer Aufruhr tobte durch die hohe Halle der Kirche. Als die Deputierten auf die Straße traten, ſtürzte ſich die Volksmaſſe ihnen entgegen — das alſo waren die Männer, die man zu Vertretern des Deutſchen Reiches gewählt hatte?

Eine brüllende Wut fiel über die Maſſen. An jeder Straßenecke erſtanden Volksredner, die gegen das ohnmächtige Parlament hetzten. Eine plötzliche Verbindung zwiſchen allen republikaniſchen und revolutionären Kreiſen war da. Man kam überein, für den nächſten Tag eine große Verſammlung auf der Pfingſtweide einzuberufen. Die ganze Nacht tobte die Aufregung in den Straßen.

Und der nächſte Tag glomm herauf. Strahlend ſchön und unberührt von dem trüben Strudel der Welt. Es war ein Sonntag, niemand

brauchte seinem Geschäft nachzugehen. Scharenweise strömten die Männer hinaus, durch das Allerheiligentor zur Pfingstweide. Die Konstabler waren machtlos. Große Knüppel starrten über der gedrängten Masse — Flintenläufe — Sensen — rote Federn. Zwölftausend Haßerfüllte standen auf dem herbstlichen Plan. In der Mitte der Wiese war aus Fässern ein großes Podium errichtet; dorthin traten die Führer und hielten ihre Reden: Zitz, Schlöffel, der Barrikadenreisende Germain Metternich. Das Volk kannte sie kaum, aber man brüllte Beifall, schrie, tobte, hörte kaum auf ihre Worte.

Aber auf einmal wurde es still.

Auf der Rednertribüne stand ein schlanker junger Mann und winkte Schweigen. Es war Peter Kraft — den kannten sie alle.

Und Peter Kraft schmetterte mit seiner scharfen Siegerstimme über die Pfingstweide.

„Freunde! Staatsbürger! Deutsche! Wir haben uns hier versammelt zum flammenden Protest gegen die größte Schmach, die uns angetan worden ist seit den Zeiten des großen korsischen Räubers. Wir sind zusammengekommen, um entgegenzuschleudern unsern deutschen Zorn dem frechen Dänen. Aber wir haben uns auch

verſammelt, um unſere Verachtung kundzutun dem Parlament, das unſere Hoffnungen ſchnöde betrogen hat —"

Ein Beifallsgeheul brauſte auf.

„Wir wollen proteſtieren gegen die jämmerliche Schwäche der Feiglinge in der Paulskirche. Wir erklären, daß wir unzufrieden ſind mit jenem Sklavengeröchel von fünfhundert markloſen Staatsgauklern. Wir ſchleudern ihnen unſere tiefſte Verachtung entgegen. Wir erklären ſie für unfähig, fernerhin die Vertreter des deutſchen Volkes zu ſein —"

„Nieder mit der Nationalverſammlung!" brüllte die Gemeinde.

„Wir ſtellen feſt, daß es anders werden muß bei uns. Bürger! Was nützt uns ein Reichsoberhaupt, das vor einem kläffenden Hunde flieht? Wir fordern die Souveränität des Volkes!! Und wir erheben dieſe einzige Forderung nicht erſt heute: wir haben ſie ſchon ſeit Jahren erheiſcht. Aber man hat ſie uns verweigert! Heute iſt dieſe Souveränität noch von den knöchernen Händen gottesgnadentümlicher Deſpoten umkrallt. Aber wir ſchwören: wenn man unſer Gut und Recht nicht freiwillig herausgibt, ſo werden wir es uns nehmen!"

Ungeheurer Beifall stürmte dem Worte nach.

„Wir verlachen die diplomatische Federfuchserei. Wir wollen Frakturschrift schreiben!! Wir erklären die sogenannte deutsche Nationalversammlung für einen Verrat am deutschen Volke, an der deutschen Freiheit und der deutschen Ehre! Wir speien jeder heute noch bestehenden Staatsgewalt unsere Verachtung ins Gesicht und werden danach zu handeln wissen ..."

Der Redner verstummte plötzlich. Ein riesiger Mann stand neben ihm und packte ihn beim Arm. Peter Kraft riß sich los. Die Nahestehenden begriffen — und mit blinder Wut stürzte sich die Menge über die Bühne und riß den Polizisten herunter. Man schleuderte ihn unter die nachdrängenden Massen, stieß ihn hin und her, verfolgte ihn — und niemand achtete mehr auf den Redner selbst.

Zwei Stunden später lief Peter Kraft glühend und toterschöpft heim. Unterwegs überholte ihn der Wagen der Frau van Hees. Babette hatte die Zügel.

An der Rosenpforte stand Wilhelm. „Peter! Was hast Du getan? Jetzt ist das alte Band zer-

riſſen! Ich weiß, wie Du biſt — aber der Vater tobt; laß Dich nicht blicken!"

„Auch ſo einer!" rief der Maler höhniſch nickend und rannte weiter.

Die Dämmerung kam. Unten aus der Stadt brandete das dumpfe Geräuſch der wälzenden Maſſen herauf. Die Sonne ſank in göttlicher Einſamkeit und blickte ſcheidend auf das wildgärende Frankfurt des ſiebzehnten September.

Wilhelm führte Babettens Mutter den Gartenpfad herunter; der Wagen wartete noch. Am Tor ſtand er eine Weile und ſagte Babetten Lebewohl.

Da haſtete einer durch das ſinkende Dunkel heran. Es war der lange Bunſen. Wilhelm trat ein wenig zurück, denn die Begegnung machte ihm wenig Freude. Aber Bunſen ſteuerte gerade auf ihn los und zog ihn beiſeite.

„Hören Sie einen Augenblick! Peter iſt daheim, ich weiß es. Aus der Stadt kommen Konſtabler mit dem Haftbefehl — in fünf Minuten ſind ſie hier. Dieſer Wagen da — — verſtehen Sie? Gut."

Er rannte nach dem Hauſe Peter Krafts.

„Steigen Sie aus, Mutter van Hees!" ſagte der Prinz ruhig, „leihen Sie mir den Wagen für drei Stunden."

„Was?“ fragte die alte Frau und legte die Hand ans Ohr.

„Du sollst noch einen Augenblick ins Haus kommen, Mutter!“ Babette griff nach ihrer Hand, half ihr aus dem Wagen und führte sie weg. Als das Mädchen zurückkam, stand Bunsen schon mit Peter am Wagen.

„Fort!“ sagte der Lange und schob Peter hinauf. Babette stieg auf den Bock und langte nach der Peitsche. Wilhelm setzte sich neben sie.

„Los!“

Babette hieb auf die Pferde. Der Wagen rasselte ab — nach Hessen.

Bunsen sah ihnen einen Augenblick nach und wandte sich dann der Stadt zu. Nach fünfzig Schritten begegnete er den Polizisten. „Wenn Sie den Hofmaler Kraft suchen — er ist gerade beim Abendbrot, meine Herren.“

Gegen zehn Uhr hielt in der Nähe eines kleinen Gehöftes bei Hanau ein Wagen. Peter sprang heraus und dehnte die Glieder.

„Nun sollen sie mich suchen — haha! Die da drinnen verstecken mich eine Weile, es sind ehrliche Deutsche . . .“

„Und dann?“ fragte Babette.

„Dann? Über den Rhein, durch Frankreich — nach dem freien Amerika! Ja, ja — es geht über meine Kraft, dem Vaterlande treu zu bleiben; denn dieſes Vaterland hetzt ſeine Beſten mit Hunden zu Tode. Ich aber will mir ein neues Glück bauen mit rüſtigen Armen."

Wilhelm und Babette traten zu ihm. Schweigend.

Und wie ſie ſo vor ihm ſtanden, fiel über den Maler Peter Kraft das ganze Weh. Der Heimat konnte er mit erſtarrtem Herzen den Rücken kehren — aber als es ans Scheiden von den Jugendgeſpielen ging, da brach ſein harter Stolz in Stücke. Ein wundes Stöhnen klang in das Dunkel der Nacht. Er faßte Babettens Hand.

„Nun ſehen wir uns zum letzten Mal ... Ach, Babette! Wie hätte es doch ſo ganz anders kommen können! Ich dachte mir ein goldenes Schloß zu bauen, und heute ſteh' ich an den jämmerlichen Trümmern einer Hütte. Es iſt ein trauriges Ding um eine lebendige Seele! Und Du, Wilhelm — unſere Wege ſind kaum zuſammengegangen, und doch haben wir uns immer herzlich zugenickt, wenn wir uns begegneten. Das iſt jetzt alles, alles vorbei."

Sie konnten ihm nicht antworten.

Peter Kraft ſchüttelte ihre Hände.
Dann ſchritt er in die Nacht.

„Wir aber wollen heimwärts fahren,“ ſagte Wilhelm leiſe und wandte ſich zu dem Wagen. Babette nickte wortlos und ſtieg wieder auf den Bock. Der Prinz zündete die Laternen an und ſetzte ſich zu ihr. Die Pferde zogen an. Langſam rollte der Wagen den Weg zurück.

Sie ſchwiegen, wehmütig und verſonnen. Der Mond ſtieg ſilbern über die Hügel und wob ein Schlummernetz um die Welt. Im feuchten Graſe zirpten ſpäte Grillen. Schläfrig gingen die Pferde, mit hangenden Köpfen. Babette trieb ſie nicht. Wilhelm nahm aus ihrer Hand die Zügel und ſchlang ſie um den Laternenſtock: es gab nur einen Weg für die müden Tiere — nach Hauſe.

Der Prinz griff nach des Mädchens Hand. „Ich danke Dir, Babette. Du haſt mir einen Freund gerettet.“

Sie ſchwieg.

Wilhelm dachte an Peters letzte Worte; ſprach verſunken: „Wie hätte es doch ſo ganz anders kommen können ... ja, Babette, ganz anders! Weißt Du noch? Vielleicht wär' ein neuer Menſch aus ihm geworden. Aber Du haſt nicht gewollt.

Es war das zweite Mal in Deinem Leben, Babette, daß Du hart gewesen bist. Das erste Mal wareſt Du noch ein Kind — und auch ich war voll Torheit und Trotz."

Sie ließ das Haupt auf seine Schulter sinken. Eine bittere Träne rann.

„Aber es ist anders geworden, Babette. Wir beide sehen heute weiter und tiefer. Und diese traurige Nacht hat mir gesagt, daß wir beide unser Schicksal zusammen tragen können — und sollen. Denn wir haben erkannt: was auch für Unterschiede uns trennen mögen — eines bindet uns doch: das liebe, treue, deutsche Herz."

„Ja!" sprach das Mädchen und richtete sich auf, „so soll es sein: das deutsche Herz soll uns zusammenhalten in glücklicher Kraft vor Gott und den Menschen — bis daß der Tod uns scheidet."

Da schlang er seinen Arm um sie und küßte sie auf den Mund.

Gemächlich rollte der Wagen dem Rosenhause entgegen. Die späten Grillen im feuchten Grase zirpten ein Hochzeitslied.

Dann traten die beiden miteinander in die trauliche Stube. Der Senator sah ihnen kopfschüttelnd entgegen. „Wo habt Ihr gesteckt?"

„Oh!" sagte der Prinz mit freundlichem Lächeln

und blickte das Mädchen an, „es ist nicht der Rede wert ... bloß: wir haben uns verlobt."

„Bravo!" rief der Senator und schlug auf den Tisch.

Aber die beiden Frauen sagten nichts; sondern sie fielen sich in die Arme und weinten sich so recht von Herzen aus — als ob das größte Unglück geschehen sei. Denn die Frauen tun ja immer das Gegenteil von dem, was man vernünftigerweise erwarten sollte.

Am nächsten Tage tobte der Aufruhr in der Stadt ärger als gestern. Die Sturmglocke heulte wimmernd über die Dächer, auf den Gassen wuchsen Barrikaden empor. Der Pöbel schwur den Abgeordneten des Parlaments Tod und Verderben.

Aber Wilhelm König kümmerte sich nicht darum. Er stand singend im Garten und suchte späte Rosen; mit denen wollte er seine Liebe schmücken. Doch diese Liebe war zu groß, als daß er genug Blüten auf dem Röderberge hätte finden können. So wanderte er quer durch die herbstlichen Felder hinaus nach der Gärtnerei des alten Schmidt auf der Bornheimer Heide.

In der Nähe der Stadt überholten ihn zwei

Reiter. Er kannte ſie: es war Fürſt Felix Lichnowsky und der General Auerswald, beide Deputierte der Nationalverſammlung. Wilhelm lächelte: denen ſchien es nicht recht geheuer zu ſein zwiſchen den Häuſern; ſie ritten langſam über die ſonnige Heide.

Dem alten Schmidt traten die Tränen in die Augen, als er von Wilhelms jungem Glücke hörte. „Euch hat der Herrgott füreinander geſchaffen, eines ſchöner als das andere.“

„Seien Sie ſtill!“ ſagte der Prinz fröhlich, „ich mag keine Komplimente von Ihnen; ſondern Roſen — Roſen ſo viel es gibt. Die will ich Babetten bringen. Geben Sie mir die Schere, ſo. Nun geht's ans Plündern, grade wie in Frankfurt.“

„Hm, hm,“ brummte der Gärtner bedenklich, „da drinnen gibts heute noch geſpaltene Schädel. Und Du ſtehſt im Roſengarten —. Eine tolle Zeit!“ Er ſah Wilhelm mit glücklichen Augen nach. Der Prinz ging durch die weite Gärtnerei; ganz hinten am Zaune blühten die letzten der königlichen Blumen.

Er ſchnitt und ſchnitt. Langſtielige Marſchall Niel, wunderſüße La France. Faſt wurde ihm die Laſt im Arm zu ſchwer.

Da lief ein wüstes Geheul über die kahle Heide. Wilhelm trat an den Zaun und schattete die Augen mit der Hand. Weit draußen wälzte sich ein wilder Knäuel — Sensenmänner, Rotblusen mit Gewehren und Knüppeln — und in ihrer Mitte die beiden Reiter, Lichnowsky und Auerswald.

Ein Schuß hallte herüber — — noch einer.

Auerswald stürzte vom Pferd ...

Da teilte sich plötzlich das entsetzliche Gewirr. Ein Mann rannte über die Heide, der Gärtnerei zu: Lichnowsky!

Wilhelm stand erstarrt. Das Blut stockte ihm in den Adern: hinter dem Fürsten hetzten sie her, eine blutgierige Meute.

Einer blieb stehen und hob die Flinte. Der Schuß blitzte auf —

Und durch die zitternde Heideluft pfiff der Tod.

Als die roten Rosen in den Strahlen der scheidenden Sonne aufglühten, wurde Wilhelm gefunden.

Er lag mit seligem Lächeln. Die Kugel war ihm mitten in die Brust gedrungen. Und süße, herrliche Rosen, rote Rosen des Herbstes breiteten sich weich und duftend über den letzten Prinzen von Arkadien.

Ende.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

JUN 15 [illegible]

LD 21—100m-9,'47(A5702s16)476

YB 50259

427225

876
G313
le

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY